Urahnenland

Familienerinnerungen

von Franz Blanckmeister

Nachlaßinventar

Sammlungen

von

SLUB
Wir führen Wissen.

Arahnenland

Familienerinnerungen

von

Franz Blanckmeister

*

Dresden 1927
Franz Sturm & Co.

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
* DRESDEN *

26, 52, 30191

1917 E 414

Von der Geschichte seiner Ahnen weiß der Durchschnittsmensch der Gegenwart nicht allzuviel. Ich habe schon Leute kennen gelernt, die nicht einmal wußten, wo ihr Vater geboren war. Aber nichts ist reizvoller, als der Geschichte seiner Altvordern nachzugehen. Es kommt dabei ja vieles Menschliche zu Tage, auch manches Tragische, was das Herz bewegt, aber auch viel Schönes und Erhebendes. Die alten Zeiten werden lebendig, wenn man die versunkenen Geschlechter aus dem Dunkel der Jahrhunderte auftauchen sieht. Wie durch kleine Fenster schaut man in die Weltgeschichte hinein und spürt etwas von dem Walten der Vorsehung in den Wegen der Menschen. Manches klingt wie Dichtung, und es ist doch Wahrheit.

Der Geschichte meiner Väter hab' ich nachgespürt so manches Jahr. Darf ich nun davon erzählen? Vielleicht gibt es dem und jenem den Anlaß, einen Späherblick zu tun oder einen Ritt zu wagen ins eigene Urahnenland. Jeder sollte und könnte das tun. Es ist lohnend und unterhaltsam, und ich bin gern erbötig, ihm die Wege zu zeigen und gangbar zu machen, so weit ich's vermag.

Dresden, Michaelis 1926.

D. Franz Blanckmeister.

Inhalt.

		Seite
1.	Luther als Brautwerber	7
2.	Goldner Boden	15
3.	Der Pfarrer von Taltitz	25
4.	Priester und Kornet	35
5.	Elias im Vogtlande	42
6.	Die drei Feldprediger	48
7.	Die schwarze Handschrift	53
8.	Der alte Krenkel	58
9.	Levi Jeremias	66
10.	Gelegenheit macht — Reime	76
11.	Der Feuersegen	84
12.	Von Vater auf Sohn	95
13.	Leubnitz und Amerika	100
14.	Die treue Seele	103
15.	Der Gast im Posthause	111
16.	Ein Ehrenmann	119
17.	Undis submersus	127
18.	Aus der Franzosenzeit	132
19.	Höhen und Tiefen	139
20.	Urväterfrömmigkeit	143
21.	Von altem Schrot und Korn	147
22.	Die Muhmen	150
23.	Vom Erzgebirge zur Pyramide des Cestius	156
24.	Registrators Aeltester	166
25.	Das fremde Kind	175
26.	Sturm und Drang	180
27.	Ein Trauerspiel	183
28.	Das Pfarrhaus des Großvaters	190
29.	Musen und Grazien in Langenbach	199
30.	Der Grünrock	207
31	Billige Zeiten	212
32.	Belege und Erläuterungen	217

1. Luther als Brautwerber.

So lange Luther noch der Klosterbruder war, sah es in seinem Hause noch ziemlich leer und öde aus. Nachdem er aber seiner Käthe die Hand zum Ehebunde gereicht, gewann das alte Augustinerkloster zu Wittenberg ein freundlicheres Gesicht. Es übte in steigendem Maße Anziehungskraft auf allerlei Leute von nah und fern, es glich einem Taubenschlage, die große Wohnstube und die Fremdenzimmer wurden niemals leer.

Außer den Kindern, mit denen sich das Haus bevölkerte, lebten unter dem Dache des Reformators noch mancherlei Verwandte, Kinder seiner Geschwister, Jünglinge, die in Wittenberg studierten, Jungfrauen, die bei Frau Käthe die Hauswirtschaft lernten und von dem Lutherhause weg die Ehe schlossen, die alte Muhme Lene nicht zu vergessen.

Es war damals Sitte, daß die Professoren der Universität junge Leute, Schüler und Studenten, als Kostgänger und Hausgenossen bei sich aufnahmen. Da waren sie trefflich aufgehoben. Von solchen Burschen wimmelte es im Hause Melanchthons und auch im Hause Luthers. Sie saßen mit am großen Familientische, wurden vom Hausherrn bei ihren Studien mit beaufsichtigt und hatten wohl auch ihre besonderen Lehrer, die mit im Hause wohnten.

Unter denen, die ihre Söhne dem Hause des Doktor Martinus anvertrauten, war auch der gräflich

Stolbergische Rentmeister Schneidewein, der „reiche Winkel“ genannt. Seine Gattin Ursula hatte ihm nicht weniger als fünfzehn Kinder geschenkt, und den Eltern lag es an, aus allen, insonderheit aus den beiden begabten Söhnen Heinrich und Johannes, etwas Tüchtiges zu machen. Der ältere, Heinrich, zu Stolberg am Harz geboren, war bereits 1524 mit vierzehn Jahren in das Album der Universität Wittenberg als Student der Rechte eingetragen und ein Jahr darauf „zu Luthers“ in Kost und Wohnung gegeben worden. Der berühmte Brief von dem Reichstage der Dohlen und Krähen, den Luther am 28. April 1530 von der Koburg schrieb, ist auch an ihn mit gerichtet, denn die Anschrift lautet: „Meinen lieben Tischgesellen Petrus und Hieronymus Weller, Heinrich Schneidewein und anderen zu Wittenberg, sämtlich und sonderlich.“

Da Heinrich Schneidewein der Aufenthalt in der Musenstadt an der Elbe und die Erziehung im Luther-hause überaus gut getan, beschlossen die Eltern ihm seinen Bruder Johannes so bald als möglich zuzugesellen. Geboren 1519 in Stolberg, war er bereits 1529 bei der Universität angemeldet und eingeschrieben und als Hausgenosse in Luthers Familie aufgenommen worden. Der gutartige, fromme Knabe ward der Liebling aller, insonderheit des Hausherrn und zeigte trotz seiner Jugend einen regen Trieb zum Lernen. Veit Dietrich, der bekannte Nürnberger Theologe, auch einer von denen, die in Luthers Hause wohnten, war sein Lehrer und Erzieher und führte den Knaben nicht nur in die allgemeinen Wissenschaften, sondern selbst in die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft ein. Eine besondere Freude war es dem jungen Zögling, gemeinsam mit seinem Lehrer die Predigten, die Luther während seiner Krankheit im Hause hielt und aus denen dann die „Hauspostille“ entstanden ist, sorgsam auf-

zuzeichnen. Daß wir sie besitzen, das ist der raschen Feder des treuen, unermüdlichen Johannes mitzuverdanken.

Der junge Mann hatte etwa ein Jahrzehnt unter Luthers Dache gelebt und war so ziemlich am Ende seines Studiums angelangt. Da geschah etwas, was man ihm nicht zugetraut hätte. Er verlor auf einmal alle Lust zu den Büchern und Kollegien, er aß nicht mehr, er trank nicht mehr, er konnte nicht mehr schlafen. Dem scharfen Blicke der Frau Katharina war es nicht entgangen, daß ihn ein geheimer Kummer drücken mußte; man sah es ihm am Gesichte an. So nahm ihn denn Vater Luther eines Tages ins Verhör. Und das Ergebnis? Johannes hatte sich verliebt, so gründlich verliebt, daß ihm der Schmerz seiner Seele Hunger, Durst und Schlaf geraubt. Als Neunzehnjähriger hatte er ein junges Mägdlein aus guter Familie, Anna mit Namen, nur ein einziges Mal gesehen, und sie hatte einen solchen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß er bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr fand. Sie war die Tochter des Goldschmieds, Kauf- und Ratsherrn Christian Döring zu Wittenberg, mit dem Luther sehr vertraut war Döring war ein sehr vielseitiger, wohlhabender Mann. Er hatte einst 1521 für Luther auf sieben Wochen die Fuhre nach Worms mit drei Pferden auf Kosten des Wittenberger Magistrats gestellt. Er machte Brillen und hat auch einmal an Luther eine solche geliefert. Mit Lukas Kranach zusammen hatte er in Wittenberg eine Druckerei errichtet, in der er die Werke des Reformators druckte; insonderheit hatte er die erste Ausgabe des Neuen Testaments in deutscher Sprache, die Septemberbibel von 1522, in Verlag genommen. Sein Haus Schloßstraße 4 gehörte zu den ersten Häusern Wittenbergs.

Johannes hatte seine heiße Liebe zu Anna seiner Mutter anvertraut. Der Vater war inzwischen gestorben, das Mutterherz mußte das Geheimnis wissen. Frau Ursula wehrte heftig ab; so jung und schon verloben: nein, dazu konnte sie unmöglich ihre mütterliche Einwilligung geben; und man wußte ja noch gar nicht einmal, was die Dörings für Leute waren. Traurig schlich der Studiosus umher, bis er sich Luther und seiner Käthe entdecken mußte; und das war zu seinem Glück.

Freilich hatte der Reformator wiederholt seinem heftigen Groll gegen „heimliche Verlöbnisse“ Ausdruck gegeben. Daß sich Studenten in Jahren, wo sie noch nicht entfernt das nötige Verständnis für den Ernst der Sache hatten, an junge Mädchen banden und sich hinter dem Rücken der Eltern, ohne Wissen und Willen von Vater und Mutter, mit Bürgerstöchtern verlobten, das war gar nicht nach seinem Sinn. Das junge Volk werde gar zu kühn; und wenn dann schließlich Eltern ihre Söhne überhaupt nicht mehr nach Wittenberg ziehen ließen, „weil man ihnen da Weiber an den Hals hänge“, so sei das nur zu verständlich. Verlöbnisse ohne Zustimmung der Eltern seien null und nichtig; wenn es sich um das Lebensglück zweier junger Herzen handle, dann müßten zu allererst die Väter und Mütter befragt und um ihren Segen gebeten werden.

Es leuchtet ein, daß es unserm Studiosus bei so bewandten Umständen recht bange ums Herz sein mußte. Die Mutter hatte Einspruch erhoben; was gilt's: nun sagen auch Luther und seine Gemahlin ein entschiedenes Nein. Und doch kam es anders, als er gefürchtet hatte. Luther sagte Ja und versprach sogar dem armen Liebenden, sich bei seiner Mutter in Stolberg für seine Herzensangelegenheit zu verwenden. Er

hatte den jungen Mann so lieb und schätzte die Familie Döring so hoch, daß er sich klar war: diese beiden Herzen zu trennen, das würde ein Unrecht sein. Und so setzte er sich denn im Frühjahr 1539 an den Schreibtisch und sandte der Mutter in der Ferne eine lange Epistel: sie könne durchaus unbesorgt sein, Johannes habe eine gute Wahl getroffen, und er, Doktor Martinus, werde auf die beiden Leutchen ein wachsames Auge haben, sie aber, die Mutter, möge ihnen getrost ihren Segen geben.

Es vergingen Wochen, und eine Antwort kam nicht. Frau Ursula hatte Nein gesagt, und daran konnte niemand etwas ändern, und wenn es selbst der Doktor Luther wäre. Da schrieb der Reformator zum zweiten Male, es war am 4. Juni 1539, und nahm sich der jungen Leute noch nachdrücklicher an:

„Der ehrsamen, tugendsamen Frauen Ursula Schneidewein, Witwe, Bürgerin zu Stolberg, meiner günstigen guten Freundin.

Gnade und Friede in Christo. Ehrbare, tugendsame, liebe Frau! Ich habe Euch geschrieben von Euerm Sohne Johannes, wie er allhier mit einer ehrlichen Jungfrauen in großer Liebe verhaftet ist; und wie Ihr mein Gutdünken wohl vernommen, hatte ich eine gute Antwort verhofft. Aber weil mir dies Aufhalten Eures Sohnes auch zu lang werden will, bin ich verursacht, weiter anzuregen. Ich bin ihm auch nicht ungünstig und wollte nicht gern, daß er in die Aschen greifen sollt. Weil aber das Mädchen ihm so sehr gefällt und ihm seines Standes nicht ungleich, dazu ein fein, fromm Kind ehrlichen Herkommens, so dünkt mich noch, Ihr möget wohl zufrieden sein, weil er sich kindlich gedemütigt und um dieses Mädchen gebeten hat, wie Simson bat. Derhalben Euch hinfort gebühren will als einer lieben Mutter, ihren Willen

darein zu geben. Denn wiewohl wir geschrieben haben, daß ohne der Eltern Willen die Kinder sich nicht verloben sollen, so haben wir dabei auch geschrieben, daß die Eltern nicht sollen noch mit Gott können die Kinder zwingen oder hindern nach ihrem Gefallen. Es soll ja der Sohn seinen Eltern ohne ihren Willen keine Tochter bringen, aber der Vater soll auch dem Sohn kein Weib zuzwingen. Sie sollen beiderseits dazu tun. Sonst wird das Weib des Sohnes die Tochter des Vaters werden ohne seinen Dank. Und wer weiß, was ihm Gott mit diesem Mädchen für Glück zusagen möchte! Summa, ich bitte, wollet Euer Jawort nicht länger verziehen, damit der gute Geselle aus dem unruhigen Wesen komme. Bitte aber, wollt diese Schrift nicht auskommen lassen vor Euern Sohn Johannes: denn er soll's nicht wissen, bis es zu Ende komme, damit er sich nicht verlasse und zu kühn werde. Denn ich hab' ihn lieb, weil er seiner Tugend halber wohl wert ist, daß ich ihn nicht gern zum Ärgsten raten wollte. Darum tut Ihr auch als Mutter und helft ihm von der Marter ab, auf daß er's nicht doch tun müßte. Hiermit Gott befohlen! Amen. Mittwochs nach Trinitatis 1539. Martinus Luther, Doktor."

Konnte Frau Ursula diesen eindringlichen Bitten und Mahnungen widerstehen? Aus jedem dieser Worte sprach die Liebe, und wenn Luther selbst Brautwerber ward, mußten alle Bedenken schwinden. Und doch zögerte das ängstlich besorgte Mutterherz auch jetzt noch, Ja zu sagen. Frau Ursula hüllte sich abermals in Schweigen. Jung-Johannes und Jungfrau Anna hatten sich auch weiter im „Langen und Bangen in schwebender Pein" zu üben, und Doktor Luther ging oft mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, dieweil eine Antwort auf seinen Brief wieder nicht kam.

Am 10. Juli 1539 schrieb er zum dritten Male nach Stolberg: „Gnade und Friede in Christo. Ehrbare, tugendsame Frau! Ich habe nun, ist mir recht, zweimal Euch geschrieben Eures Sohnes Johannes halber, der Euch durch mich als ein fromm Kind gebeten, Ihr wollet Euch, wie Ihr schuldig, mütterlich erzeigen und Euern Willen darein geben, daß er das Mägdlein zur Ehe nehmen möge, damit er seiner kindlichen Pflicht genug getan, wie Simson gegen seine Eltern tat. Ich kann jetzt nicht alles wiederholen, was ich Euch vorhin geschrieben hab', und mich wundert billig, daß mir so gar keine Antwort wird. Und ist mir schwer, daß mein Tischgänger unsre Bürgerstochter äffen sollt, daß ich noch bitte: wollet eilends gute Antwort geben, oder wir müssen tun, so viel wir mögen, Ärgernis zu verhüten. Ihr seid genugsam ersucht; wenn Eltern nicht wollen, so muß der Pfarrherr wollen. Ob Ihr vielleicht sorget, wo er sich ernähre, sollt Ihr denken, daß man Gott vertrauen muß, der den Ehestand allein ernährt. So will ich auch, so ich lebe, Johannes nicht lassen, wiewohl er selbst, wills Gott, auch ohne mein Tun wohl fortkommen kann. Bitte derhalben, wollet Euch finden lassen, denn ich werde es auch müde, so oft zu schreiben. Hiermit Gott befohlen! Amen. Und Eure richtige kurze Antwort! Donnerstag nach Kiliani 1539. Martinus Luther, Doktor."

Es währte nicht lange, und die „richtige kurze Antwort" traf nun ein und mit der Antwort der Muttersegen. Johannes Schneidewein und Anna Döring wurden noch zu Wittenberg ein Paar, und das hatten sie dem Doktor Luther zu verdanken. Glücklich und zufrieden lebten sie zusammen manch Jahrzehnt, bis der Gatte, hochangesehen als Professor der Rechte an der Universität Wittenberg und Beisitzer des Schöffenstuhles, des Hofgerichts und des Konsistoriums

das Zeitliche segnete. In der Schloßkirche, unmittelbar neben Luthers und Melanchthons Grab hat er ehrenvoll seine Ruhestätte gefunden.

Eine Tochter von ihm, Elisabeth Schneidewein, heiratete später den Weimarer Bürger Wolf Lauenstein. Er war ein vermögender Mann, und da er keine Leibeserben hatte, stiftete er im Jahre 1588 beim Rate zu Weimar ein Familienstipendium mit 2000 Goldgulden und einem Zinsenertrag von jährlich 80 Talern. Es sollte an zwei Studenten in Jena oder Leipzig „aus meines Vatern oder Mutter Freundschaft von Plauen und von Jüterbog“ verliehen werden. Seit mehr als drei Jahrhunderten verwaltet denn der Rat zu Weimar das Lauensteinsche Stipendium — und mancher Student hat es als eine Wohltat empfunden.

Zu denen, die den Namen Lauenstein dankbar nennen, weil er angenehme Gefühle in ihren Herzen erregt, gehört auch der Schreiber dieser Zeilen. In alten Familienpapieren hatte er die Stiftungsurkunde des Stipendiums gefunden, und da er mit dem alten Lauenstein verwandt war, bewarb er sich. Der eingereichte Stammbaum wurde für richtig erkannt, eine Prüfung im alten Herderhause wurde ihm abgenommen, und der mit Glücksgütern nicht allzureich gesegnete Student des Benefiziums für würdig erachtet.

Erst später hab' ich in Erfahrung gebracht, wer Wolf Lauenstein und seine Gattin Elisabeth gewesen, und wie die Ehe des Herrn Johannes mit Frau Anna zustande gekommen, und daß Doktor Luther mit hineinspielt. Da stieg mein Stolz, einst Lauensteinscher Stipendiat gewesen zu sein. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man erfährt, daß Fäden der Familiengeschichte bis in das schwarze Kloster zu Wittenberg, bis in Luthers Wohnstube zurückführen und bis zu dem Manne, der ihm den Wagen zur Fahrt nach Worms

gestellt. Man rückt den führenden Geistern der Geschichte und den großen Ereignissen des Welttheaters innerlich näher, wenn man durch solche Drähte mit ihnen verknüpft ist.

---

2. Goldner Boden.

Weitaus die meisten Bürgerfamilien stammen von Handwerkern ab, diese wieder von Bauern. Manche Familien können ihre Geschichte bis zu diesen zurückführen, ich bin wenigstens bis zu den Handwerkern gekommen.

* * *

Es war an einem Oktobertage 1544, da erschien ein Fremdling im Amtszimmer des Rats zu Dresden mit dem Begehren, das Bürgerrecht der Stadt zu erlangen. Wer sich dauernd in Dresden niederlassen wollte, mußte Bürger werden. Das war nicht ohne weiteres zu machen. Haupterfordernis war der Nachweis ehelicher Geburt und zwar auf vier Ahnen zurück. Dazu galt es, einen Geburtsbrief beizubringen oder zwei redliche Zeugen zu stellen. Ein feierlicher Eid mußte geschworen werden. Auch war eine Gebühr von einem Schock Groschen zu erlegen, die später auf ein Schock und 44 Groschen erhöht ward. Bürgerssöhne waren meist von dieser Gebühr befreit, aber von auswärts gekommene mußten zahlen; und es wurden nur solche als Bürger angenommen, die ein selbständiges Gewerbe betrieben.

Der Fremdling nannte seinen Namen. Er zeigte seinen Geburtsbrief vor, wies seine Berechtigung, ein Gewerbe zu treiben, nach, leistete den Eid, zahlte, was er zu zahlen hatte, und der Stadtschreiber schrieb in das Bürgerbuch Seite 38: „Benedix Blanckmeister

ist Bürger worden 6. post Galli, dedit 1 Schock.“ Diese Bemerkung in dem alten Buche ist die erste beurkundete Nachricht über meine Familie. Welches Handwerk oder Gewerbe Benedix getrieben hat, aus welchem Orte er zugewandert war, wo er in Dresden gewohnt, wann er gestorben, das alles liegt im Dunkel. Nur das ist sicher, daß er geheiratet hat. „Mittwoch nach Mariae Magdalenae 1561“ hat er eine Tochter Katharina taufen lassen, und da das in der Dreikönigskirche geschah, muß er damals in Dresden-Neustadt, einstmals Alten-Dresden genannt, gewohnt haben.

Aber er hatte schon früher einen Sohn mit demselben Namen wie er, Benedix Blanckmeister. Der hatte das Böttcherhandwerk erlernt und sollte noch in jungen Jahren — zu dem kurfürstlichen Hofe in Beziehungen treten. Damals regierte im Sachsenlande der wackere Kurfürst August, den man „Vater August“ nannte. Er hielt viel auf getreue Diener und bekümmerte sich als guter Volkswirt um die Anstellung eines Handwerkers genau so sehr wie um die eines Ministers. Er brauchte 1577 für seinen Weinkeller eine neue Hilfskraft, und seine Wahl fiel auf Benedix Blanckmeister, den „Büttnergesellen“ aus Dresden. Der brave Landesvater liebte es, die Pflichten seiner Leute in den Anstellungsurkunden bis ins kleinste hinein zu bestimmen, und so ist die Nachwelt in der Lage, sich von dem Amt eines kurfürstlich sächsischen Hofkellerdieners der guten alten Zeit einen deutlichen Begriff zu machen. Die in treuherziger Sprache abgefaßte Urkunde hat folgenden Wortlaut:

„Von Gottes Gnaden Wir Augustus, Herzog zu Sachsen, des Heiligen Römischen Reichs Erzmarschall und Kurfürst, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen und Burggraf zu Magdeburg, tun kund gegen jedermänniglich, daß wir unsern lieben Getreuen Bene-

dir Blanckmeistern von Dresden, Bindern, zu Unserm Kellerdiener bestellt und aufgenommen, und tun solches hiermit und in Kraft dieses Briefes, daß er Uns getreu, hold, dienstgewärtig und schuldig sein soll, Unsern Nutz, Ehr' und Bestes zu schaffen und zu befördern, Schaden und Nachteil aber zu warnen, wenden und zuvorkommen.

Insonderheit soll er in Unsrer Kellerei, an welchem Orte Wir ihm dies eingeben werden, als ein Binder alle notwendige Büttnerarbeit und Gefäße zu Wein und Bier nach Unsers Kellerdieners Hans Meißners Anschaffen fertigen und zurichten, demselben, so viel Unsere Kellnerei-Arbeit und Geschäft betrifft, zur Hand gehen, Unsre Kellnerei in treuer, fleißiger Versorgung haben, die Weine mit Füllen, Wuschen und Binden sauber und rein halten, dieselben neben berührtem Meißner zu rechter bequemer Zeit abziehen, denen gute, tüchtige Einschläge geben und mit denen, so er unter Händen, treulich umgehen, von demselben nach dem Füllweine Hefen noch ledigen Gefäß nichts verwenden, auch, da es begehrt und ihm solches angezeigt würde, in fürfallenden Gastereien und sonst in Unsrer Kellerei mit aufwarten und das verrichten helfen, was jederzeit die Notdurft erfordert, und alles andres tun, was einem getreuen Diener gegen seinen Herrn eignet und gebührt, welches er also zu tun zugesagt, mit einem leiblichen Eide bekräftiget und Uns darüber seinen Reversbrief zugestellt hat.

Dagegen und damit er solches Unsres Dienstes desto fleißiger abwarten möge, so wollen Wir ihm neben der Kost zu Hofe oder anstatt deren das gewöhnliche Kostgeld und dann frei Lager, jährlichen von dato an zu rechnen 20 Gulden Münz Jahresbesoldung aus Unsrer Rentkammer und anstatt zweier Bekleidungen jährlichen 20 Gulden reichen und folgen lassen.

Von dem Trankgelde aber soll er nichts zu fordern haben, sonder Gefährde. Des zur Urkund haben Wir Uns mit eigener Hand unterschrieben und Unser Sekret hierauf drucken lassen. Geben zu Annaburg, den 2. Monatstag Junii nach Christi unsers lieben Herrn und Seligmachers Geburt 1577."

Dies ist die Urkunde, wie sie noch im Hauptstaatsarchiv zu Dresden liegt. Daß „Vater August" meinen Ahnen seinen „lieben Getreuen" genannt hat, daß ihm und seiner Gattin, „Mutter Anna", Benedix Blanckmeister mitunter bei Tische mit aufwartete und aus der kurfürstlichen Küche mit aß und trank — das zu wissen, gereicht mir zu großer Freude und Befriedigung. Hoffentlich hat er seine Sache gut gemacht. Um so mehr bedaure ich, daß die Bestallungsurkunde das einzige ist, was sich über den Hofkellerdiener erhalten hat. In den Akten über die Hofkellerei in Dresden, sowie in den Hofbüchern aus der Zeit Augusts und seiner Nachfolger, wo alle Beamten, auch die Kellerdiener aufgezeichnet sind, findet sich der Name Benedix Blanckmeister nicht. Nur im Memorialbuch des Rentmeisters steht er geschrieben. So kann er wohl kaum lange Hofkellerdiener gewesen sein. Vielleicht ist er bald wieder ausgeschieden oder gestorben. Aber der Kurfürst hatte ihm ja gesagt, daß er ihm dienen solle, „an welchem Orte er ihm dies eingeben werde." So kann vermutet werden, daß Benedix fern von Dresden, fern von Annaburg seines Amtes gewaltet hat. Vielleicht ist er dann in die weite Welt gegangen und hat dort sein Geschlecht fortgepflanzt. Denn nachdem die Familie im Herzen Deutschlands verschwunden ist, taucht sie im Osten und Norden wieder auf; und wenn es auch keine „Büttner" mehr sind, so sind es doch Drechsler: der Bearbeitung des Holzes sind sie treu geblieben.

* * *

Am 26. Juni 1652 erschien der Drechslergeselle Fabian Blanckmeister aus Königsberg in Preußen vor dem löblichen Drechsleramte zu Stettin und frug an, ob er hier nicht Meister werden könne; er wolle sich den Bestimmungen der Innung gern unterwerfen. Der Altermann, wie damals der Obermeister sich nannte, holte die Satzung von 1619 herbei und las dem jungen Manne vor, was folgt:

„Zum dritten. Wer nicht in Stettin gelernt hat und hier Meister werden will, muß ein Jahr zuvor sich angeben und ein Jahr lang bei einem Meister arbeiten, damit man seines Verhaltens Kundschaft haben könne. Darnach hat er eines Meisters Witwe oder mannbare Tochter, so einige vorhanden, zu ehelichen, die Bürgerschaft zu gewinnen und vier Gulden in die Amtslade zu geben. Es muß auch vor allen Dingen, der ins Amt begehret, seine eheliche Geburtsbeweisung und Lehrbrief vorzuzeigen schuldig sein.

Zum vierten. Jeder, der Meister werden will, muß verschiedentlich Eschung tun (Antrag stellen) und jedesmal zwölf Groschen zahlen.

Zum fünften. Jeder neue Meister muß als Meisterstück eine große wohlgestalte Flasche von zehn Quart selbst mit seiner Hand in eines Meisters Hause fertigen, daneben eine kleine doppelte runde Flasche von zwei Quart.

Zum sechsten. Solch Meisterstück soll er fertigen, ehe er Meister und Bürger wird, die Flaschen dem Rat überreichen und dem ältesten Beisitzer einen großen gedrehten Lehnstuhl für seine Mühe verehren."

Fabian Blanckmeister hörte das an. Die Bestimmungen waren ähnlich wie in seiner Vaterstadt Königsberg. Gern unterwarf er sich den Satzungen. Zunächst trat er auf ein Jahr bei Meister Büllert

in Arbeit und zahlte die Gebühren, ward Bürger und arbeitete eifrig an seinem Meisterstück. Die Sache mit der Heirat würde sich finden. Am 18. September 1653 erschien er mit seinem Meisterstück. Das ganze Amt war bei offener Lade versammelt. Die Meister prüften die beiden Flaschen, die „große“ und die „kleine doppelte runde“, von innen und außen. Sie fanden nichts auszusetzen, es war vorzügliche Arbeit. Der Geselle konnte „für einen Amtsmeister auf- und angenommen werden.“ Die acht Gulden, die das kostete, zahlte er nach und nach ab. So hatte sich alles nach Wunsch entwickelt. Auch die Heirat vollzog sich rasch und glatt. Er hatte satzungsgemäß entweder eine Meisterswitwe oder eine Meisterstochter, „so einige vorhanden“, zu ehelichen. Merkwürdigerweise war gerade eine Witwe „vorhanden“, von der sich Blanckmeister sagen mußte: Die paßt für mich. Sie war sehr jung und hatte mit ihrem Mädchennamen Anna Brandenburg geheißen. Siebzehnjährig hatte sie 1651 den Bürger und Drechslermeister Martin Braun geheiratet. Bereits im Jahre darauf stand sie an des Mannes Sarg. Da trat Fabian Blanckmeister in ihren Gesichtskreis, und am 17. Sonntag nach Trinitatis 1653 wurden die zwei vor dem Altar der Jacobikirche Mann und Frau. Sie hatten neun Kinder, fünf Söhne und vier Töchter, und lebten fast fünfzig Jahre miteinander in guten Verhältnissen auf der sogenannten Lastadie in Stettin. Fabian war ein Mann, der auf seine Handwerkerehre hielt. Etwas hitziger Natur muß er gewesen sein. Einmal bei einem Weihnachtsquartal hat er „über dem Essen“ den Meister Erdmann Wolder aus unbekannten Gründen „mit Worten angegriffen und den Krug nach ihm geworfen“, wofür er „zu achtzehn Silbergroschen Strafe kondemnieret worden.“ Er war zuletzt Obermeister der Innung und Altermann des Seglerhauses.

Nach seinem Grundsatze „Recht muß doch Recht bleiben“ hat er einmal mit dem Rate zu Stettin einen harten Strauß ausgefochten, bei dem er freilich unterliegen mußte, dieweil ein Magistrat immer stärker ist als eine Handwerkerinnung und obendrein der Landesherr einen ungebührlichen Druck ausübte. Im Jahre 1678, als Blanckmeister Obermeister war, gab der Rat der Innung auf, den Drechslermeister Jakob Giese aus Greifenhagen mit Umgehung der Bestimmungen in den Satzungen kurzerhand „in das Amt zu nehmen und wie einen Amtsmeister und Bruder zu halten.“ Blanckmeister lehnte das ab und verwies auf die Satzungen, wo es hieß: „Zum Achten. Es soll keinem fremden Meister, der an anderen Örtern Rauch und Schmauch gehalten, sich in das Amt allhier einzudrängen gestattet werden.“ Wenn Giese das wolle, so müsse er wie jeder andere in Stettin sein Meisterstück machen. Daraufhin erfolgte ein scharfer Befehl des Rates, „den Jakob Giese, ohne daß er ein neues Meisterstück mache, in das Amt zu nehmen bei 25 Gulden Strafe.“ Da ging Blanckmeister mit einem Kollegen von der Innung selbst auf's Rathaus und gab seinen Widerspruch beim Landesherrn ein, und das war damals Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der „Große Kurfürst“ genannt. Nun entbrannte ein heftiger Kampf. Die Alterleute und sämtliche Meister der Drechslerinnung verwahrten sich in einem scharfen Schreiben, daß der Rat „ihnen einen auswärtigen Meister gleichsam aufbürden wolle.“ Trotzdem ersuchte Giese selbst um Zulassung zum Gewerbe. Der Senat gab den Drechslern auf, den Befehl binnen vierzehn Tagen auszuführen. In neuem Schreiben wandten sich die Drechsler unmittelbar an den Fürsten und erhoben in den stärksten Worten Einspruch gegen die Vergewaltigung und Kränkung in ihren Vorrechten. Sie

könnten nicht dulden, daß diese ihre Privilegien „durchlöchert“ werden. Ein fremder Meister, der anderswo Rauch und Schmauch gehabt, darf hier nicht geduldet werden. Doch der Kurfürst entschied, wie der Rat gewünscht hatte: der fremde Meister muß hinein, wenn auch die Satzungen dagegen sind. Am 2. August 1678 gegen Abend erschien Gieses Rechtsbeistand Markus Sellich in Blanckmeisters Wohnung, um ihm das Reskript mitzuteilen. Er traf „in der Unterstube“ nur Frau Anna an. Gefragt, wo ihr Gatte sei, gab sie zur Antwort: „Mein Mann ist itzo unpäßlich, er ist zu Bette gegangen und schläft, so daß ihn niemand sprechen kann.“ So las er denn das Reskript der Frau Meisterin vor, und sie bemerkte: „Unser Advokat, Herr Christoph Croll, wird die Sache wohl weiter fortsetzen.“ So mußten die Drechsler den fremden Meister wohl oder übel aufnehmen: gegen einen so starken Mann wie den Großen Kurfürsten, war nichts zu machen. Aber erfreut waren die Meister nicht über solche Behandlung. Sie baten um den Erlaß der 25 Gulden Strafe, da sie nichts Böses getan und nur ihre Gerechtsame verteidigt hatten. —

In die Fußtapfen seines Vaters ist sein Sohn getreten, Friedrich Blanckmeister. Er war 1666 geboren, wurde mit dreizehn Jahren Lehrling und 1692 Meister. Sein Meisterstück machte er in der Behausung des Altermanns Gander, es ward „zwarten meisterlich, aber dennoch straffällig befunden“, es hatte einen kleinen Schönheitsfehler, der mit zwei Talern gebüßt werden mußte. Dann ist der Geselle „zum vollkommenen Meister an- und aufgenommen worden.“ Noch in demselben Jahre heiratete er, da weder eine Wittib noch eine mannbare Tochter aus der Drechslerinnung vorhanden war, Elisabeth Bethcke, die Tochter eines Fischers und Gerichtsschöppen auf der Lastadie, und

hatte, wie sein Vater, neun Kinder, drei Söhne und sechs Töchter. Er brachte es auch zum Altermann und starb 1740 in seinem Hause am Roßmarkt. Von seinen drei Söhnen wurden zwei Theologen, einer, Gottfried, folgte dem Vater nach, ward auch Meister, vertauschte aber später die Drechslerei mit dem Handel und starb als „privilegierter Materialist und Servicedirekteur Sr. Majestät in Köslin."

Ein knappes Jahrhundert haben die Blanckmeister in Stettin ihrem Handwerk obgelegen und während dieser Zeit alle die Drangsale mit durchlebt, die der damals schwedischen Stadt beschieden waren. Im Jahre 1659 hatte sie eine Belagerung durch die Kaiserlichen und Brandenburger auszuhalten. Die Aufforderung, sich zu ergeben, beantworteten sie mit den Worten: „daß, so lange man einen warmen Blutstropfen im Herzen hätte, man sich zu wehren gesonnen wäre und mit nichts weiter zu dienen wüßte als mit Kraut und Lot und der Spitze vom Degen." Einer der Tapfern, die mit Kraut und Lot und Degen dienten, war Fabian Blanckmeister. Siebzehn Jahre danach folgte die Belagerung durch den Großen Kurfürsten. Das hat auch Friedrich Blanckmeister als Knabe miterlebt. Am furchtbarsten war die Belagerung durch die Russen 1713. Ein gewaltiger Kugelregen entlud sich da über der Stadt, an Löschung der Brände war bald nicht mehr zu denken, und so wurden die große und die kleine Wollwebergasse, die halbe Mühlenstraße und der Roßmarkt, wo Blanckmeisters wohnten, bis an das Ratszeughaus in Asche gelegt, im ganzen gegen hundertfünfzig Häuser.

Aus jener Zeit ist noch ein Schriftstück vorhanden, das Friedrich Blanckmeister an den Magistrat gerichtet hat. Sein ältester Sohn Balthasar Friedrich hatte 1714 die Universität Wittenberg bezogen, um sich der

Gottesgelahrtheit zu widmen. Der Vater stand vor dem Nichts und wendete sich im November 1715 hilfeflehend an die Herren vom Rat.

„Hoch- und Wohledle, Veste, Großachtbare, Hoch- und Wohlgelahrte, Hoch- und Wohlweise, Hochgeneigte Herren! Welchergestalt ich leider in letzterer Bombardierung in dem schrecklichen Feuer am Roßmarkte mein Häuschen und all das Meinige verloren und mit sieben Kindern ins Elend geraten, ist zur Genüge bekannt. Unter diesen sieben Kindern hat sich mein ältester Sohn denen Studiis gewidmet und durch Gottes Gnade so weit gebracht, daß er seit verwichene Ostern die Universität zu Wittenberg besuchen können. Mit was für Vorschuß solches geschehen, ist dem Höchsten am besten bekannt, weil ich mit dem geringsten Pfennige ihm nicht habe helfen können, so aber damalen die Herren Provisores des Armenkastens und andre guttätige Herzen — welches Gott ewiglich vergelten wolle — mit einer rühmlichen Beisteuer ersetzeten. Daß nun das von Gott ihm verliehene Pfund nicht möchte vergraben und er in seinen angefangenen Studiis niedergeschlagen und gehemmet werden, habe ich zu Gott die Zuversicht, daß derselbe noch gütige Herzen zu seiner Hilfe werde erwecken, wozu sonderlich der Armut zu helfen von der werten Antiquität löbliche Stipendia legieret worden, die auch allhier in Stettin zum höchsten Ruhm von einem Hochedlen, Hochweisen Rat zu erbitten sind. Solchemnach nehme in gehorsamster Demut zu Ihnen, einem Hochedlen, Hochweisen Rat, ich meine Zuflucht, gehorsamst bittend, Sie wollten hochgeneigt sich meines armen Sohnes erbarmen und ihn, damit er seine angefangenen Studia fortsetzen könne, mit einem Stipendio auf drei Jahre versehen, welche hohe Gütigkeit Gott ewiglich vergelten, mein Sohn aber mit seinem unermüdeten Gebet dankbarlich zu ersetzen nicht ermüden

wird, dagegen ich in fester Zuversicht hochgeneigter Erhörung Zeit meines Lebens dankbar verbleiben werde Eines Hochedlen, Hochweisen Rats gehorsamster Friedrich Blanckmeister, Bürger und Drechsler allhier."

Die Bitte des Vaters war von Erfolg. Der Sohn erhielt das Podelsche Stipendium von jährlich 29 Kaisergulden auf drei Jahre. Das war für den armen Studenten von Wittenberg der „goldene Boden".

* * *

Handwerker und kein Ende! Im Jahre 1646 kam Jacob Schuster aus Asch in Böhmen in die vogtländische Stadt Ölsnitz und ließ sich hier als Bürger und Braumeister nieder. Seine Nachkommen waren alle Kürschner und Gerber, seine Vettern und Freunde Fleischhauer, Tuchmacher und Maurer. Die Schuster, das sind die Vorfahren meiner Mutter. Aus dem Handwerkerstande sind dann die Pfarrherren und Schulmeister, die Doktoren und Amtsbefehlshaber, die Apotheker und Beamten hervorgegangen. Gott segne das Handwerk, unsers Volkes „goldnen Boden"!

---

3. Der Pfarrer von Taltitz.

Im Jahre 1603 war Wolfgang Pfüntel in das Pfarramt zu Taltitz im Vogtlande eingewiesen worden. Er war 1568 in Plauen als der Sohn eines Schleierhändlers geboren worden und hatte die Stadtschule seiner Vaterstadt besucht, von der man gleich auf die Hochschule zu gehen pflegte. In Jena hatte er studiert und das von einem seiner Ahnen gestiftete Lauensteinsche Stipendium genossen. Dann hatte er, wie üblich, eine Hauslehrerstelle bekleidet; als er aber die Mitte der Dreißig erreicht hatte, hielt er es für geraten, das

heilige Amt zu erstreben. Und siehe, seine erste Bewerbung war sogleich von Erfolg. Er konnte in das Pfarrhaus des kleinen freundlichen Dörfchens einziehen, das von seinem geliebten Plauen in einer Stunde zu erreichen war.

Hatte Herr Wolfgang nun die Pfarre, so verstand es sich von selbst, daß er sich umschaute unter den Töchtern des Landes. Wer sollte ihm in der Bewirtschaftung des umfänglichen Pfarrgutes, bei der er zwei Knechte und drei Mägde halten mußte, zur Seite stehen? Nach einem halben Jahre sah er ein, daß er ohne eine Frau nicht imstande gewesen wäre, sein Dasein zu fristen. Längst hatte er auf ein holdes Mädchen sein Auge geworfen. Im nahen Adorf lebte ein angesehener Mann, der Bürgermeister Melchior Steinmüller aus einem im oberen Vogtlande ausgebreiteten Geschlecht, der hatte ein tugendsames Töchterlein, noch jung an Jahren, Magdalene. Die gefiel dem hochehrwürdigen Herrn. Er freite um sie, und er erhielt ihre Hand.

Am 18. September 1604 sollte die Hochzeit sein. Herr Wolfgang beschloß, ihr einen besonderen Glanz zu verleihen, indem er einen ganz hervorragenden Geistlichen um die Trauung bat. Im Jahre vorher war in Plauen ein neuer Superintendent angetreten, der als Kanzelredner eines ausgezeichneten Rufs genoß und dem eine große Zukunft zu prophezeien war. Das war D. Matthias Höe von Hoenegg, ein geborener Wiener, der schon mit zweiundzwanzig Jahren Hofprediger in Dresden und mit dreiundzwanzig Superintendent in Plauen war. In wohlgesetztem Schreiben hatte Pfüntel den geistlichen Herrn um die Gewogenheit gebeten, ihm den Segen vor dem Altar zu geben, dann hatte er selbst in der Superintendentur seinen Besuch gemacht; und — o Glück — der Herr Ephorus sagte

zu, wenn die Hochzeit in seinem Sprengel vollzogen würde. Dazu gab der Hochzeitsvater gern seine Einwilligung, und so wurde die Trauung nicht in Adorf, das zum Ölsnitzer Sprengel zählte, sondern in Taltitz selbst gehalten, das dem Plauenschen Kirchenkreise zugehörte.

Eine Hochzeit wie diese hatten die Taltitzer kaum je erlebt. Das ganze Dorf war auf den Beinen; denn Herr Wolfgang Pfüntel erfreute sich trotz seiner kurzen Amtszeit allgemeiner Achtung und Liebe. Am frühen Morgen hatte sich der Bräutigam nach Adorf aufgemacht, um seine Herzallerliebste abzuholen. Wie spannten die Bauernfrauen, als der Wagen erschien und ihm das hochzeitliche Paar entstieg! Wie lieblich sah Magdalenchen im Brautschmuck aus! Wie strahlte Herr Wolfgang! Nach einander rollten noch andre Kutschen mit Gästen aus Plauen und Adorf heran, schließlich kam der Herr Superintendent, ein schmucker Herr, mehr Kavalier als Geistlicher, der durch seine gemütliche österreichische Mundart sogleich alle für sich einnahm.

Nach gegenseitiger Begrüßung und einem kleinen Imbiß ging es in die festlich geschmückte Kirche. Ein Lied ward gesungen, Herr Höe bestieg die Kanzel zur Hochzeitspredigt. „Ihr meine Geliebten in dem Herrn Christo!“ so begann er, „der Text unserer Predigt steht Hebräer 13, 4: Die Ehe soll ehrlich gehalten werden, und dieser Text ist zugleich unser Thema. Wir betrachten erstlich, warum und welchergestalt die Ehe ehrlich und löblich soll gehalten werden, und zum andern, ob denn gegenwärtiger Herr Pfarrer recht getan, daß er sich mit seiner Vertrauten ehelich eingelassen und in den Ehestand begeben habe.“ Und nun behandelte der gelehrte Herr die göttliche Stiftung und den göttlichen Segen des Ehestandes aus Schrift und Geschichte mit Anführung vieler Beispiele und mahnte ziemlich derb

und unverblümt zu geordneter Führung des heiligen Standes. „Es verunehren diesen Stand die Haderkatzen, die mit ihren Weibern zanken und sie wohl gar bläuen, und die Polterhansen, dagegen verehren die den Orden, die keusch und züchtig leben und sich friedlich vertragen.“ Im zweiten Teile kühlte er am Papste sein Mütlein, der den Zwangszölibat eingeführt habe, und brachte Zeugen um Zeugen für die Berechtigung und Notwendigkeit der Priesterehe vom Mittelalter bis zur Gegenwart herbei. „Und hat Herr Wolfgang Pfüntel sich daher zu getrösten, daß er in solchen Stand nunmehr getreten, der ihm weder in seinem Amt noch an seiner Seele nachteilig sei, sondern darinnen er sich des reichen göttlichen Segens ungezweifelt zu getrösten habe; er wird auch mit seiner Rippe also die Ehe besitzen, daß es dem Stand und ihnen selbst zu Ehren gereicht.“ Sein Schlußgebet lautete: „Helfe der barmherzige Gott, daß sie sich friedlich und freundlich jetzt und künftig miteinander begehen, daß sie aus ihrem keuschen Ehebette Kinder und Kindeskinder sehen und erleben, dieselbigen in der Furcht Gottes lange Zeit auferziehen mögen, damit sie werden Bäume der Gerechtigkeit und Pflanzen dem Herrn zum Preise. Ihm sei für die Stiftung, Erhaltung und Benedeiung des heiligen Ehestandes Lob, Preis, Ehr' und Dank gesagt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“ Damit endete die eindrucksvolle Feier im Gotteshause.

Man setzte sich zu Tische. An den Hochzeitstafeln unsrer Väter ging es ernst und gemessen zu. Man aß und trank nach Herzenslust, aber kein unziemlicher Scherz durfte gemacht werden. Das spiegelt sich auch in den kleinen Gedichten wieder, die man dem Brautpaare widmete. Die Karmina für Herrn Wolfgang und Frau Magdalena waren lateinisch, denn es war eine lateinische Zeit, in der man lebte, und für Pfarr-

herrn und andre gelehrte Leute gab's nur eine Dichtersprache, die Sprache Ovids.

Zuerst erhob sich der Festprediger selbst und sprach auf Latein:

Gegen die Einsamkeit verdient die Ehe den Vorzug:
Das hast zur Tat du gemacht, wie du es selber gelehrt.
Lebhaft stimm' ich dir zu, mein Pfüntel, in Wort und Wahrheit,
Ob auch grollend der Papst ziehet ein sauer Gesicht.
Flehend bitt' ich den Herrn, daß das Eheglück er euch segne:
Frieden verleih' er dem Heim, Kinder bescher' er dem Haus!

Alles nickte beifällig, und die Männer übersetzten den Frauen, was der Herr Doktor gesagt. Dann kam Magister Kaspar Schulthes an die Reihe, der erste Kollege der Plauenschen Stadtschule. Der machte es ebenso gut:

Heil zum eh'lichen Bund, den du heute schließest, mein Wolfgang,
Mögen die Deinen beglückt dich, den Beglückten, umstehn!
Niemals finde bei euch die Zwietracht, die schädliche, Eingang,
Lieb' und Friede allein reiche bei euch sich die Hand!
Lieb' und Friede gestaltet zum Paradiese das Leben
Und erhält und vermehrt stets euch das häusliche Glück.
Lebt, so lang und so froh und so frei wie im Walde das Wild lebt,
Lebt zusammen, und nie trübe die Wolke den Tag!

Auch diese zierlichen Verse fanden Beifall. Schließlich nahm ein Vetter das Wort, Magister Martin Pfüntel, der Rektor der Plauenschen Stadtschule, und der erlaubte sich doch einen kleinen Scherz. Er sagte:

Meine Gattin ist herb zu andern Leuten, das weiß ich,
Aber mir ist sie hold immer, anmutig und nett.
Doch die Deinige ist holdselig und freundlich zu allen,
Denn kein Schimmer von List ist und von Falschheit in ihr.

Zwar erhob die Frau Rektorin gegen den Gatten drohend den Finger, aber nachteilige Folgen für den ehelichen Frieden hatte der Witz des Herrn Rektors nicht, und allgemein bewunderten die Männer das geistvolle lateinische Sprachgewand, in das der Sprecher seinen Scherz zu kleiden gewußt hatte.

Das Fest ging zu Ende, die Gäste schieden, und noch lange blieb ihnen die Erinnerung an den schönen Herbsttag in Taltitz, wo Herr Doktor Höe so trefflich geredet hatte. Gern hätte Herr Wolfgang Pfüntel die Predigt des Herrn Superintendenten gedruckt besessen. Mehr als einmal lag er dem Herrn Ephorus an, die Handschrift in die Presse zu senden, aber der vielbeschäftigte Herr fand die Zeit dazu nicht. Schließlich ließ er sich doch nach zwei Jahren bereit finden. In Leipzig bei Abraham Lamberg erschien 1606 auf zwanzig Seiten das Kunstwerk unter dem Titel: „Eine christliche Predigt, darinnen von des heiligen Ehestandes Fürtrefflichkeit insgemein und insonderheit von der Priester-Ehe gehandelt wird. Bei hochzeitlichen Ehren des würdigen und wohlgelahrten Ern Wolfgang Pfüntels, Pfarrers zu Taltitz, und der tugendreichen Jungfrau Magdalena, des ehrbaren, vorsichtigen und weisen Melchior Steinmüllers, Bürgermeisters zu Adorf, eheleibiger Tochter, den 18. September anno 1604 in der Pfarrkirche zu Taltitz gehalten durch Matthias Höe, der heiligen Schrift Doktor.“ In der Vorrede bezeugt der Verfasser dem Taltitzer Pfarrer, daß er seinem heißen Verlangen nicht habe widerstehen können. Im Anhang aber befinden sich die drei Gedichte, die an der Hochzeitstafel vorgetragen worden waren. Die Universitätsbücherei zu Halle bewahrt das einzige Stück der Predigt auf, das noch vorhanden ist. Man hat die Predigten des Doktor Höe von Hohenegg gesammelt und aufgehoben, denn der junge Super-

intendent von Plauen ist später Oberhofprediger in Dresden und nicht nur ein großer Theolog, sondern auch ein großer Politiker geworden, der zu Zeiten eine Rolle gespielt hat, wenn auch nicht immer eine glückliche.

* * *

Das Leben des Ehepaares floß im ganzen ruhig dahin. Herr Wolfgang Pfüntel versah sein Amt in alter Treue und waltete wie ein Vater in seiner Gemeinde. Frau Magdalena besorgte den großen Haushalt und nahm dem Gatten die wirtschaftlichen Sorgen ab. Fünf Kinder wuchsen im Pfarrhaus heran. Eins war früh verstorben. Margarete und Zacharias, Melchior, Wolfgang und Johannes entwickelten sich gedeihlich. Mit den Verwandten in Plauen und Adorf wurden rege Beziehungen unterhalten, die Amtsbrüder der Umgegend kehrten gerne unter dem gastlichen Dache ein. So ging es manches Jahr und manches Jahrzehnt. Aber niemand wandelt ohne Prüfungen durchs Leben, und jedem Häuslein ist sein Kreuz bestimmt. Wenn der Schulkollege von Plauen einst gewünscht hatte: „nie trübe die Wolke den Tag", so sollte eine Nacht kommen, wo ein ganzes Gewitter verheerend über dem armen Pastor und seiner Familie losbrach.

Seit 1618 wütete in deutschen Landen der Krieg. Hatte er auch bisher das Vogtland mit seinen Schrecken verschont, so kam doch die Zeit, wo auch dieses mit seinen Gefahren und Nöten Bekanntschaft machte. Es war ein Religionskrieg, und niemand hatte in dem grausigen Ringen zwischen Katholiken und Protestanten mehr zu leiden als der evangelische Pfarrer. Wenn der Feind ins Dorf kam, stürzte er sich immer zuerst auf das Pfarrhaus. Du armer Pfarrer von Taltitz, ob sich auch über dein Haupt das Verderben zusammenzieht?

Es war im Jahre 1632, daß die Kaiserlichen unter General Holk das Vogtland durchstreiften und auf ihrem Beutezug alles vernichteten, was sie trafen. Am 10. August hatten sie vor Adorf gelegen, ohne indes etwas auszurichten. In der Nacht vom 10. zum 11. bemerkten die Oelsnitzer einen Feuerschein. Die Dörfer Bösenbrunn, Schönbrunn, Lauterbach und Raschau brannten. Da flüchteten viele Adlige und Pfarrherren mit ihren Familien vom platten Lande nach dem befestigten Oelsnitz. Auch Wolfgang Pfüntel hatte mit den Seinen hinter den Mauern der Stadt Schutz gesucht. Und gerade das sollte sein Verderben sein.

Früh 6 Uhr rückten starke Abteilungen Kroaten bis an die Wälle von Oelsnitz, ein Trompeter forderte unter dem Tor in barschen Worten die sofortige Übergabe. Werde die Öffnung der Tore verweigert, so sei Oelsnitz in ein paar Stunden ein Aschenhaufen. Der Rat der Stadt und der Oberstwachtmeister der kurfürstlichen Besatzung lehnten entschieden ab und leisteten tapfere Gegenwehr; und siehe, die Feinde zogen sich in die nahen Dörfer zurück.

Am folgenden Tage wiederholten die Feinde den Angriff. Unter Piccolomini rückten zehn Schwadronen die Adorfer Straße heran und forderten die Übergabe. Der Oberstwachtmeister erbat sich eine Stunde Bedenkzeit und beriet mit dem Rate und der Bürgerschaft. Schien es dieser auch bedenklich, einem so zahlreichen Feinde Widerstand leisten zu wollen, so drang der Wille des Soldaten doch durch. Nur nach tapferem Kampfe gedachte man die Stadt aufzugeben. In der Tat fochten die Oelsnitzer die ganze Nacht hindurch wie die Löwen und hielten bis zum 13. August mittags wacker stand. Da trafen beim Feinde bedeutende Verstärkungen ein, nicht weniger als 12 000 Mann mit 6 Geschützen standen vor den Mauern von Oelsnitz.

An erfolgreichen Widerstand war nicht mehr zu denken. „Kriegsverständige Junker“ vom Lande rieten wohlmeinend und gutherzig, nicht das Blut der Weiber und Kinder aufs Spiel zu setzen. Um so hartnäckiger beharrte der Oberstwachtmeister auf seinem Plan, die Stadt aufs Äußerste zu verteidigen. Während er mit dem Rat und der Bürgerschaft aufs neue beriet, schritten die Feinde zum Sturm. Sie legten die Leitern an die Mauern, erstiegen diese, steckten die Tore in Brand, öffneten sie und stürmten, zwei Regimenter Fußvolk stark, in die geängstete Stadt. Was nun kam, war ein entsetzliches Blutbad. Jeden, den die Soldaten auf den Straßen sahen, hieben sie nieder, sie drangen in die Häuser und mordeten, sie erschienen in der Kirche und schossen die zur Betstunde Versammelten nieder. Ein „schwarzer Jesuit“ tötete allein drei Geistliche, und ein schlesischer Soldat brachte zwölf Personen um. Beide rühmten sich später ihrer blutigen Tat. Einem kranken Ratsherrn gaben sie den Todesstoß, einem andern, der tot im Sarge lag, hieben sie den Kopf, die Beine und Arme ab. Unter den Opfern der mordlustigen Schar befanden sich der Bürgermeister, zwei Ratsherren, der Archidiakonus, der Rektor und der Baccalaureus der Schule und mehrere Dorfpfarrer und Adlige der Umgegend. Die Plünderung war grausig. Alle Häuser wurden beraubt, alles Bier ausgetrunken, alles Getreide vernichtet, Frauen und Mädchen geschändet, viele Leute, alte und junge, in der gemeinsten Weise gemartert. Am Abend zogen die Mordbanden ab, um sich nach Plauen zu wenden, aber kaum hatten sie Oelsnitz den Rücken gekehrt, da erschienen 2000 Reiter, quartierten sich ein und trieben es über die Maßen toll. Am andern Morgen steckten sie die Stadt an allen drei Toren in Brand, in wenigen Minuten stand ganz Oelsnitz in Flammen. Lautes Jam-

mergeheul drang zum Himmel empor. Verwundete und Kranke, Frauen und Kinder kamen zu Hunderten in den Flammen um oder erstickten in den Kellern, in die sie sich retteten. Mehr als 500 Leichen galt es zu bestatten, der Gottesacker reichte nicht aus, um die Berge von Toten zu beerdigen. Die schöne Stadtkirche lag in Asche, ebenso das neue Rathaus, die Pfarre, die Schule und alle Wohnhäuser bis auf fünfzehn, dazu alle Scheunen bis auf einige wenige.

Mit Grausen hörte man in weitem Umkreis von dem Schicksal der armen Stadt. Oelsnitz war wie Magdeburg dem Erdboden gleich gemacht worden. Selbst General Holk soll entsetzt ausgerufen haben, als er die Kunde vernommen: „O Oelsnitz, Oelsnitz! Der Teufel hol' mich, es dauert mich, ich weiß es nicht zu verantworten."

Und die Familie Pfüntel? Wie war es ihr ergangen? Wie ein Wunder war Frau Magdalene mit ihren Kindern dem Mord und Brand entronnen. Aber als sie den Vater suchten, da fanden sie ihn als verkohlte Leiche unter den Brandruinen. Er war einer von denen gewesen, die der schwarze Jesuit getötet; und als dann der Brand ausgebrochen war, da hatten seine Kleider Feuer gefangen. Bis zur Unkenntlichkeit war er entstellt. Auf dem Friedhof zu Ölsnitz haben sie ihn begraben.

In tiefer Trauer kehrte Frau Magdalene mit ihren Kindern nach Taltitz zurück. Am 8. Juni war sie mit ihrem Gatten noch zum heiligen Abendmahl gewesen; am 28. Oktober ging sie ohne ihn, „Pfarrer Pfüntels hinterlassene Witwe", wie der Küster im Beichtregister vermerkte. Anfang 1633 fanden sich die Kinder, soweit sie bereits außer dem Hause waren, noch einmal in der Pfarre ein und gingen mit der Mutter zum letzten Male zum Tische des Herrn. Nach

abgelaufenem Gnadenhalbjahr schied Frau Magdalene von dem Gotteshause, wo sie einst von Doktor Höes Hand mit ihrem Wolfgang getraut worden, und von dem alten Pfarrhause, wo sie fast dreißig Jahre an seiner Seite so glücklich gewesen war. Wenn sie an sein entsetzliches Ende gedachte, dann quollen die Tränen.

Sämtliche Söhne führten den Stamm weiter. Melchior Pfüntel ward Ratsherr in Ölsnitz, und von diesem stamme ich ab.

---

4. Priester und Kornet.

Im alten Pfarrhause zu Leubnitz, das längst einem Neubau hat weichen müssen, hing zu Zeiten des Pfarrers Johann Heinrich Köthe und seines Sohnes und Amtsnachfolger Otto Heinrich Köthe ein großes, etwas verstaubtes Ölgemälde, das Porträt eines Mannes darstellend mit der halbverblichenen Inschrift: „Priester und Kornet.“ Daß das Bild einen „Priester“, einen Geistlichen vorstellen mußte, das konnte jeder=man auf den ersten Blick erkennen. Zwar trug er ein kleines Schnurr= und Knebelbärtchen, das ihm das Ansehen eines Wallenstein gab, aber Paulus Gerhardt hatte ja auch solch ein Bärtchen getragen und war doch ein gestrenger geistlicher Herr gewesen. Des Mannes schwarzes, faltenreiches geistliches Gewand, seine mäch=tige Halskrause, die aufgeschlagene Bibel, die er in der Hand hielt, und der ernste, würdevolle Ausdruck seines Angesichtes, das alles deutete darauf hin, daß man es hier allerdings mit einem „Priester“ zu tun hatte. Um so wunderlicher war es, daß der geistliche Herr auf dem Bilde zugleich noch „Kornet“ genannt war. Mit dem zweiten rätselhaften Teile der Inschrift hatte es seine Bewandtnis. In größter Ehrerbietung

blickten die beiden Pfarrer und alle ihre Familienglieder zu diesem Bildnis auf, das eine Art Familienheiligtum war, und wenn man den alten Köthe frug, wer der Mann auf dem Bilde sei und was die seltsame Inschrift bedeute, so gab er bereitwillig Auskunft.

* * *

„Der Mann hier an der Wand", so begann der Pfarrer regelmäßig seine Erzählung, „ist mein Vater. Er hat so seltene Schicksale erlebt, daß man sein Leben für einen Roman halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sich alles wirklich so zugetragen, wie er es selbst zu Papier gebracht und durch den Druck veröffentlicht hat.

Mein Vater war mitten in jener trostlosen Zeit geboren, da der dreißigjährige Krieg Europa erschütterte und ein jeder tun konnte, was ihm beliebte. Sein Vater war Küster in Kolditz. Da er von Herzen wünschte, sein Sohn möchte einstmals etwas Rechtes werden, schickte er ihn auf die Thomasschule zu Leipzig, daß er dort den gelehrten Studien obliege. Der Sohn tat das auch mit sehr gutem Erfolge und konnte bereits in dem jugendlichen Alter von sechzehn Jahren die Hochschule beziehen, um sich der Gottesgelehrsamkeit zu widmen.

Seine akademische Zeit war eine überaus trübe. Ohne Geld, nur mit einigen Büchern ausgerüstet, hatte er seine Studien begonnen. Er lernte, was es heißt, am Hungertuche nagen zu müssen. Als er anderthalb Jahr studiert hatte, starb sein Vater. Dazu kam, daß ihm ein anderer ein Stipendium von fünfzig Gulden, auf das er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, vor dem Munde wegschnappte. Gänzlich ohne Mittel sah er sich gezwungen, der Universität den Rücken zu kehren und

sich als Hofmeister in adligen Häusern sein Brot zu verdienen. Hier mochte er wohl den Druck des Lebens schwer zu empfinden gehabt haben, denn die Schulmeister, zumal die Haus- und Hofschulmeister waren dazumal die geplagtesten und bedauernswertesten Leute von der Welt.

So überkam ihn dann nach Jahresfrist der unwiderstehliche Drang, die lieben Bücher beiseite zu legen und die Schulmeisterei an den Nagel zu hängen, dafür aber sein Bündel zu schnüren und sich die große Gotteswelt anzusehen. Er sagte seinem Heimatlande Sachsen Valet und durchzog am Wanderstabe Norddeutschland, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden, wie einst im Mittelalter die fahrenden Schüler getan.

Indes auch jetzt sollte er nicht ohne Prüfung durchs Leben gehn. War die Last, die er abgeschüttelt hatte, schwer gewesen, so sollte das Joch, das ihm nun aufgebürdet wurde, noch schwerer sein. Als er einst nach Stockholm reiste, traf er unterwegs mit einigen schwedischen Offizieren zusammen, denen er treuherzig seine ganze Lebensgeschichte erzählte. Den Offizieren gefiel der kräftige, schöne und schlank gewachsene Bursche so sehr, daß sie ihn abfaßten und ihn zwangen, ins schwedische Heer zu treten.

Das war freilich eine harte Wendung in seinem Lebenswege. Etwas derartiges hatte er nicht vermutet. Aber was half es? Er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und sichs gefallen lassen, in das Stolzenbergische Regiment gesteckt zu werden. Er erhielt einen schmucken Dragonerrock, einen derben Helm, einen dauerhaften Reitersäbel und ein Paar Stiefel mit blanken Sporen, und der Soldat war fertig. Aufsitzen und Absitzen, Reiten und Manövrieren, das war nun seine Beschäftigung.

Im ersten Jahre schon war er vom gemeinen Dragoner zum Korporal befördert, und nach zwei Jahren folgte die Ernennung zum „Korneten“. Als solcher hatte er die Standarte zu tragen und allzeit in der Mitte der Schwadron Stellung zu nehmen. Alle Widerwärtigkeiten und Gefahren des Kriegerlebens hat er in seiner verantwortungsreichen Stellung als Kornet zur Genüge kennen gelernt. An vielen kleineren und größeren Schlachten und Gefechten hat er mit teilgenommen. Zweimal ist er von einer feindlichen Kugel getroffen worden, das eine Mal in den rechten Arm, so daß ihm der Säbel aus der Hand glitt, das andere Mal in den linken Schenkel, so daß er vom Pferde gehoben werden mußte und hernach monatelang im Lazarette lag. Diese letztere Kugel hat er zeitlebens in seinem Körper mit sich herumgetragen als eine schmerzhafte Erinnerung an sein Soldatenleben und sie auch mit ins Grab genommen. Zweimal geriet er auch in feindliche Gefangenschaft, einmal unter die Dänen, das andere Mal unter die Polen. Ja einmal hat er sogar auf einem Kriegsschiff einen entsetzlichen Schiffbruch mit durchmachen müssen. Er war auf das Schiff befohlen worden, um auch für den Seedienst ausgebildet zu werden. Ein gewaltiger Sturm erhob sich auf einmal mitten auf dem Meere und trieb das Schiff drei volle Wochen lang in See herum. Da es nur auf zehn Tage mit Nahrungsmitteln versehen war, so brach natürlich unter der Besatzung eine furchtbare Hungersnot aus. Viele Soldaten und Matrosen starben elend dahin. Köthe selbst hat sich notdürftig mit Stockfisch zu erhalten gewußt. Zu guterletzt strandete das Fahrzeug an einem Felsenriff und wurde als schwimmender Trümmerhaufen einen Tag und eine Nacht auf den tobenden Wellen umhergeworfen. Zu seinem Glück vermochte Köthe noch einen Balken zu erfassen, der

stark genug war, ihn über Wasser zu halten. An einem Eisenring in des Balkens Mitte befestigte er sich mit einem Stück Segeltuch, das er sich um den Leib geschlungen hatte, und ließ sich so von den Wellen ans Land spülen. Drei Fischer fanden ihn besinnungslos am Gestade des Meeres liegen; mitleidig banden sie ihn los, trugen ihn in eine Fischerhütte und pflegten sein, bis er wieder völlig hergestellt war. Um nicht als Fahnenflüchtling zu gelten, eilte er sogleich nach seiner Genesung aus den Armen seiner barmherzigen Samariter zu seinem Regimente.

Jetzt nun geschah es, wie er sich in seinen Aufzeichnungen ausdrückt, daß ihn „Gott selbst aus seinen gefährlichen Umständen endlich herausriß". Mit Hilfe eines edlen Hamburger Großkaufmanns gelang es ihm, nach vierjährigem Dienste endlich seine Entlassung aus dem Heere zu erhalten. Fröhlichen Herzens reiste der gewesene Kornet in seine Heimat zurück. Statt des Säbels wurde wieder zu den Büchern und zur Feder gegriffen, und in kurzer Zeit war das Vergessene aus Theologie und Philosophie wieder nachgeholt. Nach vollendeten Studien ward der Kornet-Kandidat Rektor zu Neuhaus und später Pfarrer zu Mosbach bei Neustadt a. d. Orla. Wie er früher im Kriege gegen die Dänen und Polen seinen Mann gestellt, so hat er nun, wie der Biograph sich ausdrückt, „die Kriege des Herrn als geistlicher Streiter und Soldat rühmlichst geführt." Fast fünfundvierzig Jahre hat er auf einer und derselben Stelle auf Vorposten gestanden, bis er von einem anderen geistlichen Kriegsmann abgelöst und von dem obersten Kriegsherrn zur großen Armee einberufen worden ist. Zehn Jahre vor seinem Tode hatte er sich bereits seinen Sarg anfertigen lassen, um durch dessen Anblick beständig an sein Ende erinnert und zu allerhand nützlichen Gedanken erweckt zu werden.

Als er sein Ende herannahen fühlte — die Kugel in seiner Seite begann zu schmerzen — da berief er seinen Pfarrgehilfen, seine Gattin und seine acht Kinder an sein Sterbebett; auch ich, sein Sohn, stand mit dabei, und der Anblick ist mir unvergeßlich. Dem geistlichen Herrn übergab er sein Amt und segnete ihn dazu ein, unserer Mutter gab er den Trauring zurück und dankte ihr unter Tränen für die Treue, die sie ihm in einem vierundvierzigjährigen Ehestand erwiesen hatte, uns Kindern spendete er seinen väterlichen Segen und ermahnte uns zur Wachsamkeit und Gottesfurcht. Am Sonnabend vor Lätare 1709 entschlief er, seines Alters 74 Jahre. Der Superintendent hielt ihm die Leichenpredigt über 2. Tim. 4, 7 u. 8.: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben". Er sprach „von dem Wappen eines gottseligen Streiters Jesu Christi, welches der Selige allzeit in seinem Schilde geführt".

Wir, die Hinterbliebenen, betrauerten ihn tief. Auf dem Kirchhofe zu Mosbach haben wir ihm einen Leichenstein gesetzt, der noch heute dort zu sehen ist. Auf der einen Seite ist ein Wappen mit Sinnbildern eingegraben, das ist „das Wappen des gottseligen Streiters Jesu Christi". Darunter steht sein Lebenslauf. Auf der anderen Seite aber steht der sinnreiche und treuherzige Vers, den der Superintendent selbst verfertigt hatte:

Ein Priester und Kornet liegt unter diesem Stein,
Wie können beide doch in einem Grabe sein?
Hast du dergleichen noch zu keiner Zeit gelesen?
Lies diesen Lebenslauf: Herr Köthe ist's gewesen."

* * *

Der Sohn des „Priesters und Korneten", Johann Heinrich Köthe, war 1681 in Mosbach geboren, erhielt den Unterricht in Neustadt, Mühltroff, Auma und Zeitz und studierte in Leipzig und Halle Theologie. In Halle ist auch August Hermann Francke sein Lehrer gewesen. Beim Tode seines Vaters war er Hofmeister auf dem Schlosse zu Mühltroff. Als er 1714 Pfarrer von Leubnitz wurde, da hängte er das Bild seines Vaters in seiner Studierstube auf und gab ihm den Ehrenplatz. Er verwaltete das Pfarramt vierunddreißig Jahre und war ein frommer Christ, ein guter Seelsorger, ein Freund der Jugend. Sein Amtsnachbar, der Pfarrer von Syrau, konnte ihm an der Bahre das Ehrenzeugnis geben, daß er als Christ und Mensch, als Seelsorger und Lehrer der Gemeinde ein rechter Israeliter ohne Falsch gewesen sei. In vielen Stücken glich er seinem Vater, dem Priester und Korneten, den er sich zum Vorbild genommen hatte. Auch er hatte sich schon bei Lebzeiten seinen Sarg machen lassen, um immer an sein Ende erinnert zu werden. Der schwarze Schrein stand in seinem Schlafzimmer und war für das ganze Pfarrhaus eine stete ernste Predigt.

Als Johann Heinrich 1748 starb, hatte er die Genugtuung, daß ihm der Herr v. Bodenhausen seinen Sohn Otto Heinrich als Substituten und Nachfolger gesetzt hatte. Dieser verwaltete das Pfarramt bis 1793 und war ein praktischer, für das Leben aufgeschlossener Mann, dem seine Gemeinde viel Liebe und Vertrauen entgegenbrachte. Er ließ das Ahnenbild an seinem Platze. Nach seinem Tode wanderte es mit anderen Bildern in das dicht neben der Pfarre liegende Amtshaus, allwo der Gerichtsdirektor Martin Blanckmeister wohnte, der sein Schwiegersohn war; einen Sohn hinterließ der Pfarrer nicht. Im „Blanckmeisterschen Hause" zu Leubnitz — es heißt heute noch

so — hing das Ahnenbild bis 1859, wo man den Gerichtsdirektor Blanckmeister, den zweiten, der als Junggeselle starb, zu Grabe trug. Aber schon war dem Ahnenbild eine neue Stätte bereitet im Schlosse zu Schilbach bei Schöneck, wo pietätvolle Nachkommen wohnten. In deren Besitz ist es noch heute, wenn auch nicht mehr auf vogtländischer Erde, und wird in hohen Ehren gehalten, weil es von einem merkwürdigen Menschenleben erzählt und ein Stück Geschichte, Vogtlandsgeschichte, Pfarrhausgeschichte, Familiengeschichte, in sich darstellt.

---

5. Elias im Vogtlande.

Es war im Frühjahr 1722. Im Städtlein Netzschkau läuteten die Glocken, denn der neue Schloß- und Stadtprediger Balthasar Friedrich Blanckmeister, den Seine Gnaden der Graf v. Bose erwählt hatten, war im Begriffe, sein neues Amt anzutreten. Er schien der rechte Mann am rechten Ort zu sein. Geboren zu Stettin im Pommernlande und auf der alten Luther-universität Wittenberg vorgebildet, war er einige Jahre bei einer vornehmen Herrschaft in Dresden Hauslehrer gewesen und brachte nicht bloß theologische Gelehrsamkeit, sondern auch gute Lebensart mit. Sein Norddeutsch stand ihm gut und paßte zu seiner Persönlichkeit. Sein theologischer Standpunkt war der seines großen Vorbilds, des Dresdner Superintendenten D. Löscher, bei dem er Famulus gewesen, für seine Amtsführung hatte er sich mehr die Grundsätze des Halleschen Pietismus angeeignet. Er wollte kein „Polsterprediger“ sein, kein „stummer Hund“, sondern, wenn es sein mußte, seinen Mund auftun, um gegen die Gebrechen seiner Schäflein zu zeugen; und daß unter diesen auch manch räudiges Schäflein sei, das hatte ihm

der Graf bei seinem Amtsantritt unumwunden eingestanden. Aber was gilts, Balthasar Friedrich Blanckmeister wird mit der sündigen Herde fertig werden, so wahr er Wittenberger Theologus und Schüler Doktor Löschers ist.

* * *

Es war ein steiniger Acker, den der junge, für sein Amt begeisterte Theolog zu bearbeiten hatte. Da war ja beinahe kein Gottesgebot, das man nicht gröblich übertrat. Das Fluchen und Schwören war an der Tagesordnung, die Sabbatschändung ward ins Große getrieben, die Unzucht machte sich breit, Hehlen und Stehlen gingen im Schwange, und bei alledem waren die Leute in religiösen Dingen so dumm, daß die Unwissenheit zum Himmel schrie. Mit wahrem Feuereifer ging der junge Seelsorger den Sünden und Lastern zu Leibe. Wenn er predigte, so meinte man die Donner und Blitze vom Sinai zu vernehmen. Jeder Seele ging er nach, den Alten wie den Jungen, den Hohen und den Niedern. Jede Gelegenheit benutzte er, die Unwissenheit und Schande zu bekämpfen. In verzehrendem Eifer arbeitete er in seinem Netzschkau an „des christlichen Standes Besserung". Laut pries er seinen Gott, wenn es ihm einmal vergönnt war, Erfolge zu sehen. Ob es ihm gelingen wird, den steinigen Acker zum guten Lande zu machen? Du wirst es ja sehen, du junges Blut, was für Früchte dein Eifern für Zucht und Sitte trägt. Vielleicht erreichst du, was du wolltest; vielleicht — auch nicht.

* * *

Es ist im Jahre 1728. Der Superintendent Hermann in Plauen sitzt in seinem Studierzimmer am

Schreibtisch und liest die eingelaufene Post. Ein Schreiben aus Netzschkau, zehn Seiten lang! Eine Beschwerdeschrift des Rats und der Bürgerschaft gegen den Schloß- und Stadtprediger Blanckmeister. Unruhig überfliegt er die Seiten. Das klingt ja nett! „Wir müssen, wiewohl gezwungen und mit schmerzhaftem Gemüte vortragen, daß es mit unserem Hirten fast nicht mehr auszuhalten, sintemalen er ein allzuschweres Joch auf unser Hälse leget.“ Ja, was tut er denn, der harte Mann? „Er nimmt es zu streng mit der Kirchenbuße und rufet am Altar: Heraus, wen es angeht! Er stellt zu schwere Fragen beim Beichtexamen. Er läßt niemand unangemeldet zur Beichte gehn. Er fordert, daß die Kinder zum ersten Abendmahlsgange vorbereitet werden. Er predigt von der Sünde und vom jüngsten Gericht. Er vergleicht den Rat zu Netzschkau mit dem Synedrio. Er nennt die Laster alle mit Namen. Es ist kein Gottesdienst, bei dem man nicht traurig herausgeht, und es findet sich niemand mehr, der in Netzschkau dienen will als Knecht und Magd, weil Blanckmeister die Übertretungen der Gebote nicht duldet, sondern alle Sünden schrecklich straft.“ So geht es Seiten lang. Das muß untersucht und, wo nötig, gerügt werden. Das Oberkonsistorium überträgt dem Superintendenten die Behandlung der peinlichen Angelegenheit.

* * *

Den ganzen Sommer erscheinen Zeugen aus Netzschkau in der Superintendentur zu Plauen und sagen wider den Seelenhirten aus. Dreizehn Personen haben die Netzschkauer aufgeboten, und es würden ihrer noch weit mehr gewesen sein, wenn der Ephorus nicht mehrere wegen allzugroßer Jugend und allzuarger

Dummheit hätte zurückweisen müssen. Aber die Dreizehn sind nicht blöde. Zeuge Nummer eins sagt aus, er habe ganz deutlich gehört, wie Blanckmeister beim Beginn der Kirchenbuße gesagt: „Heraus, wen es angeht!“ Zeuge zwei gibt an: als er in der Beichte keine Antwort gab, schlug Blanckmeister mit der Hand auf das Brustbrett des Beichtstuhls, daß das Beichtgeld herabfiel. Zeuge drei gibt zu Protokoll, einem Beichtenden habe er die Absolution versagt, bis er sich mit seinem Nachbar versöhne. Zeuge vier muß leider bekennen, ein Mann sei in Ohnmacht gefallen, als ihn Blanckmeister in der Beichte angeredet, und eine Frau habe die fallende Sucht bekommen. So hagelt es auf den harten Mann hernieder, und jeder bringt etwas anderes vor. O du armer Magister, wie wird dirs gehen! Hättest du doch geschwiegen und alles beim Alten gelassen!

* * *

Hat man die Ankläger und Zeugen gehört, so muß man nun auch den Delinquenten hören. Vier Wochen lang muß Blanckmeister oft mehrmals in einer Woche nach Plauen, um sich zu verantworten. Sein Urteil über die Zustände der Gemeinde lautet vernichtend. Die Unwissenheit und Bosheit gewisser Leute sei unaussprechlich. Viele führten ein schändliches Leben. Die Ankläger seien gerade die schlimmsten und dümmsten. Manche könnten weder lesen noch schreiben. Über die Frechheit der jungen Burschen ärgere er sich fast zu Tode. Keuschheit und Anstand seien ihnen unbekannte Dinge. Die Bürger hätten einen Stolz, den man nur einen dummen nennen könne. Der erste Mann im Orte, der Bürgermeister, fahre doch seinen Schiebebock wie jeder andere. Wenn

er, der Pfarrer, das Gesetz treibe, so sei das in solch einer verwahrlosten Gemeinde bitter nötig, er könne es vor Gott und seinem Gewissen nicht verantworten, wenn er zu den Sünden der Gemeinde schweige. Die Seelen seiner Schäflein seien ihm auf die Seele gebunden, und Gott würde sie einstmals von ihm fordern. — Tapfer gesprochen, du Hirte der Gemeinde; das wird dir deine Oberbehörde hoch anrechnen, daß du ohne Menschenfurcht deines Amtes waltest und nur die Ehre deines Gottes suchst.

* * *

Der Handel kam vor dem Oberkonsistorium zu Dresden zum Austrag, und die hochpreisliche Behörde — war anderer Meinung als der gestrenge Pfarrherr von Netzschkau. In einem langen Bescheide wird ihm zur Pflicht gemacht, „hinfüro mit aller Gelindigkeit, Behutsamkeit und Sanftmut seines Amtes zu walten", zwar die offenbaren Sünden zu strafen, aber die Sünder und Sünderinnen nicht zu erbittern, kurzum den ungebärdigen Leuten zwar den Pelz zu waschen, aber ihn nicht allzu naß zu machen. Wenn ferner begründete Klage wider ihn einlaufe, so werde er unnachsichtlich gestraft werden, vorjetzo aber habe er nur die aufgelaufenen Kosten von 37 Talern 12 Groschen binnen Jahresfrist zu begleichen.

* * *

Als der Pfarrherr diesen Bescheid erhielt, zuckte er ein wenig zusammen. Das hätte er nicht gedacht, daß ihn die hohe Behörde, die doch genau so orthodox lutherisch war wie er, in seiner gerechten Sache im Stiche ließ. Aber entmutigt war er nicht. Er setzte

sich nicht enttäuscht unter den Wachholder und rief nicht: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele.“ Er bezahlte seine 37 Taler 12 Groschen, stand mit demselben Eifer auf seinem Posten und zog, wenn auch etwas vorsichtiger als bisher, genau wie einst gegen die Sünden seiner Leute zu Felde. Und er hatte die Freude, daß doch manches Samenkorn Früchte trug. Eins aber regten die Erfahrungen der letzten Jahre in seiner Seele an, was ihm in der Folge zum Trost und zur inneren Befriedigung gereichte. Er hatte sich mit vollster, ganzer Kraft, vielleicht mit Übereifer, auf seinen Seelsorgerberuf geworfen. Das war, wie er sich gestand, nicht einmal gut. Tief im Herzen ruhte eine stille Geliebte, die er über den Kämpfen des Lebens ganz vernachlässigt hatte — die Wissenschaft. Ihr weihte er nun, wie einst in Wittenberg zu den Füßen seiner Lehrer, wieder manches selige Stündlein, und wenn er sich einmal im Amte recht ordentlich geärgert, dann sah man ihn, um sich den inneren Ausgleich zu schaffen, zum hebräischen Kodex greifen und seinen Groll begraben im Alten Testament. Er hat viele dickleibige Bücher geschrieben, meist über hebräische und chaldäische Grammatik, zwei sind gedruckt, die meisten sind Handschrift geblieben. So hat er vierzig Jahre in Netzschkau in Segen gewirkt, und aus dem Elias ist allmählich ein Gamaliel geworden, der ernst und klug, gerecht und gerad seines Amtes waltete. —

Er ist mir lieb, der alte Herr, trotz seines Eifers um das Haus des Herrn, denn er war ein ganzer Mann, und er ist mein Ahn gewesen. In seinem Siegelringe trug er eine Sonnenblume, die ihren Kelch der Sonne zukehrt, mit der Inschrift: „Dirigor ad motum. Ich richte mich nach dem Sonnenlaufe.“ Und sein Sinnspruch war: „Est, fuit et semper spes mea

Christus erit. Meine Hoffnung war, ist und bleibt der Herr Christus.“ Der Mann des alten Testaments war doch im Herzensgrund ein Jünger des Herrn, aber ein Jünger wie Johannes und Jacobus, die „Donnerskinder“.

6. Die drei Feldprediger.

Von einem Gliede unsrer Familie berichtet die Überlieferung eine seltsame Geschichte.

Etwa um 1730 stand bei einem preußischen Regimente der junge Friedrich Blanckmeister aus Stettin als Feldprediger in Diensten. Er war ein überaus eifriger Seelenhirte und drang in seinen Predigten auf strenge Zucht und Frömmigkeit. Er schonte auch die Offiziere nicht. Das war den Herren mitunter nicht ganz angenehm. Wenn der jugendliche Prediger den Soldaten die Wahrheit sagte, dagegen hatten sie nichts einzuwenden, aber daß er auch die Herren Leutnants und Hauptleute Mores lehren wollte, das fanden sie gar nicht nett. Eine Zeit lang hatten sie es ertragen, aber als der Prediger einmal besonders scharf gekommen war, beschlossen sie, der Sache ein Ende zu machen und gleich vor die rechte Schmiede zu gehn. Sie wagten es, an Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm eine Eingabe zu richten mit der untertänigen Bitte, dem Feldprediger Blanckmeister hinfüro die allzu derben Bußpredigten zu untersagen, als welche der Manneszucht schädlich und das Ansehen der Herren Offiziere zu untergraben geeignet seien; namentlich die letzte Predigt sei allzu scharf gewesen.

Als der König die Beschwerde las, soll er ein böses Gesicht gemacht haben. Er war selbst ein scharfer

und konnte die Prediger nicht scharf genug kriegen. Sofort ließ er den Feldprediger Blanckmeister kommen und befahl ihm, die zuletzt gehaltene Predigt noch einmal vor ihm selbst zu halten genau so wie am Sonntage vor dem Regiment. Da stellte sich der Geistliche vor den Stuhl des Königs und fing an. Der König nickte Beifall und hörte den Donnerworten mit Behagen zu. Als der Prediger geendet, stand er auf und sprach: „Seine Predigt gefällt mir sehr. So wie Er redet, das ist ganz nach meinem Geschmack. Er sei hiermit zu einer besseren Stelle in meinem Heere befördert.“ Mit tiefer Verneigung ging Blanckmeister von dannen. Die Beschwerdeführer aber erhielten alsbald aus dem Militärkabinet ein gesalzenes Schreiben, in dem ihnen das Allerhöchste Mißfallen zum Ausdruck gebracht war; sie sollten sich nicht unterstehen, zum zweiten Male eine ähnliche Eingabe zu machen. —

Das ist wohl eine Familiensage. Ein Nachkomme des Feldpredigers wollte die Geschichte zwar als wahre Begebenheit in einem Buche gelesen haben, aber das Buch hat sich bisher nicht auffinden lassen. Doch steht fest, daß Friedrich Blanckmeister, geboren 1705 in Stettin, seit 1730 preußischer Feld- und Garnisonprediger im Regimente Grumbkow in Köslin, am 19. Sonntag nach Trinitatis 1729 vor König Friedrich Wilhelm und dem General von Grumbkow in Königswusterhausen seine Probepredigt gehalten hat, 1734 Adjunkt des Präpositus in Uckermünde, 1737 Präpositus in Treptow an der Tollense ward und dort 1747 gestorben ist. Er war ein exemplarischer Prediger. Mehrere Predigten liegen gedruckt von ihm vor, auch eine Predigtreihe über die Sieben Worte Jesu am Kreuze. Es ist wohl möglich, daß ihn der König als Anerkennung für sein eifriges Wirken im Heere in

jungen Jahren mit dem einträglichen Pfarrdienst belohnte.

* * *

Sicher wirkte das Beispiel Friedrich Blanckmeisters in der Familie nach. Das junge Geschlecht sprach von dem alten Soldatenprediger und begeisterte sich an seinem Beispiel. Und so kam es, daß einmal drei Blanckmeister auf einmal, drei Brüder, die Laufbahn des Feldpredigers ergriffen, und das waren seine drei Neffen.

Der Schloßprediger Balthasar Friedrich Blanckmeister in Netzschkau, der ältere Bruder Friedrichs, hatte unter seinen Söhnen vier Theologen. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, waren drei von ihnen gerade mit dem Studium fertig. Der Kurfürst von Sachsen brauchte für sein Heer nicht weniger als dreizehn junge Theologen als Feldprediger. Da meldeten sich die drei Vogtländer zum Dienste fürs Vaterland und wurden angenommen. Zwar war der Vater ein geborener Preuße und hing begreiflicherweise an seinem Vaterland und Herrscherhaus, obgleich er seit beinahe vier Jahrzehnten auf sächsischer Scholle lebte; es war ihm schwer, seine Söhne gegen den großen Friedrich zu Felde ziehen zu lassen. Aber die Söhne waren gute Sachsen und baten den Vater: „Laß uns ziehen!“ Da gab ihnen der Vater seinen Segen, und sie zogen hinaus: Jonathan Renatus mit dem Regimente Fürst Lubomirski, Daniel Polykarpus mit dem Regimente Garde zu Fuß und Josef Benediktus mit dem Regimente Prinz Maximilian. Als sie vom Vater Abschied nahmen, da war es ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen, der alte Herr sollte die Rückkehr seiner drei Söhne aus dem Felde im Jahre 1763 nicht mehr erleben, im Jahre vorher war er heimgegangen; doch schloß die Mutter ihre Kinder noch in ihre Arme.

Noch ist die Dienstanweisung vorhanden, nach der sie ihr Amt zu verwalten hatten. Sie sollten „herzlich zu Gott beten für Fürst und Heer, streng lutherisch lehren und predigen, Gezänk und subtile Kontroversen meiden, auf heiliges Leben der Soldaten dringen und selbst mit bestem Beispiel vorangehn, keinen Sonn- oder Festtag mit Predigen aussetzen, dabei die vorgeschriebenen Perikopen kasuell auslegen, wo es sein kann, alle Tage früh und abends Betstunde halten, im Schwange gehende Sünden beim Regimentskommandeur melden, nicht über ihre Amtsbefugnis namentlich in Ehesachen hinausgreifen, mit ihren Kollegen oder dem nächsten Pfarrer und Superintendenten bei schwierigen Fällen verhandeln, das Abendmahl treulich verwalten, Kranke, Verwundete, auch etwaige Malefikanten trösten — alles so, wie sie es einst vor Gott verantworten können."

Was die drei Blanckmeister alles im Felde erlebt, das ist mit ihnen untergegangen; nur mündlich haben sie den Ihren von ihren Fahrten erzählt. Doch hat Jonathan Renatus, der vom Regimente Lubomirski, in seinem Lebenslaufe kurze Aufzeichnungen über sein Feldpredigerleben gemacht. „Im Jahre 1758 wurde ich nebst meinem Bruder Josef Benediktus vom Präsidenten von Globig in Dresden zu Feldpredigern der sächsischen Truppen, die sich in Oberösterreich zusammengezogen hatten, ernannt. Wir reisten von Dresden über Baireuth und Regensburg auf der Donau bis Linz in Oberösterreich, dem Sammelplatz der Sachsen. Meine Ordination geschah unter freiem Himmel in der Gegend von Stirscha im Beisein des Generals von Thiele und der beiden Feldprediger Bartsch und Dölitzscher. Mit dem Regimente Lubomirski machte ich nun sieben Kampagnen mit und wohnte den Batallen und Scharmützeln bei Preußisch-Minden und Lan-

genſalza, bei Bergen und Lutterberg, ſowie der Belagerung von Wolffenbüttel bei. Ich ſah nicht allein die Verheerung der Länder, die im Kriegsſchauplatze lagen, ſondern fühlte auch ſo mancherlei Beſchwerden an meinem eigenen Leibe. So verlor ich einſtmals meine ganzen Habſeligkeiten und mein Pferd. Bei den verſchiedenen Märſchen, die ich mit dem Regimente machte, hatte ich nicht nur Gelegenheit, die Städte der obern und niedern Pfalz, von Schwaben, im Württembergiſchen, Kölniſchen, Braunſchweigiſchen und Landgräflich-Heſſiſchen zu ſehen, ſondern ich beſuchte auch die durch die Reformation berühmten Städte Augsburg und Worms, ſowie die Bibliotheken zu Wolffenbüttel und Mainz. Auch genoß ich das Glück, vier berühmte Männer der damaligen Zeit zu ſprechen, nämlich einen Pfaff zu Tübingen, einen Benner zu Gießen, einen Freſenius zu Frankfurt und einen Urlsberger zu Augsburg. In dieſen Feldzügen habe ich gewiß mehr erfahren als andre, die von Akademien gleich ins Predigtamt kommen."

Nach Beendigung des Krieges erhielten die dreizehn Feldprediger ihren Abſchied und bis zur Anſtellung im Pfarrdienſte zehn Taler monatliches Wartegeld. Man beeilte ſich natürlich, ſie bald zu verſorgen. Die drei Blanckmeiſter erhielten Pfarrſtellen auf drei ſächſiſchen Dörfern. Der eine bekam den Ruf nach Breitenborn, der andre nach Rudersdorf, der dritte nach Langenbernsdorf. Dort lebten ſie ihrem Amte und Ihrer Familie und zehrten von ihren Feldzugserinnerungen. Der eine ſtarb ſchon 1780, der zweite litt lange an den Nachwehen der Kriegsſtrapazen und ging 1800 heim. Der dritte aber war aus feſtem Holze und hielt es bis 1820 aus, wo er hochbetagt das Zeitliche ſegnete, nachdem er 62 Jahre im geiſtlichen Amte geſtanden hatte; und wenn er als mehr

denn achtzigjähriger Greis vom Siebenjährigen Krieg erzählte, da wollten es manche kaum glauben, daß er dabei gewesen; und er war doch dabei.

---

7. Die schwarze Handschrift.

Der Schloßprediger Balthasar Friedrich Blanckmeister in Netzschkau war nicht nur ein tüchtiger Prediger und eifriger Seelsorger, sondern auch ein überaus gelehrter Herr. Er hatte sich eine große Bücherei erworben, besonders aus dem Gebiete der Schriftauslegung. Sein Lieblingsfach war Hebräisch. Er hätte gut einen Professor der orientalischen Sprachen abgeben können.

Wer selber gern in Büchern liest, der versucht wohl auch ein Buch zu schreiben. Das hat denn der vogtländische Pfarrherr auch getan. In jungen Jahren schon gab er ein dickleibiges Werk heraus, „Heilige Arbeit im Herrn Jesu", in dem er die Erträgnisse seiner Studien niederlegte. Dann folgte eine kleine hebräische Sprachlehre in lateinischer Sprache. Für andere Schriften hatte er keinen Verleger gefunden, sie blieben als Handschriften in seinem Pulte liegen. Trotzdem ließ er sichs nicht verdrießen, immer von neuem zu schreiben, vielleicht fand sich doch einmal ein mitleidiger Buchhändler, der ein Erzeugnis Blanckmeisterschen Fleißes in Verlag nahm.

Es war im Mai 1761, da hatte der Pastor eben wieder ein Opuskulum vollendet. Seiner hebräischen Sprachlehre hatte er eine chaldäische Grammatik an die Seite gestellt. Befriedigt blickte er auf die saubere Handschrift von 162 Seiten und meinte, da werde sich der Setzer freuen, wenn er daran gehen werde, die Handschrift in eine Druckschrift zu verwandeln. Freilich wenn nur erst der Verleger gefunden wäre!

Da schoß ihm ein guter Gedanke durch den Kopf. Sein Sohn, Jonathan Renatus, der Feldprediger, der mit dem Lubomirski'schen Regiment in Frankfurt am Maine stand, hatte ihm kürzlich geschrieben, daß er bei dem dortigen Senior der lutherischen Geistlichkeit, dem berühmten Doktor Philipp Fresenius, einen Besuch gemacht habe und von dem würdigen Gelehrten auf das allerfreundlichste aufgenommen worden sei. Vielleicht könnte man mit Hilfe dieses vielvermögenden Mannes der Handschrift zum Drucke verhelfen. Schnell entschlossen setzte Blanckmeister seinem Werke eine zierliche Widmung an Fresenius vor und schickte seine „Apodixis conjugationum Chaldaeorum" nach Frankfurt ab, fügte die Bitte hinzu, der Arbeit zum Lichte des Buchladens verhelfen zu wollen, und bemerkte, daß „das Werk am besten in Oktav" gedruckt und die Fahnen „von einem sprachverständigen Manne aufs fleißigste korrigiert" werden müßten, vergaß auch nicht einen Brief an seinen Sohn mit beizupacken.

So kam die Sendung in die Hände des Seniors. Mit Interesse nahm er von dem Werke Kenntnis und las die Widmung. Einen Verleger freilich konnte er nicht sogleich ausfindig machen. Der gelehrteste Mann auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen war damals in Frankfurt der Gymnasialrektor Albrecht. Der ward auch befragt und prüfte das Werk, aber er konnte keinen Buchhändler nennen. Der Sohn des Seniors, der Kandidat Fresenius, ward nun mit der Sache betraut und bemühte sich, den Wunsch des sächsischen Pastors zu erfüllen. Aber es wollte nicht glücken. So wanderte die Handschrift wieder zurück auf des Seniors Schreibtisch.

Da trat ein Ereignis ein, das das Schicksal des Buches besiegelte. Ohne eigentlich wirklich krank gewesen zu sein, starb Senior Fresenius am 4. Juli 1761.

Ganz Frankfurt, die ganze evangelische Welt, trauerte um den wackern Mann. Eine Säule der Kirche war gefallen, ein Unersetzlicher war gegangen.

Beim Ordnen des Nachlasses fand sein Sohn, der Kandidat, die Handschrift aus Sachsen. Nicht mehr in der Stimmung und in der Lage etwas für sie zu tun, sandte er sie denn nach Netzschkau zurück und schrieb dazu folgenden zierlichen Brief: „Hochehrwürdiger, Hochgelahrter, insonders Hochzuverehrender Herr! Die besondere gütige Zuneigung, welche Ew. Hochehrwürden gegen meinen seligen Vater gehabt, habe ich aus dem ihm zugeschickten und dedizierten Manuskript ersehen. Wie ich desfalls von Herzen dankbar bin, so wünschte Denenselben meine gehorsamsten Dienste in Besorgung des Druckes und anderer Umstände leisten zu können. Ich habe nebst andern guten Freunden mich bemühet, einen Verleger dazu auszumachen, allein es wollte sich keiner finden. Es scheinet, daß die Liebe zu Orientalibus, welche nur noch bei rechtschaffenen Kennern zurückbleibet, in unsern Tagen nur allzusehr verlöschen will, andrer Umstände, zum Exempel des Mangels an gehörigen Lettern, nicht zu gedenken. Herr Rektor Albrecht, welcher Ew. Hochehrwürden gerne dienen wollte, wenn er könnte, hält dafür, es möchte etwa zu Leipzig eher Gelegenheit geben, das gütigst überschickte Manuskript zu verlegen. Ich nehme mir in diesen Betrachtungen die Freiheit, dasselbe Ew. Hochehrwürden wieder zurückzuschicken, und erbiete mich zu allen ferneren Gelegenheiten, Denenselben gehorsamst zu dienen. Nur muß ich noch um Vergebung bitten, daß sowohl mein seliger Vater Dero Interesse bei seinem Leben nicht sogleich besorget, als auch ich nachhero einige Zeit gewartet habe. Außer den überhäuften Geschäften meines seligen Vaters war sonderlich die allzugroße Leibesschwachheit

Ursache, daß er nicht so dienen konnte, wie er wollte; und was mich betrifft, so werden Ew. Hochehrwürden gütigst beurteilen, wie es einem Kinde zu Mute ist, welches seinen Vater verlieret. Es findet sich nur allzuviel Arbeit und Sorge, welche bei dieser Gelegenheit erwächset. Wie ich mirs vor eine besondere Ehre schätze, Ew. Hochehrwürden Herren Söhne allhier kennen zu lernen, so werde nicht ermangeln, in ferneren Gelegenheiten meine gehorsamsten Dienste in wahrer Dankbarkeit Denenselben zu offerieren. Ich verharre unter gehorsamster Empfehlung meiner lieben Mutter und Geschwister Ew. Hochehrwürden gehorsamster Diener Samuel Anton Fresenius, Ministerii Candidatus. Frankfurt, den 10. September 1761.

P. S. Einen Brief, welchen Ew. Hochehrwürden an Dero Herrn Sohn eingeschlossen gehabt und welcher unter denen weitläufigen Papieren meines seligen Vaters aus schon berührten Ursachen liegen geblieben, schicke hiermit zugleich, noch versiegelt, zurück."

* * *

Die Handschrift wanderte nach dem Tode ihres Verfassers nach Mühltroff und Leubnitz. Dort lag sie mit anderen Büchern gegen hundert Jahre auf dem Oberboden des Blanckmeisterschen Hauses und ist durch Ruß und Staub ganz schwarz geworden. Heute ist sie in meinen Händen, und ich halte die „schwarze Handschrift" lieb und wert, denn sie erzählt mir viel.

Der Mann, dem der Netzschkauer Schloßprediger sein Werk gewidmet hat, Philipp Fresenius, war eine bedeutsame Persönlichkeit. Er hat Goethes Eltern getraut und Johann Wolfgang getauft. Ihm, dem „sanften Manne von schönem, gefälligen Ansehen", welcher von seiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt

als ein exemplarischer Geistlicher verehrt ward", saß der Knabe in der Barfüßerkirche oft zu Füßen und hat ihm in „Dichtung und Wahrheit" und in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein ehrendes Denkmal gesetzt. Der Rektor Albrecht aber, ein großer Gelehrter und ebenso großer Sonderling, ist der Mann, der dem jungen Goethe, just zu der Zeit, wo die Handschrift aus Sachsen nach Frankfurt kam, Unterricht in der hebräischen Sprache gab. Ergötzlich schildert der Dichter die Launen des alten Schulmannes und wie er die Fragen des wißbegierigen Knaben oft mit „bauchschütterndem Lachen" beantwortete: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!"

Wenn ich die alte schwarze Handschrift anschaue und den Brief des Kandidaten Fresenius lese, der genau so schwarz geworden ist wie sie, sintemalen er mit ihr zusammen Jahrzehnte lang auf dem Dachboden gelegen, dann fühle ich mich vom Hauche der Vergangenheit umweht und in das alte Frankfurt versetzt, als Goethe jung gewesen. Diese schwarzen Blätter, so sage ich mir, hat der alte Fresenius in der Hand gehabt, der Seelsorger des Hauses am großen Hirschgraben, in diesem alten Buche hat der wunderliche Rektor Albrecht geblättert, vielleicht gerade als Johann Wolfgang in der hebräischen Stunde ihm zur Seite saß; und vielleicht hat er auf die Frage des Knaben: „Herr Rektor, was ist denn das für eine Handschrift?" mit „bauchschütterndem Lachen" gesagt: „Muß er denn alles wissen, er närrischer Kerl? Es ist ein über die Maßen gelehrtes Werk, ein Magister Blanckmeister aus dem Vogtlande hat es gesandt; aber gedruckt kann es nicht werden, es ist selbst für mich zu gelehrt. Trag' er's doch wieder zum Herrn Senior Fresenius, der mir's geliehen hat." —

8. Der alte Krenkel.

Zu den köstlichsten Stellen der Jugenderinnerungen von Julius Mosen gehört die Szene, wo die beiden adeligen Hagestolze von Gößnitz, der Major und der Hauptmann, im Klub zu Adorf erzählen, was für ein tüchtiger Kerl ihr alter Präzeptor Mosen gewesen, bei dem sie im Siebenjährigen Kriege das Reiten gelernt.

„Unser Präzeptor konnte reiten wie der Teufel!“ begann der Major die Geschichte, die er oft erzählte und stets mit gleichen Worten, und blies einen dunkelblauen Tabaksring vor sich hin. „Das will ich meinen!“ versetzte der Hauptmann und blickte dabei den Oberpfarrer, der sich erdreistete, ein zweifelhaftes Gesicht zu machen, so herausfordernd an, daß dieser aus Verlegenheit den Schaum aus dem Bierkruge blies. „Trat eines Morgens“, fuhr der Major fort, „unser Präzeptor gestiefelt und gespornt in unsere Stube und meinte, es wäre hohe Zeit, daß wir tüchtig reiten lernten, unsere alten Ackergäule könnten wir dazu freilich nicht gebrauchen; in Böhmen aber gäb' es Krieg zwischen den Preußen und Oesterreichern, vielleicht fände sich da Gelegenheit, einen Pferdehandel zu machen, er wolle daher nach Eger reiten, sich umschauen und zwei Tage ausbleiben.“ Nun löste der Hauptmann den Erzähler ab: „Die zwei Tage vergingen und zwei Wochen und dann Monat auf Monat, aber der Präzeptor kam noch immer nicht zurück. Da auch in Eger, wohin wir unsern Jäger nach Kundschaft von ihm ausgeschickt hatten, keine Spur von ihm aufzufinden war, so hatten wir ihn bereits aufgegeben, als an einem schönen Sonntag ein österreichischer Ulan auf einem prächtigen Schecken und mit einem braunen Jagdpferde zum Schloßtor hereinge-

sprengt kam.“ „Und wer war der Ulan?“ fiel fragend der Major ein und sah sich im Kreise der Zuhörer wie nach einer Antwort um. Da aber jeder im untertänigen Respekt sie an sich hielt, so platzte gewöhnlich der Hauptmann damit heraus: „Unser Mosen war wieder da! Er hatte als Freiwilliger die Schlacht bei Prag mitgemacht und glücklich die beiden Pferde als Beute mitgebracht. Schon Tags darauf begann unser Präzeptor den Reitunterricht mit uns, und ich hoffe, wir sind keine schlechten Reiter geworden.“

* * *

Der Oberpfarrer im Klub, der durch sein erstauntes Gesicht in die Enthüllungen des Majors einen gelinden Zweifel setzte, war der alte würdige Krenkel von Adorf, ein Ehrenmann, im ganzen oberen Vogtlande bekannt und geschätzt. Er hat im Städtlein mehrmals Krieg und manchen Frieden erlebt, und wenn er hätte erzählen wollen, dann hätte vielleicht der Major das erstaunte Gesicht gemacht und den Schaum von seinem Bierkrug weggeblasen. Das größte Ereignis seines Lebens fiel in das Jahr 1778.

Johann Gottlieb Krenkel stammte nicht aus dem Vogtlande, sondern aus Topfseifersdorf, allwo er 1723 im Pfarrhaus geboren war. Nach dem üblichen Hauslehrerleben wandte er sich nach Adorf, wo er 1759 als Pfarrkollaborator unter dem alten Pfarrer Becker Anstellung fand. Adorf ward der Schauplatz seines gesamten amtlichen Wirkens. Im 47. Lebensjahre rückte er hier zum Diakonus auf und ward nach Beckers Tode 1773 schließlich Pfarrer; und wenn der alte Becker 89 Jahre alt geworden war, so tat es ihm der alte Krenkel schon aus kollegialen Rücksichten in der Dauerhaftigkeit des Lebens gleich. Erst im Jahre 1812 hat er das Zeitliche gesegnet. —

Als 1777 der Kurfürst von Bayern ohne Leibeserben gestorben war, kamen die Machthaber von allen Ecken und Enden, um ein Stück von seinem Lande in Besitz zu nehmen, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der junge Kaiser Franz Josef und der alte Fritz und selbst der sonst so friedfertige Kurfürst Friedrich August von Sachsen. Der Krieg brach los: Preußen und Sachsen auf der einen Seite, Österreich auf der andern. Zu einer Feldschlacht kam es nicht, Pulver ward nur wenig verschossen. Um so eifriger aber nahmen die feindlichen Krieger die Kartoffeln aufs Korn, die damals gerade zeitig waren. Sie auszugraben und auf offenem Felde zu braten, das war ihr liebstes Geschäft, weswegen der Krieg auch im Volksmunde der „Kartoffelkrieg“ genannt ward.

Die Heldentaten, die die Österreicher in diesem Kriege verübten, waren trauriger Art. Die rohen Krieger legten sich aufs Plündern. Hatten's die Wallensteiner im dreißigjährigen Kriege getan, warum sollten's die Scharen Laudons nicht auch im bayrischen Erbfolgekriege tun? Wozu ist man Soldat? Furchtbar brandschatzend durchzogen die österreichischen Regimenter die erzgebirgischen Städte. Von Annaberg verlangten sie 50 000 Taler, von Schlettau 40 000, von Marienberg, Olbernhau, Zöblitz 30 000, von Jöhstadt und Bärenstein 15 000, und wenn sie diese Kleinigkeiten nicht erhielten, dann ließen sie der Gewalt freien Lauf.

Zwei österreichische Haudegen, der Oberstleutnant Otto und der Oberst von Geissau, machten sich's zur Aufgabe, das arme Vogtland tüchtig zu drangsalieren, so daß man meinte, der furchtbare Holk, der Leuteschinder, sei wiedererstanden. In Fähnlein von zehn bis fünfzehn Mann zogen die schwarz-

gelben Reiter von Ort zu Ort, nach Schönberg, nach Brambach, nach Markneukirchen, nach Elster, erbrachen die Kassen, schändeten die Kirchen und nahmen mit fort, was nicht niet- und nagelfest war; und mitunter floß auch ein Tröpflein vogtländisches Blut.

Wenn die braven Adorfer Bürger fürchteten: jetzt werden die Plünderer auch bald zu uns kommen, so traf das ein. Am 22. September in der Morgenfrühe jagten dreißig Geissausche Reiter von Wildstein her über die Elsterbrücke durch das Freiberger Tor, dem Markte zu. In den Hufschlag der Rosse tönte das Schreien und Fluchen der Reiter, und mitunter krachte ein Schuß aus den Karabinern. „Wo wohnt der Pfarrer?“ schrie der Rittmeister einen biederen Bürger an, der so unvorsichtig gewesen war, den Kopf zum Fenster herauszustecken. „Dort unter der Kirche“, lautete die Antwort, und sofort sprengten die Dreißig an die Pfarrei, stiegen vom Pferde, erbrachen die Türe und stürmten die Treppe hinauf. Nachdem sie dort Türen eingeschlagen, Schränke umgestürzt und einen wahren Greuel der Verwüstung aufgeführt, packten sie den armen Pfarrer beim Kragen und schleiften ihn sehr unsanft die Treppe herunter. „Wo wohnt der Bürgermeister?“ rief einer der Unholde. „Dort in der Post“, entgegnete der geängstete Pfarrer. Im Galopp gings zur Wohnung des Stadtoberhauptes, und dort spielte sich dieselbe Szene ab. Vor der Türe des Posthauses wurden Wachen aufgestellt, und zwanzig Soldaten stürmten hinauf. Der Bürgermeister, Johann Christoph Pinder, lag noch im Bette. Mit roher Hand rissen sie ihn vom Lager. In Hemd und Hosen, so wie er aufgestanden, ward er herunter auf den Markt geschleppt, und nur auf sein inständiges Bitten erlaubten sie ihm, sich erst noch vollends anzukleiden. Pfarrer

und Bürgermeister wurden einigen Soldaten in Gewahrsam gegeben. Und nun, nachdem sie sich der Häupter der Stadt bemächtigt, nahm das Plündern und Rauben erst seinen Anfang. Alle Pferde, deren sie habhaft werden konnten, wurden zusammengetrieben, alles Vieh herzugeholt, Bilder und Fenster zerschlagen, Geld und Kostbarkeiten genommen. Reich beladen mit dem Raube zogen sie davon, den Pfarrer und den Bürgermeister in der Mitte. Zugleich hatte der Anführer der Räuberschar dem Stadtschreiber Gruber angekündigt, sie würden wiederkommen und 22 000 Taler Brandschatzung und 2000 Taler „Douceur" erheben; so lange das nicht gezahlt werde, werden die beiden Spitzen der Stadt als Geiseln innebehalten.

Angst und Entsetzen erfüllte die Adorfer bei diesen Greuelszenen. Die Feinde hatten den braven Pfarrer, den guten Bürgermeister weggeschleppt und drohten, noch einmal zu kommen, um die arme Stadt völlig zu vernichten! Kein Auge mochte sich schließen, als die Nacht hereinbrach. Und die Nacht sollte nicht ohne neue Schrecken vorübergehen. Am nächsten Tage, morgens gegen ein Uhr, sprengte eine Patrouille vom Ottoschen Freikorps den Graben herauf und ließ sich beim Stadtschreiber melden. Unter Androhung peinlichster Exekution verlangte die Schar sofortige Lieferung von 24 Stück Schlachtvieh, 50 Hammeln und einer großen, fast unerschwinglichen Menge Kaffee, Zucker, Tabak, Hafer, Heu, Bier, Wein, Butter, Salz und 4500 Taler Kriegssteuer. Nur mit größter Mühe vermochten die Adorfer alles zu beschaffen, aber sie ermöglichten es doch; und vielleicht brachte ihnen ihr Opfermut den Pfarrer und den Bürgermeister wieder.

Tage vergingen, Wochen verstrichen, Pfarrer und Bürgermeister blieben verschollen. Die Kinder und

Frauen der beiden Entführten weinten und klagten und legten Trauergewänder an, denn es war kein Zweifel: sie sind tot, wer weiß, wo man sie erschlagen hat. Auf der ganzen Stadt lag es wie ein Bann, denn die zwei Getreuen erfreuten sich der Liebe der ganzen Stadtgemeinde. Besorgt um das Schicksal der Ärmsten, beschlossen die Ratsherren, einen vertrauenswerten Bürger nach Dresden zu senden, um sich gleich an der rechten Stelle zu erkundigen. Das „Geheime Konsilium" und das „Geheime Kammerkollegium" konnte sicher Auskunft geben. Huldvoll ward der Bote bei den Ministern von Gutschmidt und von Stutternheim vorgelassen und brachte unter Tränen sein Anliegen vor. Die Minister waren tief bewegt, die Adorfer waren nicht die einzigen, denen es so ergangen war, täglich liefen solche Hiobsposten in Dresden ein. Sie gaben den Bescheid, daß sie sich nach dem Schicksal des Pfarrers und des Bürgermeisters sofort erkundigen wollten. Der Adorfer blieb eine Zeitlang in Dresden. Nach einigen Wochen konnte er mit der frohen Botschaft nach Hause reisen: „Sie leben!" Man hat sie nach Prag entführt, aber sie sollen je eher je lieber ausgewechselt und in die Heimat entlassen werden.

Noch freilich währte es lange, sehr lange, ehe der frohen Kunde die Erfüllung folgte. Das Jahr 1778 ging zu Ende. Da brachte ein Adorfer Postillion von Sebastiansberg, wohin er einen Reisenden gefahren, am 12. Januar 1779 die Botschaft: „Die Herren von Elterlein, die von Prag gekommen sind, lassen sagen: Die Ankunft des Pfarrers und des Bürgermeisters ist jede Stunde zu erwarten." Ganz Adorf schwamm in Entzücken. Und siehe, schon am Abend desselben Tages kam ein anderer Postillion von Eger und händigte der Frau Bürgermeister ein

eigenhändiges Schreiben ihres Gatten ein: „Wir kommen; morgen am 13. Januar kommen wir; wir sind schon in Eger.“ Zur Beglaubigung hatte der Egerer Postmeister einen Brief beigelegt. Die Freude stieg, als noch in später Stunde von beiden Herren ein Schreiben eintraf: „Wir sind schon in Klingenthal.“ Am 14. Januar bestiegen die Frau Pfarrer und die Frau Bürgermeisterin einen Schlitten, um den Ankömmlingen bis Wohlhausen, bis zum Kuhberg entgegenzufahren. Eine ganze Schar Adorfer Bürger folgte ihnen. Das Wiedersehen der Gatten und Gattinnen war rührend. Es flossen Ströme von Freudentränen. Einer, der es mit angesehen, schrieb in sein Tagebuch: „Wie zärtlich war unser Gefühl bei einem solchen Anblick, und wie herzlich pries ich die göttliche Barmherzigkeit und Gnade, die solche werteste Personen uns in der vollkommensten Gesundheit wiederschenkte, eine Freude für mich, dergleichen ich in meinem ganzen Leben mit solchem Gefühl noch niemals empfunden. Gott sei hochgelobt für diese Gnade. Hochgelobt sei sein Name in allen Landen.“

Groß war die Freude über den glücklichen Ausgang. Die Leute riefen sich die frohe Kunde auf der Gasse zu. Gleich am nächsten Sonntag ward ein Dankgottesdienst gehalten, bei dem der Pfarrer selbst die Predigt hielt. Immer von neuem mußten die beiden Geiseln erzählen, wie es ihnen seit dem 22. September 1778 ergangen war, wie sie anfangs in Eger untergebracht und nach zehn Wochen nach Prag überführt worden waren. Mancher Gefahr hatten sie ins Angesicht geschaut, fast sechzehn Wochen hatten sie im Gefängnis geschmachtet; doch hatte ihnen niemand ein Leid antun dürfen, und die Verpflegung war leidlich gewesen.

* * *

Der Bürgermeister starb von den Geiseln zuerst. Im Jahre 1790 ging der treffliche Mann heim. Auf dem Friedhofe zu Adorf in der Nähe der Gottesackerkirche ist sein Denkmal noch zu sehen. Eine Säule trägt sein scharfgeschnittenes Bildnis in Sandsteinrelief, darüber steht die Inschrift: „Dem Christen, Vater seiner Bürger, liebevollen Ehegatten, treuen Versorger der Seinigen, Johann Christoph Pinder, sei dies Denkmal geheiligt.“ Er gehört der Familie an, die in Adorf in mehreren Geschlechtern das Postmeister- und das Bürgermeisteramt inne hatte.

Dem Pfarrer Johann Gottlieb Krenkel sollte noch ein langer, freundlicher Lebensabend beschieden sein. Ein Höhepunkt seines gesegneten Alters war sein goldenes Amtsjubiläum. Es ward am 22. Trinitatissonntag 1809 unter Teilnahme der ganzen Stadt gefeiert. Frühmorgens erschien die Schule an seiner Wohnung am Badetor und brachte ihm ein Ständchen. Dann ging der Zug unter Glockengeläute zur Kirche, sechs weißgekleidete Mädchen voran, dann der Jubilar, begleitet von dreien seiner Söhne und seinen zwei Töchtern, seinen Schwiegerkindern und den ältesten seiner Enkel. Den Schluß machte eine große Schar von Bürgern. Geführt von seinen beiden geistlichen Söhnen, dem Diakonus von Adorf und dem Pfarrer von Lichtentanne, schritt der fast 87jährige Greis zur Kanzel und hielt mit noch immer viel Kraft die Predigt über 2. Mos. 23, 20: „Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und bringe dich an den Ort, den ich bereitet habe.“ Ergreifend war's, als dann der Greis am Altar niederkniete und nach einer Rede des Pfarrers Wirth aus Eichigt feierlich eingesegnet ward. Der Pfarrer von Lichtentanne sprach das Schlußgebet. Derselbe Zug, der den Jubilar zur Kirche gebracht, gelei-

tete ihn auch aus der Kirche. Noch schenkte ihm Gott drei schöne Jahre. Im 90. Lebensjahre ging der alte Krenkel heim.

Noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Adorf eine Enkelin des Alten, die eine treue Seele war, Mathilde Krenkel, geboren anno 1811. Wir traten uns näher, sintemalen ihre Mutter eine geborene Blanckmeister war; und das alte Fräulein schenkte mir eines Tages drei schwarze Bilder, über die ich eine große Freude hatte, den alten Krenkel, seine Gattin, die ihm anno 1779 bis Wohlhausen entgegengefahren, und seinen Sohn, den Advokaten, der Mathildens Vater gewesen. Sehe ich sie an, die alten Silhouetten, so ist mir's, als wenn Alt-Adorf zu sprechen begänne.

Der Name Krenkel erhielt noch einmal für Adorf Bedeutung, denn der Chronist der Stadt hieß auch so, Eduard Krenkel, der gleichfalls des alten Neunzigers Enkelkind war. Und der Name Krenkel hat auch in der Wissenschaft einen guten Klang. Ein Urenkel des Alten, D. Max Krenkel, hat sich in der Theologie und Literatur hervorgetan, und die Krenkelstraße in Dresden hält das Andenken des Christen und Menschenfreundes wach.

---

9. Levi Jeremias.

Es war im Jahre 1780, da lebte in der Stadt Zamosch in Großpolen, das sich heute Zamostje nennt, der Jude Levi Jeremias, ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, seines Zeichens Schulmeister und nebenbei noch Priestergehilfe und Synagogendiener. Er war ein rechter Israelit, in welchem kein Falsch ist, ein stiller, ernster, ruhiger Mann, der nur seinem Gott und seinem Berufe lebte und in seiner Stellung

sein leidliches Auskommen und seine volle Befriedigung fand. Jahrelang schon hatte er auf seinem Katheder gesessen und die polnischen Judenbüblein im Gesetz und in den Propheten unterrichtet und wohl auch manchmal das Haselnußstöcklein geschwungen und den kleinen Isaaks und Jakobs ein Quantum ungebrannter Asche verabreicht.

Vielleicht mochten es die Buben einmal ein wenig arg getrieben haben. Denn eines Tages fand unser Judenschulmeister in seiner Schule kein rechtes Behagen mehr. Wie von ungefähr überfiel ihn auf einmal ein heftiger Drang, die ganze Schulmeisterei an den Nagel zu hängen und hinauszuziehen in die weite Welt. Es war ihm, als ob Gott selbst über Nacht zu ihm getreten wäre und zu ihm gesagt hätte, was er einst zu Abraham gesprochen, da er noch in Mesopotamien lebte: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und von deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ So machte er's denn genau so wie der alte Patriarch, befragte sich auch nicht erst mit Fleisch und Blut, sondern lieh der Stimme Gottes ein williges Ohr und schnürte sein Bündel. Noch einmal betete er in dem alten Gotteshause seiner Väter, noch einmal ging er hinaus zu den Gräbern seiner Eltern. Dann nahm er Abschied von seinen drei Brüdern. Unter Tränen beschworen sie ihn, im Lande zu bleiben. Er aber griff zu Hut und Stock und wanderte fröhlichen Herzens auf und davon. Als Wanderbüchlein hatte er nicht vergessen den hebräischen Psalter mitzunehmen. Darinnen aber stand: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“

Genau so, wie es dort geschrieben stand, geschah es auch. Der Wandersmann wurde wirklich auf eine Straße geführt, wo es ihm wohl ging, und von dem guten Hirten auf grüner Aue geweidet in einer Weise, wie er es nicht entfernt zu ahnen vermochte, als er aus dem Tore von Zamosch in die Ferne zog. Levi Jeremias hatte sich westwärts gewandt. Den Quersack über der Schulter war er zunächst nach Ljublin gezogen und von da bis an die Weichsel; dann war er stromabwärts bis Warschau gekommen. Aber eine innere Stimme rief ihm zu: „Weiter, immer weiter!“ Von der Landeshauptstadt war er bis Lodsch gewandert, und dann hatte er den Fuß weiter gesetzt, bis er hinter Kalisch die schlesische Grenze erreichte. Wohl zögerte er, den Wanderstab in ein Land zu tragen, wo man weder polnisch noch hebräisch redete, aber es war ihm, als ob die Stimme in seinem Innern nur lauter tönte: „Weiter, mein Sohn, immer weiter!“ In Breslau gefiel es ihm, weil dort noch reichlich Glaubensgenossen wohnten, aber es hielt ihn nicht. Immer weiter trieb es ihn westwärts, nach Liegnitz und Bunzlau, nach Görlitz und Dresden, nach Leipzig und Halle. Aber auch da war seines Bleibens nicht. Erst als er in die gute Stadt Merseburg kam, da war es ihm, als ob ihm einer leise ins Ohr sagte: „Nun, Levi Jeremias, du wirst jetzt müde sein von der weiten Reise; hier kannst du stille stehen und rasten und dir, wenn du willst, eine Hütte bauen! Zaudere nicht, es soll dein Schaden nicht sein.“

Wieder ließ sich das der Jude nicht zweimal sagen, er war des langen Wanderns wirklich satt, legte den Knotenstock beiseite, tat sein Bündel von der Schulter und siedelte sich in Merseburg an. Von dem Gelde, das er mitgebracht, kaufte er sich ein bescheidenes Häuslein auf dem Brühl. Sein ehemaliges

Handwerk, die Schulmeisterei, konnte er freilich auf dem Boden Sachsens nicht wieder aufnehmen; er war der einzige Jude in der ganzen Stadt. Er wußte, was er tat, er müßte ja kein Jude gewesen sein, er legte einen kleinen Handel an; denn das liegt ja den Kindern Israels im Blut. Aber er führte weder falsche Wage noch falsche Elle, wie das mitunter bei denen aus Abrahams Samen vorkommen soll, er war und blieb ein braver, rechtschaffener Mann, der wegen seines stillen und ehrsamen Wandels bei jedermann wohl gelitten war. Über den harten Speziestalern, die er einnahm, vergaß er aber auch seinen hebräischen Psalter nicht, sondern las darin in mancher freien Stunde, die sein Geschäft ihm übrig ließ, sonderlich am Sabbattage.

Da Levi Jeremias als einziger Israelit ringsum von lauter Christen umgeben war, konnte es nicht fehlen, daß das Gespräch manchmal auf Glaubenssachen kam. Oft genug versicherte der Jude, daß er bei seinem Glauben an den einigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der sein Volk aus Ägyptenland geführt, volle Befriedigung finde, und daß er darauf leben und sterben wolle. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Allmählich erwachte doch in dem Herzen des Israeliten eine leise Unruhe, die sich immer mehr steigerte. Als er eines Sonntags die Glocken läuten hörte und die Leute in dichten Scharen zur Kirche ziehen sah, da dachte er bei sich: Die da draußen können feierlich mit ihren Glaubensgenossen zum Gottesdienst ins Gotteshaus wallen und gemeinsam hören, beten und singen; und du bist der einzige in Merseburg, der keinen Glaubensgenossen und kein Gotteshaus hat, der mutterseelenallein, ganz verstohlen und ganz in der Stille seines Glaubens leben

muß. Und als am nächsten Sonntag die Kirchleute wieder an seinen Fenstern vorübergingen, sagte er halblaut vor sich hin: „Will doch einmal mitgehen und horchen und lauschen, wie es droben im Dome zugeht, ob es wirklich so schön ist, wie die Nachbarn alle sagen.“ Und so ging er denn mit hinauf, hörte der Predigt des Evangeliums andächtig zu, und es war ihm, als ob diese Predigt eigens für ihn gemacht sei, so genau paßte sie auf den Zustand seines inwendigen Menschen.

Mächtig wogte und wallte es nun in seiner Seele. Es war ihm, als ob zwei feindliche Heere miteinander kämpften in seiner Brust. Vom väterlichen Glauben abzufallen — ach, wie schwer war das für ihn! Wenn das seine Eltern wüßten, daß er nur diesen Gedanken in seinem Innern hatte aufkommen lassen, sie würden sich dort auf dem Gottesacker in Zamosch im Grabe umwenden. Und doch hatte er immer klarer erkannt, das wahre Heil müsse in Jesu Christo beschlossen sein, auf den ja schließlich alle Propheten des alten Bundes wie mit Fingern hindeuteten. Und so brach denn endlich die Entscheidung durch.

Es war im Frühjahr 1783, als der Diakonus von St. Maximi in Merseburg, Wilhelm Gottlieb Georgi, der dem Israeliten ein guter Freund geworden war, an seinem Schreibtisch saß und an einer Predigt arbeitete. Da tat sich die Tür auf, und herein trat der Jude Levi Jeremias mit dem Begehren, in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Der Geistliche war hocherfreut und unterredete sich mit dem Israeliten lange über Moses und Christus und wie der Heiland ja zunächst gekommen sei, die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel auf die rechte Bahn zu bringen und zum frischen Wasser zu geleiten. Tag

für Tag fand sich nun der Proselyt bei dem wackern Pastor ein und ließ sich als gelehrigen Schüler aus Luthers kleinem Katechismus und der Heiligen Schrift alten und neuen Bundes über die Tatsachen des Heils unterrichten. Schon am 20. Juli desselben Jahres konnte mit Erlaubnis des Konsistoriums die Taufe vorgenommen werden.

Es war für ganz Merseburg ein Ereignis, als in der Kirche zu St. Maximi nach beendigtem Nachmittagsgottesdienst das heilige Sakrament vollzogen ward. Eine große Menschenmenge hatte sich in dem Gotteshause eingefunden, und aller Augen waren auf den Altarplatz gerichtet. Dort saß der achtundvierzigjährige Taufkandidat, die Bibel und das Gesangbuch in der Hand, neben ihm die drei Taufpaten, der Pfarrer, der Archidiakonus und die Gattin des Diakonus. Feierlich ertönten zuerst die Klänge des alten Liedes. „Nun bitten wir den heil'gen Geist“ durch das Gotteshaus. Dann trat der Diakonus an den Altar und hielt eine kurze, warme Rede über 1. Joh. 2, 28. „Und nun, Kindlein, bleibet bei ihm, auf daß, wenn er geoffenbaret wird, wir Freudigkeit haben und nicht zu schanden werden vor ihm bei seiner Zukunft.“ Darnach stand Levi Jeremias auf und legte sein Glaubensbekenntnis ab. Man hatte es ihm nicht leicht gemacht. Nicht weniger als 92 Fragen mußte er beantworten. Klar und entschieden gab er da von seinem Glauben Rechenschaft, so daß die Taufgemeinde durch seine Antworten höchlich erbaut ward. Dann schritt er, geführt von den Paten, an den Taufstein, wo nun der Diakonus unter Gebet und Segenswunsch die heilige Handlung nach der Ordnung der evangelisch-lutherischen Kirche vollzog. Mit dem Liede: „Laß mich dein sein und bleiben“ schloß die seltene Feier, über die der Pfarrer zu Nutz und From-

men der Nachwelt einen ausführlichen Bericht im Kirchenbuche erstattete.

Natürlich legte der neubekehrte Christ mit seiner Taufe den alten Namen Levi Jeremias ab. Nun hatte sich ja doch an diesem Levi erfüllt, was einst der Herr von dem ganzen Stamme Levi zu Mose gesagt hatte: „Siehe, ich habe die Leviten genommen unter den Kindern Israel, also, daß die Leviten sollten mein sein“; und nun war an diesem Jeremias zur Wahrheit geworden, was einst sein Namensvetter, der alte Prophet Jeremias, verkündet hatte: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr“; und „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“ Es wurden ihm anstatt der jüdischen Namen, die nun nicht mehr am Platze waren, auf seinen Wunsch die neuen Namen Ernst Gottlieb Christ beigelegt. Den Namen Christ wählte er als Familiennamen, weil er nun Christi Eigentum geworden war und in ihm gefunden hatte, wonach seine Seele verlangte. Gottlieb nannte er sich, weil er nun erst den Zugang gewonnen hatte zu Gottes Vaterherzen und in Christo Gott recht lieb haben konnte, und Ernst, um zu bezeugen, daß ihm sein Übertritt wirklich heiliger Ernst gewesen sei.

Nachdem sich Ernst Gottlieb Christ durch Fleiß und Sparsamkeit unter Gottes sichtbarem Segen ein kleines Vermögen gesammelt hatte, heiratete er, obgleich schon bei Jahren, anno 1792 eine schlichte Merseburger Bäckerstochter, Johanna Christiane geborene Hellmich. Er ward mit ihr in derselben St. Maximi-Kirche getraut, vor deren Altar er das christliche Glaubensbekenntnis abgelegt hatte. Die Ehe war glücklich und währte siebzehn Jahre.

Schon ziemlich betagt, hatte Christ noch eine rechte Herzensfreude. Es klopfte eines Tages an seiner Tür, und als er aufmachte, standen drei Männer vor ihm mit eisgrauen Bärten, scharfgebogenen Nasen, mächtigen Locken an den Schläfen und in lange, bis auf die Knöchel herabreichende Gewänder gehüllt. Die sprachen zuerst auf gut hebräisch: „Schalom leka!“ das heißt auf deutsch: „Friede sei mit dir!“ und dann auf gut polnisch: „Jeremias, kennst du uns noch?“ Und wie der alte Ernst Gottlieb ihnen forschend ins Angesicht schaute, da erkannte er sie auch, und nun war des Herzens und Küssens, des Weinens und Jauchzens kein Ende. Seine drei Brüder waren es, die aus dem fernen Osten gekommen waren, um ihren Joseph in Ägyptenland, ihren Jeremias in Merseburg, der aber eben kein Jeremias mehr war, noch einmal zu sehen, ehe sie sich zu ihren Vätern versammelten. Denselben Weg hatten sie wandern müssen, den einst der Bruder gewandert, viele Irrfahrten hatten sie gemacht, ehe sie an den rechten Ort kamen. Obgleich sie Israeliten geblieben waren und ihr Bruder ein Christ geworden war, hatte doch die Bruderliebe keinen Riß bekommen; sie war so innig geblieben wie vor Zeiten. In den paar Tagen, wo sie unter des christlichen Bruders Dache weilten, ward ihnen viel Gutes und Liebes erwiesen. Wehmütig war der Abschied, als sie sich aus den Armen des Bruders rissen und wieder heimkehrten in ihr Vaterland. Ob sie auch Christen geworden, das kann ich nicht sagen; aber den besten Eindruck haben sie von dem Christenhause in Merseburg mitgenommen und daheim den Ihren davon erzählt. — Wenige Jahre darauf, im Sommer 1809, ward der alte Christ von seinem Herrn in die Ewigkeit heimgerufen.

Als der wunderliche Besuch der drei Männer aus dem Morgenlande sich ereignete, da hatte dem ehr-

würdigen Greise ein kleiner Knabe auf den Knien gesessen, und neben ihm stand ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, die mit ihren dunklen Augen die alten Männer aus dem Polenlande neugierig anschaute und sich vor ihren großen Bärten und Locken fast ein wenig fürchtete. Das waren Ernst Gottlieb Christs Kinder, die nun mit der Mutter an seinem Sarge trauerten.

Das junge Mädchen reichte, zur lieblichen Jungfrau erblüht, einem würdigen Pfarrherrn aus dem Sachsenlande die Hand zum Bunde fürs Leben. Ihren Namen Sophie Christ trug sie mit Recht, sie war nicht bloß eine kluge, sondern auch eine fromme Frau, ist ihrem Manne fast fünfzig Jahre lang eine treue Gehilfin gewesen und hat viel Ungemach in ihrem Ehestande erlebt, aber alles mit christlicher Geduld und Demut getragen bis an ihr Ende.

Sie hinterließ unter andern einen Sohn, der als Arzt eine reichgesegnete Wirksamkeit hatte. Dieser wiederum hatte einen Sohn, der sich dem geistlichen Amte widmete. Und dieser Sohn bin ich, der Erzähler dieser Geschichte. Jener alte Jude Levi Jeremias, der von Zamosch in Polen nach Merseburg kam und dort in der heiligen Taufe den Namen Ernst Gottlieb Christ annahm, war mein Urgroßvater. Seine Tochter, die Pfarrfrau Sophie, das war meine Großmutter. Ich habe sie noch gekannt. Lebhaft steht sie mir vor der Seele, wie sie als hochbetragte Greisin im Lehnstuhle saß und ihren zahlreichen Kindern und Enkeln erzählte, daß ihr Vater eine so merkwürdige Lebensgeschichte gehabt, wie er oft im hebräischen Psalter gelesen habe, ja sogar einmal von seinen hebräischen Brüdern besucht worden sei.

Noch bewahre ich ein vergilbtes Blatt Papier. Es ist von seiner eigenen Hand beschrieben und sieht

fast aus wie ein hebräischer Psalm. Ich hatte das Schriftstück schon manchem Gelehrten gezeigt, aber keiner hatte es lesen und deuten können. Endlich kam ich vor die rechte Schmiede. Ich sandte es einem Kenner der jüdischen Schrift und Sprache ein. Er erkannte sofort, worum es sich handle und schrieb mir: „Es ist in judendeutscher „jiddischer“ Sprache geschrieben, und die Schrift ist hebräisches Kursiv; ein Psalm ist es nicht, aber ein Blatt aus dem Wirtschaftsbuche des Alten.“ Ich verschaffte mir das Alphabet des hebräischen Kursiv, und ich freute mich recht, daß es mir bald gelang, das alte Schriftstück zu entziffern. Dazu besitze ich auch noch einige Bilder. Eins stellt die ganze Familie dar. Es ist eine Silhouette, sauber auf Glas gemalt. Da sieht man den alten Christ in der Tracht seiner Zeit, in Kniehosen und langem Rock, an einem Tischchen sitzen, die Zipfelmütze auf dem Haupt und behaglich seine Tabakspfeife schmauchen. Ihm gegenüber sitzt Frau Johanne Christiane, das Häubchen auf dem Scheitel und den Strickstrumpf in der Hand. Vor ihr steht die sechsjährige Sophie, die von der Mutter in der edlen Strickkunst unterwiesen wird. Es ist mir ein kostbares, unschätzbares Andenken und ein Erinnerungszeichen der Wunderwege, die Gott mit einem meiner Väter gegangen ist. Nicht minder wert ist mir ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Pastellgemälde in goldener Kapsel, das den Urgroßvater als ehrwürdigen Greis in weißem Haare darstellt. Die Züge haben wenig jüdisches an sich, Herzensgüte und Friede mit Gott leuchten auf diesem Angesicht.

Ich schäme mich nicht, der Urenkel eines Juden zu sein und auch ein wenig israelitisches Blut in meinen Adern zu haben. Solche Fügungen sind Beweise dafür: Gott hat sich in der Familie nicht un-

bezeugt gelassen, „er lenkte ihnen das Herz“. Als Abkömmling eines Mannes wie Levi Jeremias trag' ich, ich möchte sagen, an meinem Leibe den lebendigen Beweis mit mir herum, daß einst ganz Israel christlich werden soll; und ich kann keinen Juden sehen, ohne an meinen Vorfahren zu gedenken, der ein rechter Israelit ohne Falsch gewesen ist, und ohne zu wünschen, daß er dem sich zuwende, in dem alle Weissagung Erfüllung geworden ist. Schon manchen Israeliten, den ich im Christenglauben zu unterrichten und in die christliche Kirche aufzunehmen hatte, habe ich an das Bild meines alten hebräischen Ahnen geführt, und jeder noch sah mich mit freudiger Überraschung an, wenn ich ihm sagte, daß auch ich von einem seinesgleichen stamme, von Levi Jeremias. —

10. Gelegenheit macht — Reime.

Es war eine Eigentümlichkeit der guten alten Zeit, daß man die „Begebenheiten“ im menschlichen Leben, Geburt, Taufe, Trauung, Silberhochzeit, mit Dichtungen eigenen Gewächses verherrlichte und auch den Verstorbenen selbstverfertigte Verse nachsang. Schon damals hieß es: „Seinen Hausbedarf an Liedern schafft ein jeder selbst sich heute.“ Kein Familienereignis, wo man nicht die poetische Ader springen ließ. Zierlich geschrieben oder sauber gedruckt wurden diese Hochzeits- oder Leichenkarmina überreicht, und es gehörte mit zum guten Tone, keine Gelegenheit ohne Gelegenheitsgedichte vorübergehen zu lassen.

Der dichterische Wert dieser Erzeugnisse ist selbstverständlich nicht allzu groß; nicht jeder, der Verse machen kann, ist ein Dichter. Aber es finden sich doch manche Poeten darunter, und selbst Männer wie Goethe und Schiller haben ja Gelegenheitsgedichte

gemacht. Um so größer ist die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Dichtungen. Sie sind unschätzbare Zeugnisse der Stimmung und Eigenart der deutschen Volksseele in versunkenen Jahrhunderten, getreue Abbilder des Denkens und Fühlens unsrer Väter. Vor allem aber sind sie als persönliche Zeugnisse der vergangenen Geschlechter bedeutsam. Nichts läßt so tief in die Seelen unsrer Großväter und Großmütter blicken, nichts macht die Familiengeschichte so lebendig wie diese unmittelbaren Zeugnisse aus den Hochzeitsstuben und Trauerhäusern der Vergangenheit.

Solche Reste der Vorzeit sind heute noch in Archiven und Bibliotheken zu Tausenden vorhanden. Zu den Familien, in denen sich noch zahlreich vergilbte Blätter mit Versen von der Hand der Vorfahren erhalten haben, gehört auch die meine, und wenn hier das Land der Ahnen und Urahnen gezeichnet werden soll, so dürfen einige Proben nicht fehlen. Sie gehören so genau zum Bilde wie der Reifrock und die Perücke, das Stammbuch und der Schattenriß.

Die ältesten Erzeugnisse dieser Hausdichtung sind noch etwas ernst, steif und trocken, so wie es die Zeit selbst gewesen ist. So schreibt eine Patin 1732 ihrem Patenkinde:

Wachs', liebstes Patchen, fort an Weisheit, Huld und Gnade
Vor Gott und aller Welt. Das heilge Wasserbade,
Womit dein Jesus dich heut abgewaschen hat,
Befreit dich aller Schuld, sodaß nicht ein'ger Schade
Vom Teufel selbst forthin dir widerfahren kann,
Indem dich Jesus nimmt zum Lebenserben an.

Verständig aber und väterlich wünscht ein alter Herr 1820 seinem Patenkinde Glück und Segen:

Nicht Größe kann uns glücklich machen,
Was nützt uns hocherhabner Stand;
Der Weise wird des Reichtums lachen,
Daran das Schicksal Sorgen band.

Nur Tugend kann uns hier beglücken,
Sie gibt zur Arbeit Mut und Kraft,
Gibt Troſt in Not und gießt Entzücken
In unſern Geiſt, wenn er erſchlafft.

Um dieſe will ich für dich bitten,
Sie iſt das beſte Gut der Welt,
Den Knaben zieren gute Sitten
Und Tugend mehr als Gut und Geld.

Find'ſt du einſt dies Papier im Staube,
Wenn Moos ſchon meine Aſche drückt,
Und fühlſt dich tugendhaft, dann glaube,
Dann, Patchen, iſt mein Wunſch geglückt.

Ernſt und gravitätiſch lauteten auch die alten Hochzeitsgedichte. So beginnt ein ſolches von 1772 mit den Worten:

Sagt immer, was ihr wollt, betörte Spötter,
Von einem blinden Ohngefähr —
Moraliſch herrſcht der Herr der Götter:
Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!

Es führt den Gedanken durch, daß, wenn zwei Herzen zuſammenkommen, dies der göttlichen Vorſehung zu danken iſt:

Betrachte jenen Stand der höchſten Sterne
Und Felſen, Erde, Luft und Meer;
Ich bitte dich, o Tor, und lerne,
Dies alles ſei kein Ohngefähr.

Der Segen jener Flur beährter Felder
Zeigt, daß dein Auge offen ſteht,
O Gott! Und die belaubten Wälder
Belebet deine Majeſtät.

Von ihr empfindungsvoll, verbundne Beide,
Sing' ich der Vorſicht Dank und Ehr'.
Heil euch, heil eurer Myrtenfreude,
Sie iſt kein blindes Ohngefähr.

Dies alles ſieht die Welt, ſie muß es ſehen.
Selbſt eurer Enkel muntres Heer
Wird dieſe Wahrheit noch geſtehen:
Wir ſind kein bloßes Ohngefähr.

War das der Ton, in dem zur Hochzeit Martin Blanckmeisters ein Pfarrer sang, so schlug etwa fünfzig Jahre später zur Hochzeit seines Sohnes Ludwig Blanckmeister ein Rechtsgelehrter einen ganz andern Ton an:

Und geht ihr auch zum fernen Lande
Und grüßt euch nimmer unser Blick,
So ziehen doch der Freundschaft Bande
Euch noch im Geist zu uns zurück.
Sei auch die alte Zeit verklungen,
Ihr Nachhall tönt: Erinnerungen!

Immer menschlicher, immer ungezwungener ward das Gelegenheitsgedicht, der Humor bricht durch. Als Mitte des 18. Jahrhunderts ein Vetter des Vaters, der Rektor Dietsch vom Gymnasium zu Plauen, mit Bianca geborene Teubner, einer Tochter des bekannten Verlagsbuchhändlers B. G. Teubner in Leipzig, die Silberhochzeit feierte, da schilderte einer den Lebenslauf des Schulmannes und schloß mit den Worten:

Doch Eins, o weh, Gott sei's geklagt,
Das weiß ich nur zu sicher:
Er stahl — man nennt es viel gewagt —
Aus dem Geschäft der Bücher,

Das B. G. Teubners Namen führt,
Ein Buch? — Nein, Gott bewahre!
Ein Herz, ein liebend Herze sich
Und führt es zum Altare.

So trieb es Dietsch, der Philolog,
Und er soll dennoch leben:
Der Dieb und die Gestohlne hoch,
Bianca auch daneben!

Aus älterer Zeit hat sich eine hübsche Liebeswerbung erhalten. Wer der glühende Jüngling war, der sie geschrieben, läßt sich nicht mehr ermitteln:

Wenn ich der Kaiser wäre,
Was nützte mir die Ehre!
Für dich, du Zauberin,
Stieg' ich von meinem Throne

Und legte meine Krone
Zu deinen Füßen hin.

Lebt' ich zu jenen Zeiten,
Wo ritterlich zu streiten
Des Mannes Ehre war,
Dich trüg' ich im Paniere,
Zu jeglichem Turniere
Stellt' ich zum Streit mich dar.

Sollt' ich gleich Wolff dem Weisen
Den großen Satz beweisen,
Dies sei die schönste Welt,
Dich wollt' ich ihnen zeigen,
Und alles müßte schweigen
Und räumen mir das Feld.

Sollt' ich den Preis im Singen
Wie Orpheus mir erringen,
Ich sänge nur von dir.
Kein Goldstaub, kein Gepränge,
Kein Kaisertum erränge
Ein andres Lied von mir.

Nun bin ich nicht der Kaiser,
Kein Ritter und kein Weiser,
Auch Orpheus bin ich nicht;
Ich armer Junge habe
Jetzt leider keine Gabe,
Die deinem Wunsch entspricht.

Doch alles, was ich habe,
Das bring' ich dir zur Gabe,
Mein ganzes Ich ist dein.
Gern bin ich nicht der Kaiser,
Kein Ritter und kein Weiser,
Willst du mein Mädchen sein.

Wahrscheinlich ist sie daraufhin „sein Mädchen" geworden. Bei manchen erhaltenen Gedichten vermißt man leider den Schlüssel. Die Anspielungen sind nicht mehr verständlich. Doch läßt das nachfolgende Gedicht „Die Leipziger Ostermesse", etwa aus der Zeit um 1780, auf die Geschichte einer unglücklichen Liebe schließen:

Als noch im vergangnen Jahr
Leipziger Ostermesse war,
Hatt' auch auf des Marktes Mitte
Amor eine Krämerhütte
Und bot freundlich jedermann
Herzen zum Verkaufen an.

Eine Schöne trat hinzu.
„Was für Herzen hast denn du?"
Sprach sie, „laß mich welche sehen!"
„Alles soll zu Diensten stehen",
Sprach der kleine lose Knab',
„Was ich in der Hütte hab'."

„Nein", sprach die Lisette, „nein,
Alle diese bleiben dein,
Ich hab' jüngst ein Herz verloren,
Dieses war im Reich geboren;
Hättest du mir dieses hier,
Alles zahlt' ich dir dafür."

„Dieses hindert nicht den Kauf —,
Kommen Sie nur hier herauf;
Wollen Sie Pariser Herzen,
Die wie alle Affen scherzen,
Engelands Gelassenheit
Oder Welschlands Zärtlichkeit?

Doch Sie sind, man sag's nur kühn,
Eine schöne Pragerin,
Also wird für andern allen
Auch ein Landsmann wohlgefallen!"
„Nein!" sprach sie, „du irrest dich:
Nur kein Prager Herz für mich!"

„Wie Sie doch, scharmantes Kind,
So galant und artig sind,
Werden Sie so deutsch nicht denken
Und sich dieserwegen kränken,
Nehmen Sie mein Herze hier
Dies ist gut, ich steh' dafür."

„Weil ich eine Böhmin bin,
Hab' ich auch mein' Eigensinn,
Mir kein ander Herz zu kaufen,

Weder deins, noch aus dem Haufen,
Hast du nicht das rechte hier:
Für die andern dank' ich dir."

Seit Jahrhunderten schon pflegte man sich zum Jahreswechsel in Gedichten Glück zu wünschen. Man nahm es sehr ernst damit und schlug mitunter selbst einen tragischen Ton an. Das beweist ein Gedicht, zum Neuen Jahre 1783, von den Enkeln der Großmutter gewidmet:

In jener fabelhaften Stunde,
Wo Aberglaub' und Furcht so oft Gespenster sieht,
In jener unbewachten Stunde,
In der so oft das Glück der faulen Bosheit blüht —
Kurz, in der deutungsvollen Stunde
Der grauenvollen Mitternacht,
Auf die der frohe Tag erwacht,
Der heute uns entgegenlacht,
Erschien im abgetragnen Kleide
Mit Runzeln auf der Stirn und mit zerstreutem Haar
Uns eine Halbgöttin — sie heißt: das Jahr.
Mit einem Blick voll heitrer Freude,
Im neuen seidenen Gewand,
Mit schön geflochtnem Haare stand
Die jüngere Göttin schon an ihrer Seite;
Und beide legten Hand in Hand.
Dann drängte nach dem blassen Munde
Der ältern Schwester sich
Ein Seufzer aus der Brust: „Bald", sprach sie, „schlägt die Stunde,
Wo ich aus deinen Armen mich
Hin zu dem ungemessnen Kreise
Unendlicher Aeonen reiße.
Doch sei nicht stolz, einst kommt die Reih' an dich.
Wenn sich der Mond um diesen Erdplaneten
Zwölfmal gedreht, so endet sich" — — —

Die Göttin wollte weiter reden,
Allein die Stunde schlug, und sie entwich.

Geliebte Großmama, wie so veränderlich
Ist alles unterm Mond! Ein Jahr verschwindet,
Ein neues folgt ihm nach. So stürzt im vollen Lauf

Ein Strom durchs Land, einst nimmt das Meer ihn auf.
Auf Wegen, deren Spur kein Auge wiederfindet,
Eilt so ein Vogel durch die Luft.
Und wichtigster Gedank' — ein Wink der Allmacht ruft
Geschlechter Menschen her und zeichnet ihre Grenzen.
Nur eine Hand voll Jahr', und ach! sie stehn
Am Grabe schon, die jetzt am Bach, wo Zephyrs wehn,
Im jugendlichen Kreis ihr lockigt Haar umkränzen
Und hoffnungsvoll auf späte Zukunft sehn.
Der eine macht dem Platz, den andre bald ergänzen.
O dürften wir, geliebte Großmama,
Nicht die betrübte Nachricht denken,
Daß einst auch du! — — Doch nein, wir können ja,
Da diese Wahrheit nicht so nah
Vor unsern Augen liegt, den Blick zurücke lenken.
Mag noch des Alters Macht die Stirn in Falten ziehn,
So lang in Munterkeit noch deine Blicke glühn,
Wird unsre Zärtlichkeit nichts zu befürchten haben.
Auch dieses Jahr wird sich der Geber aller Gaben
Und viele späte Jahre noch
Uns, die wir dich verehren, schenken.
O möchte jede Freude doch,
Wie du sie oft uns gabst, sich auf dich niedersenken!
Mit Freuden werden wir an deiner Seite stehn,
Mit jedem neuen Jahr des Himmels Huld erhöhn
Und jeder künft'gen Zeit vergnügt entgegen gehn.

Von da ist's nicht mehr weit zum — Leichengedicht. Auf dieses legten unsere Altvordern besonderen Nachdruck. Wenn ein Familienglied gestorben war, da liefen von allen Seiten Trauergedichte ein, geschrieben oder gedruckt, und es ist rührend, die Klagen und Tröstungen zu lesen. Oft kann sich die teilnehmende Liebe in Schmerz und Trost nicht genug tun. Bei Männern von Bedeutung wie Professoren, Pfarrern, Beamten wurden die eingelaufenen Trauergedichte oft mit der Leichenrede zusammen gedruckt, und es kam vor, daß beides zusammen einen kleinen Folianten ergab. Nur eine Probe aus meinen Sammlungen, aus der man unter der zopfigen Hülle das wahre Gefühl deutlich heraushört. Als im Sommer 1755 fern von

der Heimat der Student der Theologie Friedrich Theophilus Blanckmeister aus Köslin in Glaucha bei Halle starb, da widmete ihm der nachmals berühmt gewordene Theolog Johann August Hermes, sein Herzensfreund, ein langes Klagegedicht, das mit Worten schließt, die mehr als Reime sind:

So ruhe denn in sanftem Schlummer,
In süßer Ruh, verklärter Freund!
Dies Denkmal setzt dir unser Kummer,
Die Freundschaft hat es hingeweint.
Und ihn, Betrübte, laßt ihn gehen,
Fühlt diesen Trost bei euerm Leid:
Ihr werdet ihn im Jubelkleid
Als einen Engel wiedersehen.

---

11. Der Feuersegen.

Die Familie, deren Namen ich trage, ist eine schlichte Bürgerfamilie. Aber durch alle Jahrhunderte standen die Blanckmeister und die ihnen verwandten Familien zu hohen Herren, Fürsten und Edelleuten in nahen Beziehungen. Einer der ersten Träger dieses Namens war Hofkellerdiener bei dem alten Kurfürsten August von Sachsen, den die Geschichte den „Vater August“ nennt, ein andrer hat vierzig Jahre hindurch den Grafen von Bose als Schloßprediger zu Netzschkau in Treue gedient. Viele namhafte sächsische Adelsgeschlechter, die Hünefeld und Hohenthal, die Bodenhausen und Kospoth, die Reitzenstein und Tümpling, spielen in die Geschichte unser Familie hinein, und zu manchen, wie zu den Dressel und Metzsch, von der Lühe und von der Planitz, bildeten sich selbst verwandtschaftliche Beziehungen heraus.

Die Erinnerungen der Familie an den Verkehr mit den adeligen Familien sind die denkbar besten. Es herrschte immer ein schönes Einvernehmen zwischen

den Amtsbefehlshabern und ihren Gerichtsherren, und das Verhältnis des alten Doktor Blanckmeister zu seinen Patienten auf den Ritterhöfen des Vogtlandes war allezeit rührend und schön. Nur ein adliger Sonderling hat in der Familie nicht das beste Andenken hinterlassen und auch seiner eigenen Sippe das Leben sauer gemacht.

Es war im Jahre 1772, daß die Besitzerinnen der Rittergüter Mühltroff und Leubnitz, Freifrau Charlotte Eleonore von Bodenhausen und ihre Tochter Ottonie Eleonore von Kospoth, den Amtsaktuarius Martin Blanckmeister in Plauen zum Leiter ihrer Gerichte beriefen. Der neue Gerichtsdirektor war ein gerader, ehrlicher Charakter und verstand seine Sache, und ein Band der Achtung und Pietät verknüpfte ihn mit den beiden braven Damen. Nach ihrem Tode ging die Herrschaft Mühltroff auf den Grafen Otto Karl Erdmann von Kospoth und die Herrschaft Leubnitz auf seinen Bruder Heinrich Wilhelm über; und damit erreichten die ruhigen Tage für unsern Gerichtsdirektor und die Einwohner des Städtleins überhaupt ein Ende.

Graf Otto von Kospoth war ein hochbegabter, aber eigensinniger und wunderlicher Herr. Geboren im Jahre 1753 in Mühltroff, hatte er auf dem väterlichen Schlosse eine sorgfältige Erziehung genossen, und nachdem er auf Ritterakademien und hohen Schulen seine Bildung vollendet hatte, war er nach damaliger Sitte auf Reisen gegangen, hatte viel Musik getrieben und sich jahrelang am Hofe des großen Friedrich aufgehalten und war nun bestrebt, das, was er in Berlin und Paris, in Venedig und Florenz gesehen hatte, im kleinen Stile auf seinem heimatlichen Besitztum nachzuahmen. So ließ er denn, zumal nachdem er eine reiche Erbin als Ehgemahl heimgeführt

hatte, nahe bei Mühltroff ein neues Schloß in italienischem Geschmack erbauen, da das alte Herrenhaus, in dem er einst das Licht der Welt erblickt hatte, vor seinem geläuterten Kunstgeschmack keine Gnade mehr finden konnte; die ganze Umgegend des Städtchens gestaltete er zu einem großen englischen Parke und legte in dessen Mitte einen kleinen See an, in welchem gar niedliche Inseln vorgesehen waren. Das alles freute die guten Bürger von Mühltroff, durch die Bauluſt des Schloßherrn kam etwas Leben in das stille, tote Städtchen, und für die Handwerker und Gewerbtreibenden gab es etwas zu verdienen. Der unternehmende Graf ward so bei hoch und niedrig gar bald beliebt; überall, wo er sich zeigte, begegnete man dem stolzen, ritterlich schönen Manne mit tiefer Verehrung.

An Schattenseiten freilich fehlte es diesem Charakter nicht.

Wer bauen will, braucht Geld. Das hatte der Graf gar nicht bedacht, daß Bauen so mörderisch viel kostet. Die Unternehmungen des Grafen verschlangen Berge von Gold; und es galt, immer neue Geldquellen zu erschließen. In seinen Mitteln und Wegen, die zur Durchführung seiner Baupläne erforderlichen Summen herbeizuschaffen, war der Graf sehr erfindungsreich und keineswegs wählerisch. Erst ließ er zur Erhöhung seiner Einkünfte auf seinem Grund und Boden auf Vitriol graben, dann brachte er ein Alaunwerk an sich und stellte Bohrversuche auf Steinkohlen an. Als das alles wenig Erträgnisse lieferte, machte er mit Hilfe eines Kupferschmelzers nach alten chemischen Rezepten allerlei wunderliche Versuche auf dem Gebiete der Scheidekunst. Die Ergebnisse freilich waren sehr gering. Der Graf steckte in seine Unternehmungen stets mehr Geld hinein, als er herauszog. Die gräfli-

chen Kassen waren leer, und es gab nichts, was sie wieder füllte.

Da nahm der Graf seine Zuflucht zu bösen Dingen. Er suchte Güter seiner Verwandten auf unrechtmäßigem Wege an sich zu bringen und zwar durch einen mit Lehnsstücken getriebenen Scheinhandel, zu dem er die Mithilfe seines Gerichtsdirektors begehrte. Der ehrliche Mann sollte als Rechtsbeistand und Vertreter des Grafen unter dem Scheine des Rechts das unsaubere Geschäft zur Ausführung bringen. Mit diesen Zumutungen war indes der Graf bei seinem Amtmann an den Unrechten gekommen. Der Amtmann blieb fest und beharrte unentwegt bei seinem bewährten Grundsatze: Ehrlich währt am längsten. Und als der Graf einmal besonders zudringlich gewesen war, da verfehlte er nicht, ihm als gerader Mann seine Meinung mit vogtländischer Derbheit ins Gesicht zu sagen. Die Unbeugsamkeit seines Gerichtsdirektors war dem Grafen längst ein Dorn im Auge gewesen. Schon gleich nach der Übernahme seiner Herrschaft hielt er es, wie er sich ausdrückte, „für notwendig und dem Besten seiner Untertanen entsprechend, auch mit der Person seines Justitiars eine Änderung vorzunehmen." Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er ihm den Laufpaß geben konnte. Aber Blanckmeister kam ihm zuvor; er erklärte, sich unter keinen Umständen zu unehrenhaften Handlungen bereit finden zu lassen, und legte sein Amt freiwillig nieder. Auch sein Nachfolger machte mit dem Grafen ähnliche Erfahrungen und schied von ihm im Bösen.

Es war für Blanckmeister kein Kinderspiel, sich so plötzlich aus Amt und Brot gesetzt zu sehen. Er hatte eine ungemein zahlreiche Familie, zwölf Kinder wollten ernährt und gekleidet sein. Aber der liebe Gott, der jedem Häslein sein Gräslein gibt, hatte be-

reits für ihn gesorgt, als ihm der Graf zu verstehen gab, daß er ihn nicht mehr brauchen könne. Des Grafen Bruder, der sich auch mit dem wunderlichen Mann überworfen hatte, begehrte längst für die Herrschaft Leubnitz einen eigenen Gerichtsdirektor und ernannte den bewährten Ehrenmann sofort zu seinem Justitiarius. Blanckmeister siedelte 1792 nach Leubnitz über, baute sich dort ein Haus und fand in seinem neuen Amte als Gerichtsdirektor, Advokat und Notar alles, was er für sich und seine große Familie brauchte. Das „Blanckmeistersche Haus", wie es im Dorfe genannt ward, und wie es noch heute heißt, wurde eine Stätte stillen Glücks und reichen Segens.

Mit dem Scheiden des Gerichtsdirektors, der das Gewissen des Grafen gewesen war, war der gute Geist von der Seite Kospoths gewichen.

Seitdem der Graf mit seinem Amtmann zerfallen war, begann er auch auf den alten Pfarrer, dessen Schwiegervater, seinen Haß zu werfen. Der Pfarrer Christoph Gabler, damals siebzig Jahre alt, war das Bild eines rechten evangelischen Pastors der guten alten Zeit. Er war von dem Geiste des Zeitalters der Aufklärung, wie er damals um sich griff, unberührt geblieben, vereinte mit gründlicher Gelehrsamkeit gute Kanzelgaben, war gewissenhaft und treu in seinen Amtsverrichtungen und wurde wegen seiner Milde von allen seinen Pfarrkindern wie ein Vater geliebt. Trotz kargen Einkommens war er nie zu bewegen gewesen, seine Pfarrstelle mit einer einträglicheren zu vertauschen; fast ein halbes Jahrhundert hielt er auf seinem Posten aus. Er hatte einst den Grafen getauft und unterrichtet und hatte ihm bisher als Respektsperson gegolten. Nun war es anders. Der Graf setzte sich zu dem alten Mann in Gegensatz und suchte ihn durch sein Gebaren zu ärgern; und das Tun und

Treiben des Grafen konnte allerdings einen Mann wie den frommen Pfarrer schmerzlich betrüben und erbosen.

Der Graf hatte einst in Berlin mit abergläubischen und schwärmerischen Leuten in Verbindung gestanden, die sich mit allerhand dunklen Künsten abgegeben hatten. Der General Bischofswerder war sein Vertrauter gewesen. Die Lust an diesen Dingen erwachte wieder, als er von einer Geldverlegenheit in die andere geriet. Wenn andre Gold machten, warum sollte er es nicht auch versuchen? Wirklich begab er sich auf die schiefe Ebene und mußte erfahren, daß es da nicht aufwärts, sondern abwärts geht. Eine Torheit folgte der andern, und eine Sünde machte der andern die Türe auf. Er ließ Bergleute kommen, legte ein Bergwerk an und freute sich kindisch, als im ersten Jahre eine Ausbeute von drei Lot Silber gewonnen ward, das indes die Schalksknechte erst hineingetan hatten, um den Grafen zur Fortsetzung seiner Versuche zu ermuntern und ihren behäbigen Aufenthalt auf seinem Schlosse möglichst zu verlängern. Er umgab sich mit einer Schar „kluger Leute", sittlich bedenklicher, unwissender Personen, die die schwarze Kunst trieben und von Geisterbeschwörungen, Rutenschlagen, Schalengießen und Falschmünzereien lebten. Er legte ein Laboratorium an und unternahm allerhand Versuche, „mittels geheimnisvoller chemischer und alchimistischer Arbeiten unedle oder geringe Metalle in edle zu verwandeln und insbesondere durch Fixierung des Merkurius ein goldhaltiges Metall zustande zu bringen", wie er denn ein von ihm „hervorgebrachtes" Stück Gold an den Münzwardein in Leipzig verkauft hat. Er nahm sogar von preußischen Talern und Louisdoren Abdrücke und ist allen Ernstes mit dem Gedanken umgegangen, sich seinen nicht unerheblichen

Bedarf an dergleichen klingenden Münzen auf bequemem und billigem Wege selbst zu verfertigen.

Solche Umtriebe erregten natürlich in dem kleinen, von spießbürgerlichem Geiste beherrschten Städtchen die denkbar größte Aufmerksamkeit. Man steckte die Köpfe zusammen und geriet jedesmal in neue Aufregung, wenn wieder eine neue dunkle Kunde von dem wundersamen Treiben im Schlosse ruchbar ward. Der aber, dem dies alles am meisten zu Herzen ging, war der alte Pfarrer. Es tat ihm weh, den Grafen auf solchen Pfaden zu sehen, und er beschloß, sich selbst einmal in die Höhle des Löwen zu wagen, er besuchte den Grafen und stellte ihn zur Rede. Er richtete indessen nicht das Geringste aus. Bald sollte die Stunde nahen, wo es auch zwischen ihm und dem hohen Herrn zum Bruche kommen sollte.

Der Graf hatte, wie er alljährlich zu tun pflegte, am Neujahrstage die Honoratioren des Städtchens, den Pfarrer, den Bürgermeister, den Kantor und andere geistliche und weltliche Würdenträger, zur Tafel geladen. Dabei machte er einmal seinem Herzen Luft. „Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden", sagte er, „ein ganz besonderer Liebling des Glücks, denn ich lebe mit den himmlischen Geistern in dem vertrautesten Umgange; so oft ich will, erscheinen sie mir; ich kann mit ihnen sprechen, und sie reden mit mir in ihrem sanftesten Tone. — Die guten Menschen werden nach ihrem Tode nicht sogleich in Engel verwandelt, es werden aus ihnen zunächst Mittelgeister, die sich nach und nach erst bis zur höchsten Stufe der Cherubim emporschwingen. So ist der alte Fritz, dem ich zu dienen die Ehre hatte, bereits ein hoher Cherub geworden und hat den General Schwerin an seiner Seite, Voltaire aber, der Spötter, schmachtet in der untersten Hölle. — Diejenigen, die ich in diesem

Leben gekannt habe und deren Unterhaltung ich wünsche, erscheinen mir in ihrer völligen, aber weit lieblicheren, weil verklärten Gestalt, doch nur in der Größe von etwa sechsjährigen Kindern. So erscheinen mir meine seligen Großeltern, der selige Gellert, der mich besonders ins Herz geschlossen hat, u. a. m. und verkünden mir Wunderdinge."

Die Tafelrunde erstaunte über diese Bekenntnisse. Niemand wagte, von unheimlichem Grauen und von schuldiger Ehrerbietung gegen den gnädigen Herrn niedergehalten, etwas zu entgegnen. Nur der Pfarrer stand auf und meinte: Was der Graf tue und treibe, sei mindestens ein bedenkliches Spiel und laufe auf Schröpferische Magie und Swedenborgische Phantasterei hinaus.

Kaum hatte der Graf den Namen Swedenborg gehört, als er mit steigender Erregtheit fortfuhr: „Ja, Swedenborg, das ist mein Führer, nichts von Schröpferschem Betrug, lauter Tatsachen, lauter Realitäten! Was ich mit meinen Augen sehe und mit meinen Ohren höre, das lasse ich mir nicht ausreden! Ich habe sogar die mir erschienenen Engel beim Weggehen in den lieblichsten Tönen singen hören: Ehre sei Gott in der Höhe! — Meine Großmutter ist mir erschienen und zwar in der Gestalt eines gewöhnlichen Engels und hat mir gesagt: ‚An dem und dem Orte liegen geheime Schriften, die dir einen anderen Ort anzeigen werden, wo du dein größtes Glück finden wirst!' Auch mein Großvater hat in dem sanftesten Tone zu mir gesprochen: ‚Ich bin ein Cherub und sage dir: Otto, Otto, du wirst ein sehr großer Mann in der Welt werden.'" Solche und ähnliche Äußerungen führten zu einem heißen Wortgefechte zwischen dem Grafen und seinem Pastor und endeten mit dem offenen Zerwürfnis. Der Pfarrer sah sich genötigt, das Vorgefallene seinem Superinten-

denten zu berichten, der Graf verklagte seinen Pfarrer beim Ephorus und mied fortan den Gottesdienst, ging auch damit um, sich einen andern Beichtvater zu wählen, und der tiefgekränkte Seelsorger mußte an seinen Kirchenpatron schreiben: „Soll ich den Schmerz über mein unverdientes Leiden mit in das Grab nehmen? Soll der Gedanke, ich habe den armen Mann unbillig gehaßt, Sie noch auf Ihrem Sterbebette beunruhigen?“ Erst nach Jahren wurde das frühere freundschaftliche Verhältnis wenigstens notdürftig wiederhergestellt.

Inzwischen setzte der Graf seine Schwärmereien und Gaukeleien fort und vernachlässigte seine nächsten Pflichten in gröblichster Weise. Seine Güter kamen immer mehr herunter. Er geriet immer tiefer in Schulden hinein. Der alte Pfarrer Gabler starb hochbetagt im Jahre 1800, drei Jahre später folgte ihm sein Schwiegersohn, der Gerichtsdirektor Blanckmeister, im Tode nach; sie sollten es nicht erleben, welch ein Ende es mit dem Grafen nahm. Aber ihre Kinder und Enkel haben es erlebt.

Durch seine Schatzgräberei und Geisterseherei, durch seinen Verkehr mit allerhand sittlich anrüchigen Persönlichkeiten, die mit Gefängnissen und Zuchthäusern langjährige, vertraute Bekanntschaft gemacht hatten, zog sich der Graf eine ganze Reihe von Prozessen zu. Er mußte die Schande erleben, daß seine eigene Ortsgerichtsbarkeit gegen ihn Strafanträge stellte, daß der gesamte Rat, die Handwerkerinnungen und viele angesehene Bürger von Mühltroff vor den Schranken des Gerichts als Zeugen auftraten, daß er zu fünfzig Talern Strafe und zur Tragung der Gerichtskosten verurteilt ward und die öffentliche Achtung fast völlig verlor.

Dazu kam, daß sich seine Gattin, der die Mißwirtschaft längst ein Greuel war, von ihm trennte und den Verschwender und Schwärmer seinem Schicksal überließ. Immer mehr Kapitalien hatte der verblendete Mann auf seine Güter aufgenommen und konnte sie niemals zurückbezahlen. Bald hatten ihn die Gläubiger völlig in den Händen und setzten ihm einen Mann an die Seite, der die gräflichen Güter in ihrem Namen verwaltete. Der Administrator kam, nahm Wohnung in den schönsten Gemächern des Schlosses und verwies den Grafen in einige Hinterstuben. Zur zwangsweisen Veräußerung war nun bloß noch ein Schritt. Im Jahre 1805 sah sich denn der Graf, bereits völlig heruntergekommen, genötigt, sein Gut zu verkaufen und dankte Gott, daß ihm seine Gläubiger nur noch freie Wohnung im Schlosse auf Lebenszeit beließen.

In völliger Abgeschiedenheit lebte er hier noch ein Jahrzehnt seinen alchimistischen Träumen. Seine Verwandten mußten ihn mit Nahrungsmitteln unterstützen. Durch Abfassung von Gelegenheitsgedichten für Mühltroffer Bürger erwarb er sich noch ein paar Groschen zum Unterhalt. Stück für Stück seiner Möbel und seiner kostbaren musikalischen Instrumente, von denen er sich bisher nicht hatte trennen mögen, mußte er veräußern, um seine nötigsten Bedürfnisse bestreiten zu können. Von seinen ehemaligen „Untertanen“ nahm er Geldgeschenke an, und als in den beiden Teuerungsjahren 1816 und 1817 an die armen Leute unentgeltlich Kartoffeln abgegeben wurden, da schickte auch der königlich preußische Kammerherr Otto Karl Erdmann Graf von Kospoth hin, um sich seinen Anteil holen zu lassen. So war der große Mann, von seinen Freunden geächtet, von seiner Gattin verlassen, arm, bettelarm geworden; und er nahm ein Ende mit Schrecken, nicht einmal das, was der Pfarrer vom „Sterbebette“ gesagt, sollte in Erfüllung gehen.

An einem Junimorgen 1817 wurden die Bewohner von Mühltroff durch Feuerlärm aus dem Schlafe geschreckt. Es brannte auf dem Heuboden des Schlosses. Das Schloß war mit den Wirtschaftsgebäuden zusammengebaut, und rasch verbreitete sich das Feuer von Stockwerk zu Stockwerk, von Zimmer zu Zimmer. Bestürzt waren die Bewohner des Hauses gleich auf die ersten Signale hin ins Freie geeilt. Nur der Graf war ruhig in seinem Hinterzimmer sitzen geblieben und hatte sich um nichts in der Welt bewegen lassen, vor dem verheerenden Element zu fliehen. Die Gefahr wuchs von Minute zu Minute. Der Graf tat, als ob gar nichts besonderes geschehen wäre. Kaum schaute er von dem alten Buche auf, in dessen geheimnisvollen Inhalt er sich vom frühen Morgen an vertieft hatte, und ließ erklären: Er habe den Feuersegen, und darum könne ihm keine Flamme zu nahe kommen, geschweige ihm etwas zu leide tun. Man bat, man beschwor ihn, sein Leben zu retten. Schon züngelten die Flammen um die Fenster seines Stübleins. Der Graf war nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt zu seiner Rettung zu tun, und erklärte lächelnd noch einmal, der Feuersegen, in dessen Besitz er sei, schütze ihn vor jeglichem Unfall, und der Erfolg werde zeigen, daß er recht gehabt.

In mächtigen Garben lohte nunmehr rings um den Unglücklichen der glühende Brand empor, jede Rettung war ausgeschlossen. Mit dumpfem Krachen und Dröhnen stürzte der brennende Turm zusammen — und begrub den Grafen unter Asche und Trümmern; sein Feuersegen hatte ihm nicht geholfen.

Am Tage nach dem großen Unglück suchte man unter dem Schutt nach dem Leichnam des Grafen. Umsonst! Er war im buchstäblichen Sinne des Worts verschwunden. Die Flammen, vor denen ihn sein Feuer-

segen hatte bewahren sollen, mußten ihn völlig zu Kohle und Asche verbrannt und ihn so schlechterdings vernichtet haben.

Sein Totengräber war die Glut allein,
Kein Sarg war nötig und kein Leichenstein. —

Die Erinnerung an den seltsamen Grafen, der seinem unglücklichen Hange zur Zauberei nach und nach alles geopfert, sein Hab' und Gut, seine Freunde und sein Weib und zuletzt auch noch sein Leben, ist in Mühltroff noch heute lebendig; und ich kann nicht durch den Schloßhof schreiten oder an dem „Blanckmeisterschen Hause" in Leubnitz vorbeigehen, ohne an die Geschichte von dem Feuersegen zu gedenken, der einem armen, verirrten Menschen einen schaurigen Tod gebracht. —

12. Von Vater auf Sohn.

Überschaut man die Verzeichnisse der alten sächsischen Pfarrer, wie sie in mehreren Werken vorliegen, so merkt man sofort, daß die Diener der Kirche auch in Sachsen fast den Stempel eines geschlossenen Standes an sich trugen. Ähnlich wie sich der Adel in sich selbst zusammenschloß und niemand herein-, aber auch niemand herausließ, bildete auch die Geistlichkeit eine Kaste für sich, und es war oft schwer, den Ring zu durchbrechen. Auch von Geistlichen lassen sich ganze Stammbäume zusammenstellen, aus denen sich ergibt, daß Jahrhunderte hindurch nahezu alles, was den Familiennamen trug, dem Pfarrer- oder wenigstens dem Theologenstande angehörte. Wenn ja einmal der Sohn von der sorgsam innegehaltenen Regel abwich und sich einem „weltlichen" Berufe widmete, so lenkte gewiß der Enkel in die verlassene Bahn wieder ein. Die Gründe dieser engen Verbindung von Theologie

und Familie sind verständlich. Nachdem die zwangsmäßige Ehelosigkeit gefallen war und ein evangelisches Pfarrhaus sich gebildet hatte, ergänzte sich der geistliche Stand naturgemäß mit Vorliebe aus sich selbst, und er konnte dies um so eher, als Kindersegen von jeher zu den Merkmalen des Pfarrhauses gehört hat. Dazu lag es ja dem Pfarrer überaus nahe, seine Söhne wiederum zu Theologen heranzubilden, war doch der Unterricht der Söhne, zumal für den Landpfarrer, oft die einzige Möglichkeit, seine gelehrten Kenntnisse zu verwerten. So ergab sich für den Sohn das Studium der Gottesgelahrtheit von selbst. Dazu kam gewöhnlich dem Wunsche des Vaters eine merkwürdige Einrichtung der Zeit entgegen, das Substitutenwesen. Wurde nämlich ein Pfarrer alt und gebrechlich, so ward er nicht oder wenigstens nicht sofort in den Ruhestand versetzt, schon weil es in älterer Zeit eine Kasse hierzu nicht gab; er durfte sich einen Pfarrgehilfen wählen, den er unterhalten mußte und der nach dem Tode des alten Pfarrers in das volle Amt einrückte. Die Genehmigung zur Anstellung eines solchen Gehilfen, die man sich vom Patron erbat, wurde nach Abnahme einer Probe vom Superintendenten gern gegeben. Es erhellt, daß der Pfarrer seinen Sohn, wenn er sich nur einigermaßen dazu eignete, schon um deswillen gern Theolog werden ließ, um einmal einen passenden Nachfolger zu haben, daß er sich gern den Sohn erbat mit der Verpflichtung, nach des Vaters Tode für die Seinen zu sorgen, und daß der Sohn mit Freuden darauf einging. Auf diese Weise wußten zahllose Geistliche ihre Söhne bequem zu versorgen, und zahllose Söhne rückten geräuschlos und ohne Aufregung ins Amt ein, die Gemeinden freuten sich der Fortsetzung des schönen Verhältnisses, das sie mit der Pfarre verband; in das

kirchliche Leben kam eine gewisse Stetigkeit, und das Pfarrhaus war eine Pflanzschule der Theologie und des heiligen Amtes, wie sie kaum schöner gedacht werden konnte. Freilich darf nicht geleugnet werden, daß sich durch diesen Brauch auch wieder gewisse Mißstände herausbildeten.

Wie mächtig das Beispiel des Vaters auf die Söhne wirkte, dafür ist meine eigene Familie ein Beispiel. Seitdem in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Brüder Balthasar und Friedrich Blanckmeister das geistliche Amt gewählt hatten, sind fast alle ihre Söhne, und sie hatten deren viele, dem Pfarramte treu geblieben. Es verstand sich von selbst, daß auf den Universitäten Leipzig, Jena und Wittenberg immer ein Blanckmeister Theologie studierte, und so ging es in drei Geschlechtern bis tief hinein ins neunzehnte Jahrhundert. Ähnlich war es auch bei den verschwägerten Familien. Hier erbte auch nicht selten dieselbe Pfarre von Vater auf Sohn mittels des Substitutenwesens fort. Der Kandidat Otto Heinrich Köthe war 1713 Amtsgehilfe bei dem Pfarrer Kraus in Leubnitz geworden. Schon 1714 starb der alte Herr, und Köthe erhielt das volle Amt, das er bis 1748 verwaltete. Längst hatte er seinen gleichnamigen Sohn Otto Heinrich den Zweiten zu seinem Nachfolger gewünscht, aber der Tod hatte ihn überrascht. Er hinterließ eine Witwe und einen gelähmten, zu allen Geschäften unfähigen Sohn, den er sterbend dem Kollator empfahl. Was lag da näher, als Otto Heinrich den Zweiten zu wählen. Er erhielt die Pfarre, pflegte die Mutter bis zu ihrem Tode und nahm sich des elenden Bruders an, der trotz seines gebrechlichen Körpers noch dreißig Jahre lang in der Leubnitzer Pfarre lebte, froh und dankbar, im Vaterhause verbleiben zu dürfen. Als Otto Heinrich vierzig Jahre

seines Amtes gewaltet, nahm auch er wieder einen Amtsgehilfen, der 1788 antrat und nach Köthes Tode 1794 noch mehr als vierzig Jahre auf seinem Posten blieb.

Über die Anstellung eines Pfarrgehilfen in Mühltroff steht mir ein ausführlicher Bericht zu Gebote, der in das häusliche Leben unsrer Väter Blicke tun läßt. Der alte Pfarrer Christoph August Gabler stand im 65. Lebensjahre und konnte sein Amt noch gut verwalten. Aber er fühlte doch nach vierzigjähriger Amtsführung und manchem Hauskreuz das „Abnehmen seiner Kräfte". Da richtete er 1787 an die Gebrüder v. Kospoth, seine gnädigen Kirchenpatrone, das Gesuch, ihm einen Gehilfen zu setzen, und erbat sich „aus natürlicher Vaterliebe" seinen Sohn Karl Gotthilf, der auf dem Herrnhofe in Taltitz Hauslehrer war. „Mit Vergnügen" gaben die Herren Kollatoren ihre Einwilligung, denn sie schätzten den alten Herrn und kannten den jungen als einen äußerst gewissenhaften Menschen. An einem bestimmten Sonntag erschien der Superintendent von Plauen und nahm in Gegenwart der Kollatoren und der Abgeordneten der Gemeinde, darunter der Schwager des Gehilfen, der Amtsbefehlshaber Martin Blanckmeister, die Probepredigt des Kandidaten ab. In einer Nachversammlung wurde festgestellt, „daß niemand in der Gemeinde gegen Leben und Lehre des jungen Mannes etwas einzuwenden und daß er mit vernehmlicher Stimme in gutgewählten Worten und in einer richtigen Ordnung zur Erbauung der Zuhörer gepredigt und auch ein treffliches Katechismusexamen gehalten hatte." Am Tage danach ward in der Pfarre der „Vergleich" zwischen dem alten und dem jungen Pfarrer vorgenommen. Der Alte führte aus: er fühle zwar das Alter nahen, könne aber immer noch mit Munterkeit arbeiten und

erbiete sich, die Hälfte der Predigten zu übernehmen; die andre Hälfte falle auf den Sohn. Ebenso wollten sie sich in die andern Amtsverrichtungen teilen. Was die Einkünfte betreffe, so sei es das Beste, wenn er, der Vater, die Einnahmen an sich nehme, die Hauswirtschaft besorge und dem Sohne Kost und Wohnung gebe, und außerdem noch jährlich vierzig Taler bares Geld. Es sei ja bekannt, daß die Mühltroffer Pfarre nicht die einträglichste wäre, und so biete er dem Sohne mit dem, was er leisten wolle, etwa den dritten Teil der Einkünfte. Jedenfalls wolle er dann das volle Drittel geben, wenn der Sohn sich verändern und seine eigene Wirtschaft führen werde. Nun wurde der Sohn ersucht, sich zu äußern. Er gab die Erklärung ab, er sei mit allem, auch mit den vierzig Talern, wohl zufrieden und werde seinem Vater schon aus kindlicher Liebe und Ehrfurcht in allem zu Willen sein. Er sah wohl ein, daß sein Vater von dem geringen Dienste nicht mehr geben könne. Was das betreffe, daß er „sich verändern" könnte, so sei daran noch lange nicht zu denken; sei es aber der Fall, daß er einmal seine eigne Wirtschaft führe, so erkläre er sich schon jetzt mit dem dritten Teile der Einkünfte befriedigt. — So endete der Vergleich. Vater und Sohn reichten sich die Hand. Die Niederschrift ward vollzogen. Zwei glückliche Menschen sahen einander ins Auge. Der Sohn führte sein Amt zur Zufriedenheit des Vaters und der Gemeinde. Noch dreizehn Jahre amtierte der Alte mit dem Jungen, dann schloß er die müden Augen, und der Sohn erhielt das Amt. „Verändert" hatte er sich bei Lebzeiten des Vaters nicht; und als der Alte heimgegangen war, stand er im vierzigsten Lebensjahre und kam nicht mehr dazu, sich zu „verändern". So blieb er Hagestolz sein Leben lang. Noch lange aber redeten die Mühltroffer von den

beiden Gablern, Vater und Sohn, die zusammen 75 Jahre lang das Amt im Städtchen verwaltet hatten, fast so lang wie die beiden Köthe in Leubnitz, Vater und Sohn, die 81 Jahre lang Pfarrherrn in derselben Gemeinde gewesen waren.

* * *

Eine spätere Zeit verließ vielfach die alten Gleise. An Stelle der Beharrung traten Freiheit und Fortschritt. Der Sohn zog nicht immer den Priesterrock des Vaters an, geschweige, daß er im Kirchdorfe blieb, er wurde Arzt, Rechtsgelehrter, Kaufmann und zog in die Welt. Der Stand der Pfarrer mußte sich nun aus allen Ständen ergänzen, die Pfarrstellen blieben nicht mehr in festen Händen, dem Kirchenkörper ward frisches Blut zugeleitet. Und das hatte auch sein Gutes.

---

13. Leubnitz und Amerika.

Von jeher haben die Vogtländer mit zäher Treue an der heimischen Scholle gehangen; aber schon in alten Zeiten hat es mitunter einen Sohn des Vogtlands in weite Fernen getrieben, so daß man glauben konnte, er hätte die Heimat vergessen; und die Anhänglichkeit an die heimische Erde ist dann doch wieder zum Durchbruch gekommen. Solch ein vogtländischer Landsmann, der den Staub der Heimat von den Füßen schüttelte und dann doch wieder Heimweh nach dem Vaterland empfand, war der Maurer Johann Adam Horlbeck aus Leubnitz.

Die Horlbecks waren schlichte, einfache Leute. Vier Töchter und drei Söhne wuchsen im Hause auf. Etwas Besonderes war an ihnen nicht zu bemerken.

Aber frühe schon sah man: der jüngste, der Hans Adam, hatte einen lebhaften Geist, was gilt's, der wandelt einmal nicht in den Bahnen seiner Väter, der bleibt nicht lebenslang in Leubnitz. Und so ward es auch. Er hatte das Maurerhandwerk gelernt. Als er sein Gesellenstück gemacht, trat er vor seine Eltern und Geschwister und erklärte: ich gehe in die weite Welt. Die Eltern weinten und beschworen ihn: bleibe im Lande und nähre dich redlich! Aber ein unbändiger Drang im Herzen des jungen Mannes sagte zu allen Bitten und Vorstellungen Nein. Und so nahm er sein Bündel und zog von dannen. Als er aus Leubnitz schied, da waltete dort der junge Pfarrer Otto Heinrich Köthe seines Amtes. Er hatte ihn noch einige Jahre in der Kinderlehre gehabt und ihn zum ersten Beicht- und Abendmahlsgange vorbereitet. Jetzt segnete er ihn beim Auszug aus dem Vaterlande und band ihm auf die Seele, auch draußen in der Welt seinen Gott und seine alte Heimat nicht zu vergessen.

Lange Jahre hörte man von Johann Adam nichts. Aus den Jahren wurden Jahrzehnte, aber keine Kunde drang von dem Auswanderer in die Heimat. Die Eltern starben, es war die Frage, ob der Sohn noch lebte. Da hörte man, er sei nach Amerika gegangen und dort ein reicher Mann geworden, er habe in Charleston in Südkarolina Haus und Hof. Ob man nicht versuchen könnte, den Faden mit ihm wieder anzuknüpfen? Die Verwandten in Leubnitz waren ja alle arm. Mit Hilfe des Pfarrers richtete denn der Bruder Johann Georg Horlbeck Mitte des Jahres 1784 kurz nach dem Unabhängigkeitskrieg ein Schreiben nach Amerika. Und siehe, der Brief kam richtig in die Hände des Bruders. Nach Jahresfrist traf in Leubnitz eine ausführliche Antwort ein. Hocherfreut schrieb der ferne Bruder: „Ich sende Dir aus Freude über Dein

Schreiben 25 Guineen, das sind 55 Dukaten; verteile das unter die Geschwister nach Pflicht und Gewissen!"

Groß war die Freude der Leubnitzer über Brief und Geld. Der Pfarrer übernahm die Beantwortung: „Gott, wie wunderbar sind deine Wege! Du segnest in den entlegensten Weltteilen deine Gerechten!" Er verteilte die Summe mit größter Gewissenhaftigkeit und berichtete darüber nach Amerika. Daraufhin entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem vogtländischen Dörflein und der neuen Welt. Der schlichte Maurer aus Leubnitz entpuppte sich da als ein höchst gebildeter Mann, ein feiner Beobachter und Menschenkenner und frommer, gottesfürchtiger Mensch. Ausführlich verbreitete er sich über den Unabhängigkeitskrieg gegen die Engländer, den er mitgemacht, berichtete fesselnd aus seinem Leben und entwarf prächtige Bilder von den Zuständen in der amerikanischen Welt. Um seinen armen Geschwistern eine neue Freude zu machen, sandte er alsbald drei Faß Reis an sie ab, den sie sofort zu Gelde machten. Um das Andenken seiner Eltern zu erhalten, bestimmte er, daß über ihrem Grabe auf dem Friedhofe zu Leubnitz ein schlichtes Denkmal errichtet werde, „damit unsre Nachkommen, wenn eins von ihnen nach Deutschland kommt, wissen könne, wo die Asche ihrer Ureltern begraben liegt." Pflichtschuldigst entwarf der Pfarrer die Inschrift für den Stein: „Denkmal kindlicher Liebe gegen seine Eltern Johann Horlbeck und Barbara Horlbeckin, gesetzt von deren Sohne Johann Adam Horlbeck, Baumeister in Charleston in Amerika 1786", und ließ das Denkmal durch einen Steinmetzmeister setzen. Es kostete 26 Taler; auch der Pfarrer erhielt eine kleine Summe, eine Gabe floß in die Kirche. Eine Zeichnung des Denkmals wanderte nach Amerika und hat den Stifter hoch erfreut. Noch einmal wurden von dem

freundlichen Spender drei Faß Reis herübergesandt; auf den Rat des Pfarrers wurden nur zwei Faß in Geld verwandelt, das dritte Faß aber in Leubnitz verteilt und verbraucht. Als es im Orte anlangte, da staunte jedermann, solch ein großes Faß hatte im ganzen Dorfe noch niemand gesehen.

* * *

Die alten Briefe, die zwischen Leubnitz und Amerika gewechselt wurden, sind noch erhalten und befinden sich in meinen Händen. Eine Urenkelin des alten Pfarrers, die hochbetagte Mathilde Krenkel in Adorf, deren Mutter eine geborene Blanckmeister war, hat sie mir einst anvertraut. Oft hab' ich in diesen vergilbten Papieren geblättert. Und ich habe die Menschen lieb gewonnen, die in diesen Blättern zu mir reden, den braven Baumeister, der den Vogtländer auch dann nicht verleugnete, als er längst Amerikaner geworden war, und den biedern Pfarrherrn, dessen Seelsorgerdienste reichten von Leubnitz bis — Amerika.

---

14. Die treue Seele.

Der alte Pfarrer von Langendembach, Johann Gottlieb Schwenke, hatte zweiundsiebzigjährig das Zeitliche gesegnet. Er war der Sohn eines Bauern in der Gegend von Dresden gewesen und hatte sich auf seiner kargen Stelle im Thüringerlande keine Reichtümer sammeln können. Acht Kinder trauerten mit der verwitweten Mutter am Sarge des Vaters. Er wäre ihnen noch recht nötig gewesen, denn noch standen nicht alle Söhne und Töchter auf eigenen Füßen. Kummer und Sorge erfüllten die Herzen, als man dem Ernährer der Familie das Grablied sang; und als es nun galt, das liebe Pfarrhaus zu räumen, wo der

Vater sechsunddreißig Jahre seines Amtes gewaltet hatte, wo er mit der Mutter so glücklich war und wo alle die acht Kinder geboren worden waren, da ging es nicht ohne heiße Tränen ab.

Aber seid nur getrost, ihr lieben Pfarrerskinder, der liebe Gott wird euch nicht verlassen, hat er doch der einen unter euch, eurer Wilhelmine, bereits die Wege geebnet. —

* * *

Wilhelmine Schwenke, die siebente in der Kinderschar, war ein prächtiges Mädchen. Man konnte keine fleißigere, in allen häuslichen Arbeiten geschicktere Jungfrau finden als die Pfarrerstochter von Dembach. Sie konnte kochen, backen, nähen, waschen, stricken und flicken, sie spann vorzüglich, und sie besaß einen offenen Kopf und ein frommes, reines Herz. Was Ansprüche sind, das wußte sie nicht. Zum Dienen war sie geboren, am Dienen fand sie ihre Freude. Dabei war ihr ein gewisser edler Stolz eigentümlich, sie war gerne für sich und fand an den gewöhnlichen Lustbarkeiten der Jugend kein Vergnügen. Tiefe Frömmigkeit beherrschte ihren Sinn, eine ernste Lebensauffassung schien ihr angeboren zu sein, im Vaterhause war sie ja zu allem Guten angehalten worden.

Noch als der Vater lebte, hatte Wilhelmine, das edle Mädchen, einen kühnen Entschluß gefaßt. Als die Sorge um das Auskommen im ärmlichen Pfarrhaus immer größer geworden war, da war sie eines Tags, noch nicht achtzehnjährig, vor die Eltern hingetreten und hatte gesagt: „Laßt mich von euch ziehn, daß ich mir selbst mein Brot verdiene; ich will — ein Dienstmädchen werden!“

Nur mit Seufzen hatten die Eltern ihre Einwilligung gegeben, sie mochten sich nicht gern von der

guten Seele trennen, und es schien auch nicht ganz standesgemäß, daß sich eines Pfarrers Tochter als Magd verdingte. Schließlich aber hatte doch der Verstand gesiegt. Ist doch Dienen keine Schande, und war's doch eine gute Stellung in einer hochangesehenen Familie, die ihrer wartete. An einem Julitage 1798 verließ sie das Pfarrhaus. Der Vater kränkelte schon, und nach einigen Monaten erhielt sie die Todesnachricht.

Wilhelmine war im Hause ihrer Herrschaft vorzüglich aufgehoben. Sie diente in der Familie eines Geheimrats in Weimar. Anfangs war es ihr ja eigen, in der Stellung eines Dienstmädchens zu leben. Sie schrieb darüber später einmal: „Welch großer Unterschied zwischen einem Kinde des Hauses und einer dienenden Person, die niemand beachtet und der man, wenn sie ihre Arbeit gehörig verrichtet, es überläßt zu leben, wie sie will. Mein Herz hat viele und herbe Stürme ausstehen müssen, und der Gedanke, daß, wenn ich nicht in diesen Verhältnissen wäre, man mich ganz anders behandeln würde, trug nicht dazu bei, mich glücklicher zu machen. Doch schützte mich mein Verstand vor Bitterkeit, und ich nahm meine Lage, wie sie eben zu nehmen war. Die Grundsätze und Lehren, vor allem aber das Beispiel, das mir meine guten Eltern gegeben, hielten mich aufrecht; und nie werde ich das ehrwürdige Gesicht meines Vaters vergessen, wie er mir Kernsprüche aus der Bibel ins Gedächtnis pflanzen wollte, und wie oft hat mich so ein Spruch und der Gedanke an die Allgegenwart Gottes behütet, daß ich nichts Übles tat."

Ein Mädchen mit solchen Grundsätzen mußte sich bald das Vertrauen ihrer Herrschaft erwerben; und das geschah denn in reichstem Maße. Wenn sie später schrieb: „Ich gewann mir, freilich immer mit Rücksicht

auf meine Lage, nach und nach die Achtung vieler Menschen, welche selbst in meiner Achtung sehr hoch standen", so sollte das je länger je mehr zur Wahrheit werden. Als Hausmädchen war sie eingetreten, und schon nach einigen Jahren war sie in die Stellung einer vertrauten Gesellschafterin, ja ins Kindesverhältnis hineingewachsen, und so sollte es bleiben ihr Leben lang; und wenn man ermißt, wer die Menschen waren, die ihr solche Liebe und solches Vertrauen schenkten, dann gewinnt die schlichte Pfarrerstochter von Langendembach noch erklecklich an Interesse, und man schaut zu ihr auf als zu einem Wesen, mit dem es der liebe Gott absonderlich gut gemeint hat.

Der Geheimrat, in dessen Hause sie diente, hieß Wilhelm v. Wolzogen und seine Gattin Karoline geborene v. Lengefeld; ein Sohn Adolf war die Freude von Vater und Mutter. Oft kehrte der Schwager des Paares im Hause ein, ein blasser, hochgewachsener Mann mit rötlichem Haar und seelenvollem Auge, Hofrat Friedrich v. Schiller, der große Dichter, mit seiner Gattin Charlotte v. Lengefeld und seiner Kinderschar. Viele gute und große Menschen sah sie bei ihrer Herrschaft verkehren, Se. Exzellenz den Minister v. Goethe, den Oberhofprediger v. Herder mit seiner Gattin, den Oberappellationsrat Körner aus Dresden, die Gebrüder v. Humboldt aus Berlin und nicht zuletzt den Herzog Karl August mit den Seinen. Da hat sie manch geistvolles Gespräch mit angehört und die Welt der Kunst und Wissenschaft kennen gelernt und den großen Geistern der klassischen Zeit ins Auge und ins Herz geschaut und ihnen manchen kleinen Dienst der Liebe getan.

Bis zum Jahre 1801 lebte Wilhelmine mit Wolzogens in Weimar; nur ab und zu wurden die andern Residenzen Thüringens besucht. Als 1801 der Geheim-

rat nach Petersburg reiste, um im Auftrage des Herzogs die Verbindung der Großfürstin Maria Paulowna mit dem weimarischen Erbprinzen einzuleiten, zog Frau v. Wolzogen mit dem kleinen Sohne nach Dresden, Wilhelmine mit. Den Sommer verlebten sie auf Körners Weinberg in Loschwitz. Das war eine herrliche Zeit. Schillers waren auch gekommen. An den warmen Abenden saß man da in angeregter Geselligkeit unter den hohen Kastanien und blickte hinaus ins lachende Elbgelände. Wilhelmine ward ganz zur Familie gerechnet. Sie nahm an den ernsten und heitern Gesprächen wie andre teil und hütete die Kleinen, Wolzogens Adolf, Schillers Karl und Körners Theodor. Als im Herbste Schillers nach Weimar zurückkehrten, zog die Geheimrätin mit Adolf und Wilhelmine nach Dresden.

Die folgenden Jahre waren durch Reisen ausgefüllt, auf denen Wilhelmine die Familie begleitete. Sie kam bis Paris, und die glänzende Riesenstadt mit ihren Kunstschätzen machte auf die schlichte thüringer Pfarrerstochter gewaltigen Eindruck. Doch war sie froh, im Jahre 1804 den heimatlichen Boden wieder betreten und wieder in altgewohnter Weise häuslich dienen zu können. Man bedurfte gerade jetzt ihrer Dienste gar sehr. Die Jahre 1804 und 1805 waren schwere Jahre für die Familie, und Wilhelmine ward in diesen Trübsalszeiten der Engel des Hauses. Im Juli 1804 genas Frau Charlotte v. Schiller eines Kindleins; ihre Pflegerin im Wochenbette wurde Wilhelmine. Dazu erkrankte Schiller selbst sehr bedenklich, seine Pflege übernahm sie. Dankbar erkannte der kranke Dichter die Hingabe und Aufopferungsfähigkeit des Mädchens an, er nannte sie seine „treue Seele“. Nur scheinbar wieder genesen, verfiel er im Frühjahr 1805 in eine neue Krankheit, die am 9. Mai

seinem Leben ein Ziel setzte; bis zum letzten Hauch hat ihn Wilhelmine gepflegt.

Mit Schillers Tode war es in der Familie des Dichters und im Hause Wolzogen dunkel und trübe geworden. Ein Schicksalsschlag folgte dem andern. Im Jahre 1809 starb der Geheimrat, nachdem er 1806 an einem Beinbruch Monate lang krank gelegen, der große Krieg brach aus, Adolf griff mit zum Schwerte: im Jahre 1825 sank er durch einen Unfall auf der Jagd in der Blüte der Jugend dahin, 1823 war die Großmutter v. Lengefeld gestorben, 1826 folgte ihr Frau v. Schiller nach. Bei allen diesen Schicksalsschlägen stand Karoline ein guter Geist zur Seite, die „treue Seele", ihre Wilhelmine. Ohne sie war ihr Leben undenkbar. Sie bewohnten nun in Jena zusammen ein Haus und führten, durch innige Freundschaft verbunden, ein ganz zurückgezogenes Dasein. Ihre Gedanken und Gefühle nährten sich nun an dem, was sie zusammen erlebt, das gemeinsame Glück und Leid verband die Herzen, bis Wilhelmine am 11. Januar 1847 ihrer greisen Herrin und Freundin die müden Augen zudrückte.

Ihres Lebens Aufgabe hatte Wilhelmine nun erfüllt. Fast fünfzig Jahre hindurch war sie einem ganzen großen Familienkreise ein Segen gewesen; dem Hause Wolzogen, dem Hause Schiller hatte sie als wahrhafte Diakonisse dienen dürfen. Mit Wehmut und doch mit Dank gegen Gott zog sie, inzwischen auch zur Matrone geworden, aus dem verödeten Hause zu Jena und wandte sich nach Langendembach, wo sie geboren war, um dort in einem bescheidenen Häuschen neben Pfarre und Kirche die Tage des Alters zu verleben. Da saß sie im zierlichen weißen Häubchen auf dem Lehnstuhl am Fenster, und Friede schaute ihr aus dem dunklen, freundlichen Auge. Einem späteren

Geschlecht erschien sie wie eine Ahnfrau aus großer Zeit, wie ein Märchen aus längst vergangenen Tagen; denn als schon die Schlacht bei Sedan geschlagen war und König Wilhelm sich zu Versailles die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, da erzählte sie den Kindern einer neuen Zeit immer noch leuchtenden Auges von Herder und Schiller, von Goethe und Körner, von Napoleon I., den sie noch als Konsul der Republik gekannt. Erst am Weihnachtsabend 1871 ging sie heim im 92. Lebensjahre, und in Langendembach liegt sie begraben.

Karoline v. Wolzogen hatte die „treue Seele" zur Erbin ihres Nachlasses eingesetzt, auch aller der Briefe und Papiere, die sie hinterlassen. Ein ganzes kostbares Archiv von Handschriften war in ihrem Besitz, stattliche Kisten von Briefen, geschrieben von den größten und ausgezeichnetsten Männern und Frauen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Man machte der alten Frau für diese literarischen Schätze, selbst für einzelne Briefe, die glänzendsten Anerbietungen. Aber obgleich sie in den bescheidensten Verhältnissen lebte, schlug sie doch alles ab. Sie hütete, was man ihr anvertraut hatte, mit ängstlicher Scheu und wollte sich unter keinen Umständen eines Vertrauensbruches schuldig machen. Sie wollte die „treue Seele" bleiben. Erst nachdem viele Hunderte von Briefen verbrannt oder ihren Verfassern zurückgesandt waren, überließ sie den besten Teil der Reliquien einem berühmten Manne, dem Theologen Karl Hase in Jena, der sie als „Literarischer Nachlaß der Frau Karoline v. Wolzogen" herausgab. Aufzeichnungen über ihr Leben schrieb sie in ein kleines Heft mit der Aufschrift „Notizen". Man kann sie nicht ohne Rührung lesen. Wenn sie beispielsweise über den Tod des jungen Adolf v. Wolzogen schreibt: „Den 10. Sep-

tember 1825 starb der junge Herr, und mit ihm ging alle meine Lebensfreude ins Grab, denn mit der uneigennützigsten und mütterlichsten Liebe und Treue sorgte ich für ihn, auch wurde mir der süße Lohn, daß er mich recht lieb hatte" — so bezeugen diese wenigen schlichten Worte, wie sie zu ihrer Herrin und ihrem Hause stand und daß sie wirklich eine liebe, treue Seele war. —

Wilhelmine ist dem Schreiber dieser Zeilen besonders lieb; er ist — man verzeihe — ein wenig stolz auf sie. Die „treue Seele" stammt aus sächsischem Blut und ist mütterlicherseits mit ihm verwandt. Ihre Mutter hieß Karoline Regine Becker und ist aus dem Vogtlande gebürtig, aus Adorf, wo ihr Vater, Johann Peter Becker, Pfarrer war. Just zu der Zeit, wo Wilhelmine in Weimar bei Wolzogens in Dienste trat, um fürs Leben auf einen eigenen Hausstand zu verzichten, da reichte ihr Vetter in Adorf, Christoph August Becker, damals Stadtschreiber, später Bürgermeister und Finanzprokurator, einem anmutigen Mädchen die Hand zum Ehebunde, das ihm wie das Ebenbild Wilhelminens erschien; und das Mädchen hieß Christiane Dorothea Blanckmeister, des Amtmanns Tochter aus Mühltroff im Vogtlande. Bilder der Frau Christiane und ihres Gatten sind in meinem Besitze, und ich halte sie hoch in Ehren; ein Porträt Wilhelminens gibt es nicht, denn sie hat zeitlebens eine Abneigung gehabt, sich malen, silhouettieren oder photographieren zu lassen. Aber ihr geistiges Bild zu besitzen, ist mir eine Freude. Sie war ja nur eine Person dienenden Standes, aber ein Vorbild ihresgleichen, und sie war — Schillers „treue Seele".

15. Der Gast im Posthause.

Noch heute ist es ein kleines, bescheidenes Städtchen, das sich mit seinen größeren Schwestern nicht messen kann, die talabwärts von den Wellen desselben Flüßchens bespült werden, an dessen Ufern es gebettet liegt. Aber vor hundert Jahren und mehr war es noch viel bescheidener und anspruchsloser als heute. Nichts als Ackerbürger gab es da. Die Häuser waren meist aus Holz und Lehm. Aus jedem Anwesen brummte die Kuh und meckerte die Ziege. Vor jedem Haustürensteine lagerte sich die „Goldgrube“ des Anwesens, die Düngerstätte; dort gackerten die Hühner und schnatterten die Gänse. Schlicht und einfach waren die Lebensverhältnisse. Männlein und Weiblein trugen noch die Tracht der Väter und Mütter. Die Einwohner waren alle untereinander verwandt. Man freite „über den Zaun“. Einer nannte den andern „Herr Nachbar“ oder „Herr Gevatter“. Jeder dritte Mann hieß Lobel, und um alle diese zahlreichen Lobel zu unterscheiden, setzte man fein ordentlich die Straße, in der jeder wohnte, vor seinen Namen; so gab es einen Sandlobel und einen Torlobel, einen Pfortenlobel und einen Storchengaßlobel, sogar einen Schießhauslobel und einen Rotenturmlobel, einen Döderweinbachlobel und einen Böckelberglobel. Die Leute im Städtlein nährten sich in der Hauptsache von Kartoffeln und tranken dazu das dünnste Bier, das je in der Welt gebraut worden ist. Kurzum, es war im Städtchen so schlicht wie auf dem Lande, und selbst der Name erinnerte mehr an ländliche als an städtische Verhältnisse, denn das Städtchen hieß — Adorf.

Trotzdem waren die Einwohner auf ihr Städtlein stolz, und sie durften es sein. Hatte es nicht eine reiche Geschichte? War es nicht im dreißigjährigen

Kriege mehr als einmal belagert worden und hatte es nicht die feindlichen Angriffe jedesmal siegreich abgeschlagen? Lag es nicht schön und malerisch auf Bergeshöhe? Wenn der Wandersmann von ferne kam und die hochragende Kirche zu St. Michael grüßte ihn über die Häupter der grünen Hügel hin, da ging ihm das Herz auf. Und wenn er dann näher kam und sah die alten, guterhaltenen Stadtmauern und die Reste der Türme, den schönen, langgestreckten Marktplatz mit den uralten Ritterhöfen, dem Gößnitzhof und dem Thossenhofe, dann mußte er sagen: das Städtlein hat etwas Gemütliches, das zum Herzen spricht. Wenn er aber vollends mit den Leuten dort in näheren Verkehr trat, dann ward es ihm wohl zu Mute; sie waren alle von unendlicher Gutherzigkeit, und schon daß sie alle das R so reizend schnurrten, verlieh ihrer Sprache etwas so Trauliches, daß man sich ins Schwabenländchen versetzt fühlen konnte.

Im Städtchen gab es eine kleine Anzahl „vornehmer“ Familien, die Krenkel, die Becker, die Schmidt, die Hertel. In diese vier Familien hatten an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vier Schwestern Blanckmeister eingeheiratet. Sie alle aber hingen zusammen mit den allervornehmsten Geschlechtern der Stadt, die seit Jahrhunderten die Bürgermeister stellten, den Gruber, Krause und Pinder.

Die Pinder hatten die Eigentümlichkeit, daß durch ganze Geschlechter hindurch die Postmeisterei bei ihnen erblich war. Ob sie einen heimlichen Vertrag mit dem Kurfürsten abgeschlossen hatten, der ihnen das einträgliche Amt als eine Art Familienerbstück sicherte, oder ob sie ihr Geschäft so gut verstanden, daß bei einer Neubesetzung der Stelle gar kein anderer in Frage kommen konnte als ein Pinder — wer kann es

sagen? Genug, es gab in Alt-Adorf eine Postmeister-Dynastie, die es verstanden hatte, das Szepter ein Jahrhundert lang sich niemals entwinden zu lassen. Das Adorfer Posthorn erbte fort von Vater auf Sohn, von Sohn auf Enkel. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war dem Johann Adam Pinder die Posthalterei übertragen worden, und sein schönes Haus am Markte mit dem breiten Tor und dem geräumigen Hofe paßte vortrefflich zum Posthause. Nach seinem Tode führte seine Witwe Eva Margarete, tatkräftig wie sie war, das Postwesen eine lange Reihe von Jahren auf eigene Faust weiter, bis ihr Sohn so weit war, ihr die schwere Last von der Schulter zu nehmen. Johann Christoph Pinder hatte die Rechte studiert und sich dann in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt niedergelassen; nebenbei verwaltete er das Postmeisteramt, das war damals nicht unerhört. Er heiratete des Bürgermeisters Töchterlein, ward selber Bürgermeister und hat als Oberhaupt der Stadt empfunden, daß nicht nur Könige, sondern auch andere Gewalthaber mitunter dornenvolle Bahnen zu wandeln haben: im bayrischen Erbfolgekriege, vom Volke „Kartoffelkrieg“ genannt, ward er von den Österreichern als Geisel weggeführt und wochenlang zu Prag in Gewahrsam gehalten. Als er das Zeitliche gesegnet hatte, ging das Postmeisteramt auf seinen einzigen Sohn über. Gottlob Theodor Pinder, gleichfalls Rechtsgelehrter und Advokat im Städtlein, übernahm es in dem jugendlichen Alter von fünfundzwanzig Jahren um 1790, ward außerdem noch Gerichtsdirektor einiger benachbarter Dörfer und rückte, wie sein Vater, gleichfalls noch in das Amt des Bürgermeisters ein, das er von 1820 bis zu seinem Tode 1832 verwaltete.

Die Arbeit, die mit der Postmeisterei verbunden war, mochte damals nicht eben groß sein. Briefe wur-

den von der Ackerbau treibenden Bevölkerung nicht viel geschrieben. Hatte man einem Vetter in Ölsnitz oder in Markneukirchen etwas mitzuteilen, so sandte man einen Boten oder man ging selbst. Und die Reisenden, die den Postwagen benutzten, erdrückten einander nicht. Aber wenn einer von Eger nach Plauen oder von Plauen nach Eger wollte, mußte er über Adorf; er kehrte dann im Posthause ein und wechselte die Pferde. Mitunter kam auch einmal einer aus Asch, um nach Neukirchen weiterzufahren. Stets standen in der Postmeisterei einige gute Betten bereit, und auch für einen einfachen Imbiß war gesorgt. Wollte einer Gesellschaft finden, so mußte er freilich ein paar Häuser weiter gehen, wo ein Wirtshausschild verriet, daß man da einen guten Tropfen schenkte. Jeder Ankömmling hatte die Pflicht, seinen Namen und Stand in ein großes Buch zu schreiben und dem Postmeister das Woher und Wohin seiner Reise getreulich anzugeben. War der Gast ein netter, umgänglicher Mann, dann verstand es sich von selbst, daß der Herr Postmeister oder vielleicht auch die Frau Postmeisterin ein wenig mit ihm plauderte, um einige Neuigkeiten zu erhaschen; war's ein langweiliger, verschlossener Mensch, dann überließ man ihn sich selbst.

Einmal hatten die Postmeistersleute den Eindruck, daß es ein ganz besonderer Mensch sein müsse, der bei ihnen Einkehr hielt; und wenn sie für viele kein Gedächtnis hatten, die in der Post zu Adorf gerastet, diesen konnten sie nicht vergessen.

Es war am Abend des 3. Juli 1795, daß ein Reisewagen über den Marktplatz rollte und vor dem Posthause stille hielt. Der Wagenschlag ward geöffnet, und es entstieg ihm ein vornehm aussehender, stattlicher Herr in der Mitte der vierzig. Er gab seine Anordnungen und trat raschen Schrittes in

die Posthalterei hinein, von dem Ehepaare Pinder freundlich begrüßt. Wie man vom Kutscher erfuhr, kam der Reisende von Pösneck im Thüringischen und wollte am nächsten Tage abends, wenn möglich, in Karlsbad sein. Darum mußte er in aller Frühe wieder fort.

Der Reisende fiel dem Herrn Gottlob Theodor Pinder sofort auf. Das war kein Dutzendmensch. Diese hohe, ebenmäßige Gestalt, die gewölbte Stirn, das wallende braune Haar, die leuchtenden, schwarzglänzenden Augen, der wohlwollende Ausdruck des Angesichts — das alles fesselte ihn. Das mußte ein Patrizier sein. Ein Bild männlicher Schönheit, das war er; und dem Äußern entsprach ganz sicher der Geist, die Seele.

Unser Postmeister hatte sich nicht getäuscht. Er reichte dem Gast das Fremdenbuch, und wie erstaunte er, als er in kräftigen Zügen las: „J. W. v. Goethe, Herzoglich sächsischer Geheimrat aus Weimar.“ Der Dichter war zuletzt in Jena gewesen, hatte sich schon im Frühjahr nicht recht wohl gefühlt und nun den Entschluß gefaßt, nach Karlsbad zu reisen, wo er früher schon Stärkung gefunden hatte. Am 2. Juli hatte er in Pösneck übernachtet und sich das nette Städtchen angesehen, ihm auch in seinem Reisetagebuche alles Lob gespendet. Am 3. Juli wollte er bis Adorf kommen, und nun hatte er sein Tagesziel erreicht. Eine Nacht nur rastete er unter dem Dache des Adorfer Posthauses, und am nächsten Tage, den 4. Juli, ging es in aller Frühe weiter über Zwota nach Karlsbad. Pinder, ein lebhafter, für alles aufgeschlossener, literarisch gebildeter Mann, damals etwa dreißig Jahre alt, war hocherfreut, einen solchen Gast beherbergt zu haben. Ob der Herr Geheimrat aus Weimar in seinem Bette gut geschlafen und mit der Bewirtung der Frau

Postmeisterin zufrieden gewesen ist, ob er Suppe gegessen oder Tee getrunken hat, ob er viel mit seinen Wirtsleuten geredet und was sie miteinander verhandelt haben — darüber berichtet die Geschichte nichts. Aber der Postmeister und Advokat hat den 3. und 4. Juli 1795 niemals vergessen, und alle seine Vettern und Basen erfuhren es gleich am selben Tage noch, daß der Dichter des Götz und des Werther, des Tasso und der Iphigenie auf der Fahrt nach Karlsbad im Adorfer Posthause genächtigt; und sie freuten sich alle, daß dem Herrn Vetter solch eine große Ehre widerfahren war.

* * *

Ein Jahrhundert war vergangen, die Pinders hatten längst das Adorfer Postszepter aus der Hand gelegt; auch den letzten ihres Geschlechts hatte man im Schatten der Johanniskirche auf dem alten Friedhofe vor dem Freiberger Tore begraben — aber das alte Posthaus am Markte stand noch unversehrt und schaute wie ein Gebild aus Vätertagen hinein in eine anders gewordene Zeit. Da erinnerten sich die Adorfer, heimatfreudig wie sie sind, daß einmal ein Großer in diesem Hause genächtigt, und beschlossen, ihn gebührend zu ehren. Und so prangt denn heute an dem ehrwürdigen Gebäude eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Hier wohnte Goethe am 3. Juli 1795“, und jeder, der über den Adorfer Markt schreitet, steht wenigstens einen Augenblick vor dieser Stätte still, und das Bild des Olympiers steigt vor seinem Aug' empor.

* * *

Die Geschichte von Goethes Aufenthalt in Adorf sollte später die Nachwelt noch einmal lebhaft beschäftigen.

Ein alter Vogtländer, der ein findiger Kopf und zugleich ein sinniger Geist war, las einmal Goethes Hermann und Dorothea und fühlte sich stark von der Beschreibung der Örtlichkeit gefesselt, in die der Dichter die Geschichte des Exulantenmädchens verlegt hat, das von dem Sohne des wohlhabenden Ackerbürgers geheiratet wird. Er wußte, daß Goethe wenige Jahre vor der Entstehung seiner Dichtung einmal in Adorf gewesen war, und brachte nun der Welt die überraschende Mär: Das Städtlein, das von dem Dichter in seinem Meisterwerke geschildert wird, ist kein anderes als Adorf! Der Wirt zum „Goldenen Löwen", das „Pförtchen an der Stadtmauer", der „Apotheker", der „Pfarrer", die „nach dem Brand erneuerte Kirche" und vor allem das nahe „Dörfchen" mit dem „Säuerling", das alles findet sich ja in der Goetheschen Dichtung wieder. Auch den Namen „Dorothea" hat er von Adorf entlehnt, denn so hießen tatsächlich Pinders Mutter und Pinders Frau. Gewiß hat der Dichter — so schloß der brave Vogtländer weiter — am Morgen des 4. Juli 1795 mit dem Postmeister einen Rundgang durch das Städtchen gemacht und ist mit ihm nach dem Sauerbrunnen in Elster gewandert; und was er unter der kundigen Führung des Postmeisters gesehen, gehört und erfahren hat, das hat er dann 1796 und 1797, als er Hermann und Dorothea dichtete, Zug für Zug verwertet, und wenn ihm der Postmeister auch von dem Durchzuge der Salzburger durch Elster und Adorf anno 1732 erzählt hat, dann ist er es gewesen, der ihm die erste Anregung zur Behandlung dieses Stoffes gegeben hat. O Gottlob Theodor Pinder, wie steigt dein Ruhm!

Es wäre ja schön, wenn wir sagen könnten: in dem herrlichen Gedichte des Meisters findet sich, poetisch verklärt, unser liebes altes Adorf wieder. Aber

wer will es sagen, ob und inwieweit sich das Städtlein an der weißen Elster dem Dichter in die Seele geprägt hat, so daß er Züge aus seinem Bilde in seine Dichtung verweben konnte. Eine „Stadtmauer“ und einen Gasthof zum „Goldenen Löwen“ gab es schließlich in andern Städtchen auch; auch die „Pfarrer“ und „Apotheker“ sind keine Seltenheit. Und Goethe ist ja nur eine Nacht in Adorf gewesen und hat sie zweifellos in den Federn zugebracht. Hätte er in Adorf etwas erlebt, so würde sich sicher eine Spur davon in seinem Tagebuche finden, das er gewissenhaft geführt hat. Aber seine Aufzeichnungen schweigen über das alles. Der wackere Vogtländer hat uns einen Roman aufgetischt, und auch andere Städte und Städtchen — bis jetzt sind es ihrer etwa sechs — haben versucht, die Ehre, der Schauplatz Hermann und Dorotheas zu sein, für sich in Anspruch zu nehmen.

Aber so ist's in der Welt: hat sich einmal die Einbildungskraft mit einem Gegenstande lebhaft beschäftigt, so wird die Seele die Bilder nicht los. Ich kann nun Hermann und Dorothea nicht mehr lesen, ohne bei der Schilderung des Geländes an das alte, liebe Adorf zu denken, das der Stätte, wo jene Liebenden wandelten, einigermaßen ähnlich ist; und so oft ich in Adorf den Graben oder die Pforte hinaufsteige und vor das alte Posthaus mit der Gedenktafel trete, fällt mir Hermann und Dorothea ein, und ich sehe dort im Geiste zwei Männer mit Dreimastern, in Frack, Kniehosen und Schnallenschuhen miteinander reden. Der eine sagt: „Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Postmeister, daß Sie mir das alles so freundlich gezeigt und erklärt haben; ich werde demnächst ein größeres Epos dichten, und das alles darin mit schildern und damit Ihrem guten Städtlein nebst Ihrer lieben Frau Dorothea ein Denkmal setzen.“ Der andere

aber verneigt sich tief und spricht: „Ach, das ist ja zu gütig von Ihnen, Herr Geheimrat; daran wird sich noch freuen Kind und Kindeskind!“ —

16. Ein Ehrenmann.

Der alte Kreissteuereinnehmer war heimgegangen. In dem stillen Dorfe seiner vogtländischen Heimat hatte er auf dem Gute seines Sohnes die letzten Jahre seines Lebens verbracht. Da war er eines Sommertages, wie er zu tun pflegte, mit dem „Häckel“ auf das Feld gegangen, um sich dort ein wenig als Landwirt zu betätigen. Und da hatte den Siebenundsiebzigjährigen der Schlag gerührt. Landleute fanden ihn entseelt am Wege. Schreiend liefen sie ins Dorf: „Unser Herr Kreiseinnehmer ist tot!“ Sie hatten den Alten von Herzen lieb; wenn eins einen guten Rat bedurft hatte, da hatte man bei dem erfahrenen Manne nie vergeblich angeklopft.

Die Kinder waren von nah und fern gekommen, um ihn zu begraben: Fritz, der älteste, dem das Gut gehörte, aus Dresden, wo er gerade als Abgeordneter auf dem Landtage weilte; Ernst, der Doktor aus Hoyerswerda; Wilhelm, der Sekretär aus Bautzen, und Friederike, die Pfarrfrau, aus dem benachbarten Kirchdorf. Eben hatten ihn die Träger zu Grabe getragen, und der Herr Magister hatte eine Rede gehalten, wie nur der Freund des Hauses sie zu halten vermochte. Trauernd saßen die Geschwister und nächsten Verwandten im großen Familienzimmer beisammen und redeten immer wieder vom Vater, wie er so gut gewesen und so gewissenhaft im Amt und wie es ein so reiches Leben gewesen, das er gelebt habe.

„Das dürfen wir wohl sagen“, bemerkte der Doktor, „daß unser guter Vater ein Ehrenmann war.

Man rühmt sich dessen nicht gerne vor der großen Welt, es könnte wie Selbstlob klingen; aber hier im engen Kreise dürfen wir es aussprechen, daß er unserm Geschlechte Ehre gemacht hat." „Schade", fügte der Sekretär hinzu, „daß wir kein Bild von ihm haben, daß er zeitlebens eine so große Abneigung hatte, sich malen oder silhouettieren zu lassen, und daß er seinen Plan, uns eine Beschreibung seines Lebens zu schenken, nicht ausgeführt hat; wie schön müßte es sein, wenn wir Aufzeichnungen von seiner Hand besäßen! Da mußt du nachhelfen, Fritz; du bist der älteste und hast die letzten Jahre mit ihm zusammen gelebt. Solch ein Menschenleben verdient es, in seinen Hauptereignissen festgehalten zu werden." „Hat er den Plan gehabt?" entgegnete Fritz. „Über seinen Nachlaß hat er mit musterhafter Ausführlichkeit Verfügungen getroffen. Eine Menge Papiere finden sich in seinem Pulte, sie betreffen meines Wissens nur wirtschaftliche Dinge. Zahlreiche Blätter hat er noch vor wenigen Wochen vernichtet." „Aber geschrieben hat er viel", bemerkte die Hausfrau, „ich hab' ihn fast täglich am Schreibtische sitzen sehen, und am letzten Neujahrstage sah ich ihn ein Päckchen versiegeln, auf das er besonderen Wert gelegt haben mochte; mir ist es auch, als wenn er von einer Selbstbiographie geredet hätte". „Man könnte einmal nachsehen", meinte Fritz, ihr Gatte, ging in das Zimmer des Entschlafenen und erschien nach einer Weile mit einem fast verklärten Angesichte wieder, ein zierliches Päckchen in der Hand. „Im Geheimfache seines Schreibtisches fand ich es unter Briefen und Urkunden, und mit seiner kräftigen Handschrift hat er daraufgeschrieben: Biographische Skizze des Kreissteuereinnehmers Gottlob Friedrich Schuster".

Eine kleine Bewegung ging durch die Versammelten, als Fritz die Siegel brach und das bedeutungsvolle

Papier entfaltete. Man rückte unwillkürlich näher zusammen, und Fritz begann zu lesen, was der Vater geschrieben.

* * *

„Mitten unter den Stürmen des Siebenjährigen Krieges erblickte ich am 29. März 1760 zu Oelsnitz im Vogtlande das Licht der Welt. In der frühen Jugend von meinen Eltern, Johann Gottfried Schuster, Bürger und Kürschnermeister, und Marie Sophie geborene Spitzel, streng sittlich und christlich erzogen, genoß ich bis ins vollendete vierzehnte Lebensjahr den Religions- und wissenschaftlichen Unterricht in der Schule meiner Vaterstadt, vorzüglich unter Leitung des verdienstvollen Rektors Magister Silbermann. Die angefachte Neigung zu den Wissenschaften erregte in mir den Entschluß, mich den Studien zu widmen, allein der frühe Tod meines Vaters im Jahre 1772 vereitelte dies. Nach beendigten Schuljahren widmete ich mich der Schreiberei und trat 1774 in des Stadtvogts und nachherigen Stadtsyndikus Groh Dienste. Am 1. März 1778 wurde mir die Kopistenstelle im Justizamte Vogtsberg übertragen, die ich bis zum Monat Oktober 1782 bekleidete, wo ich zur Besorgung der hauptsächlichsten Stadtschreiberei-Geschäfte bei dem Stadtrate zu Oelsnitz in Pflicht genommen und als Registrator angestellt wurde. Im Jahre 1786 übertrug mir zugleich der dasige Stadtrat die Verwaltung des Geistlichen Kastens, des Pfarr- und Hospitalvermögens, auch den Ausbau der Superintendentur, ingleichen den Auf- und Ausbau der abgebrannten Diakonate und der Kirchnerwohnungen und endlich auch noch die Auseinandersetzung und Regelung des höchst verwickelten, für die Gemeinde sehr lästigen Siebenjährigen Stadtkriegsschuldenwesens, ingleichen auch die Ordnung des

Oelsnitzer Stadtarchivs. Von diesen mit unglaublicher Mühe und Anstrengung und desto geringerem Lohne verbundenen Stellen entledigte ich mich freiwillig der Verwaltung der geistlichen Kasse mit Beibehaltung meiner übrigen Stellen bis zum Jahre 1802.

Am 18. Februar 1790 verehelichte ich mich mit Jungfrau Amöna Charlotte Sophie Schwalbe, des Kantors und Schullehrers Johann Christian Schwalbe zu Regnitzlosau einziger Tochter. In unsrer neunundDreißigjährigen glücklichen und zufriedenen Ehe gebar meine treue und musterhafte Gattin elf Kinder, von denen noch drei Söhne und eine Tochter am Leben sind. Schon im Jahre 1792 nötigte mich eine anhaltende Kränklichkeit, meine Gesundheit in Karlsbad wiederherzustellen und dessen Gebrauch in den Jahren 1808, 1809, 1811, 1817 und 1835 zu wiederholen. Der Anwachs meiner Familie, die Opfer, die ich auf Kosten meiner Gesundheit für fremde Interessen bei meinen vielseitigen Geschäften gegen äußerst kärglichen Lohn bringen mußte, nötigten mich endlich, meiner und meiner Familie Existenz eine gedeihlichere Richtung zu verschaffen. Hierzu fand sich auf eine sonderbare Weise ganz unvermutet eine günstige Gelegenheit. Nachdem ich mich der Verwaltung der geistlichen Kassen entledigt hatte, ward ich 1795 zur Abwartung eines Regierungsvorbeschieds in Dresden als Beauftragter und Syndikus der Bürgerschaft zu Oelsnitz erwählt. Bei meiner Anwesenheit in Dresden supplizierte ich schriftlich und mündlich um Anstellung als Steuerrevisor im vogtländischen und erzgebirgischen Kreise, wozu ich auch nach abgelegten Probeschriften zu Ostern 1796 in Pflicht genommen wurde.

Von dieser Zeit an bis 1802 war ich genötigt, meiner öfteren Entfernung in Steuerangelegenheiten ungeachtet die Geschäfte in der Stadtschreiberei zu

Oelsnitz noch nebenbei zu besorgen, bis endlich zu Anfang 1802 die erledigte Amtssteuereinnahme Vogtsberg mir anvertraut wurde. Von diesem Zeitpunkte an, wo ich mich der beim Rate zu Oelsnitz bekleideten Stellen gänzlich entledigte, widmete ich mich nur noch den Steuergeschäften, ob ich schon im Kriegsjahre 1805 der Aufforderung mich nicht entziehen konnte, in Kreiskommissariats-Angelegenheiten dem Major von Römer zu assistieren. Außerdem hat mich in den Teuerungsjahren 1805 und 1806 der Brot- und Nahrungsmangel im Vogtsbergischen Amtsbezirk in Verbindung mit dem Kreishauptmann von Röder vielfach beschäftigt. Als hierauf am 9. Oktober 1806 die französischen Heere unter General Soult von Hof aus ins Vogtland hereinstürmten und sich mit Plündern, Sengen, Brennen, Schändung, Kontribution und Requisition aller Art ankündigten, da sank bei dieser tiefen Verachtung des unschuldigen Bürgers und Landmannes selbst dem beherzten Manne der Mut bis zur Verzweiflung. Dieser losgelassenen Bande auszuweichen, flüchtete ich meine Gattin, die einer Geburt entgegensah, und meine Kinder in den Grenzort Klingenthal, begleitete sie bis Schöneck und kehrte von da sofort wieder zurück, um die zugleich geflüchtete Steuerkasse im Amte Vogtsberg womöglich in Sicherheit zu bringen, was mir auch nicht ohne Gefahr gelang. Die Folgen des Kriegs, die Anstrengungen in meinen Dienstgeschäften, die Sorge um meinen Haushalt in Oelsnitz und um ein Landgütchen in Unterlosa hatten meinen Körper und Gemütszustand zerrüttet; ich verfiel in einen hohen Grad von Hypochondrie, deren Folge eine vierteljährige Schlaflosigkeit und Erschlaffung war. In diesem fürchterlichen Zustande, in welchem mich doch meine Grundsätze, ein unbegrenztes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und die Geduld und liebevolle Sorgfalt meiner

Ehegenossin vor Verzweiflung bewahrte, wurde ich im Januar 1808 nach Karlsbad transportiert. Erst nach dreiwöchentlicher Kur stellten sich nach und nach die normalen Verrichtungen des Körpers und ein etwas beruhigter Gemütszustand wieder ein. Einige Wochen darauf konnte ich meine Dienste und übrigen Geschäfte wieder besorgen.

Nun begann der zweite Abschnitt meiner Laufbahn, in welcher mir der Allvater und sicherste Leiter der menschlichen Schicksale eine günstigere und sorgenfreiere Subsistenz eröffnete. Im August 1809 wurde mir die erledigte Kreis-, Trank-, Schock-, Personen- und Impost-Steuereinnahme zu Plauen übertragen, die ich bis Ende November 1815 bekleidete. Hier war es, wo die äußerst geschwächten Körperkräfte meines edlen Weibes mich oftmals fürchten ließen, die treue Lebensgefährtin durch den Tod zu verlieren. Doch gefiel es der Vorsehung, das eheliche Band erst im Jahre 1829 aufzulösen.

Im Jahre 1815 erhielt ich, ohne meinerseits den entferntesten Gedanken darauf zu richten, höheren Orts privatim die Veranlassung, um Übertragung einer der beiden meißnischen Kreissteuereinnahmen zu Dresden anzusuchen. Hierauf wurde mir die meißnische Kreis-quatembersteuereinnahme mit dem damit verbundenen Aktendirektorium und übrigen Nebengeschäften übertragen und ich hierzu am 1. Dezember 1815, nachdem ich Tags zuvor mit meiner Familie in Dresden eingetroffen war, in Pflicht genommen. Kurz nach Antritt dieses Dienstes erhielt ich durch Spezialreskripte verschiedene die Stadt Dresden betreffende Aufträge: über die seit Jahrhunderten bestrittenen sogenannten Kommun-Übermaß-Schocke ein umständliches Gutachten zu erteilen; das Quatembersteuerwesen des Stadtrats und die dem Steuerärare zugerechneten, in ein

mystisches Gewand gehüllten 12 949 Taler 16 Groschen Hausgenossen-Reste sorgfältig zu untersuchen; eine neue Rechnungsorganisation für die Stadtquatember-steuereinnahme zu entwerfen; Einleitung zu einer neuen Abschätzung der Grundstücke zum Stadtquatember-steuerkataster zu treffen. Alle diese Aufträge wurden während meiner Amtsführung vollführt und zur Zufriedenheit der Dresdner Gemeinde, jedoch unter stetem Widerstreit des Stadtrats beendigt, auch die erdichtet gewesenen 12949 Taler 16 Groschen Reste dem Steuerärare bar ersetzt. Als ich mich im Juni 1817 zur Herstellung meiner geschwächten Gesundheit in Karlsbad befand, erhielt ich ein königliches Dekret über meine Aufnahme in den neu gestifteten Sächsischen Zivilverdienst-Orden nebst der goldenen Medaille durch den als Kurgast daselbst anwesenden Obersteuerdirektor von Nostitz eingehändigt.

Mein vielbewegtes Leben fand während meines Aufenthaltes in Dresden bei allen mühevollen Geschäften gleichwohl einen ersehnten Ruhepunkt, in welchem mir und meiner Familie eine sorgenfreie Existenz gesichert war und ich mich mit den Meinigen einer stillen häuslichen Genügsamkeit zu erfreuen hatte, bis der Tod meiner treuen Gattin das eheliche Band auflöste. Diese Trennung in meinem schon weit vorgerückten Alter war für mich sehr bitter und empfindlich. Als sich nun hierauf zu meiner völligen Zufriedenheit meine Tochter mit Herrn Pastor Klemm in Taltitz verlobt hatte, entschloß ich mich, bei dem mir bevorstehenden vereinsamten Zustand, auch aller Kämpfe herzlich müde, die ich in meiner amtlichen Stellung auf eine gar seltsame Weise zu bestehen hatte, im November 1831 im bald vollendeten zweiundsiebzigsten Lebensjahre um meine Dienstentlassung anzusuchen, welche mir durch königliche Kabinetsverordnung mit

800 Taler jährlicher Pension bewilligt wurde. Nach meiner Dienstübergabe und nach der Trauung meiner Tochter in der Kreuzkirche begleitete ich, aller meiner Dienstpflichten nun gänzlich entledigt, am 30. April 1832 das junge Ehepaar in seine Heimat nach Taltitz im Vogtlande."

* * *

Der Vorleser hielt hier inne; es war ihm feucht im Auge geworden. Je mehr sich die Biographie dem Ende und damit der Gegenwart zuneigte, um so größer ward seine innere Bewegung. Auch die Zuhörer kämpften mit ihren Gefühlen, und ihr Herz pochte, als Fritz die Schlußworte der väterlichen Aufzeichnungen anfügte:

„Abgeschieden von den täuschenden und arglistigen Bewegungen der großen Welt, im letzten Überreste meines von Mühseligkeiten, Sorgen und Kämpfen vielfacher Art, aber auch von Frohsinn und Zufriedenheit erfüllten Lebens, wählte ich nun meinen Aufenthaltsort hier in der Nähe zweier meiner Kinder und im ungetrübten Genusse der lehrreichsten, das Alter noch ausschließlich ergötzenden freien Natur in gottergebener Erwartung, daß nach Auflösung meiner entkräfteten irdischen Hülle der Urheber meines bis jetzt ungeschwächten geistigen Ichs in seinem unermeßlichen Schöpfungsreiche mir eine Existenz begründen wird, die meinen Überzeugungen ebenso lebhaft wie meinen Ahnungen und Wünschen entspricht.

Geschrieben in Unterlosa in meinem bald vollendeten sechsundsiebzigsten Lebensjahre, am 30. Dezember 1835. Gottlob Friedrich Schuster."

* * *

Fritz hatte geendet und legte das Heft beiseite. Die Geschwister drückten sich stumm die Hand. Friederike, die dem Vater in den letzten Jahren so nahe gewesen war, fiel dem Bruder um den Hals und schluchzte.

„Das ist der ganze Vater", unterbrach der Sekretär die Szene, „nun können wir's verschmerzen, daß wir kein Bild vom guten Vater haben, die Blätter hier sind uns Bild genug, wir wollen die Hände darüber halten."

„Sagt' ich's doch, unser Vater war ein Ehrenmann", fügte der Doktor hinzu, „jede Zeile dieses Schriftstücks bezeugt das wieder. Dies Heft ist das wertvollste Stück in seiner Hinterlassenschaft."

„Ja, es war ein vorbildliches Leben, das Leben unsers Vaters", sagte Fritz mit nassem Auge; „er war ein Beamter, wie nicht leicht einer wiederkommen wird, treu wie Gold; an ihm war alles echt. Und wie er so im Dienste von Staffel zu Staffel aufwärts stieg, vom Schreiberlehrling in Oelsnitz bis zum Kreissteuereinnehmer in Dresden — das ist doch recht erbaulich! Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen." —

Die vergilbten Blätter, die der Alte geschrieben, werden noch heute von den Enkeln in Ehren gehalten. Sie sind ein Stück Kulturgeschichte der guten alten Zeit, ein Stück Kleinleben aus der Väter Tagen, das Lebensbekenntnis eines Ehrenmannes.

---

17. Undis submersus.

In jeder Familiengeschichte gibt es dunkle Blätter. Mit Not und Tod, mit Kummer und Tränen hat das Geschick sich eingezeichnet auch in die Chronik unsers

Hauses. An Rätseln und Geheimnissen der göttlichen Vorsehung fehlt es nicht.

* * *

Der Gerichtsdirektor Martin Blanckmeister in Leubnitz, der Vater einer überaus zahlreichen Familie, hatte einen hochbegabten Sohn. August Blanckmeister, der Stolz der Familie, war 1776 geboren. Durch Hauslehrer vorbereitet, bezog er mit fünfzehn Jahren die Gelehrtenschule zu Plauen, mit siebzehn die Universität Wittenberg. Er wollte Rechtsgelehrter werden. Der Vater hätte in ihm gerne seinen Nachfolger gesehen. In dem jugendlichen Alter von zweiundzwanzig Jahren ließ er sich 1798 in Dresden als Doktor der Rechte und Rechtsanwalt nieder und erwarb sich eine ansehnliche Kundschaft. In der Wilsdruffer Gasse hatte er seine Wohnung und seine Geschäftsräume.

Es war am 30. November des genannten Jahres, daß sich der junge Mann etwas unpäßlich fühlte. Wenn man nicht wohl ist, muß man an die frische Luft gehn. Er wagte einen Ausgang, und — er kam nicht wieder. Vergeblich wartete die Wirtin, Madame Mensel, auf den Herrn Doktor, aber die Nacht verging, der Morgen kam, und er blieb verschwunden. Sie benachrichtigte seinen Vetter, den Kandidaten der Theologie Daniel Blanckmeister, der als Hauslehrer in Dresden lebte und mit dem er Freundschaft gehalten. Der machte sich sofort auf, aber er entdeckte von dem Vermißten keine Spur. So mußte die Anzeige beim Stadtgerichte gemacht werden. Mit einigen vertrauenswerten Männern begab sich der Stadtrichter Doktor Bielitz nach der Wohnung des Vermißten auf der Wilsdruffer Gasse, seinen Nachlaß zu versiegeln. Ein Brief nach Leubnitz im Vogtlande ging ab, daß

dem Sohn aller Wahrscheinlichkeit nach ein Unglück zugestoßen sei, und die Nachricht erregte bei den Eltern lähmenden Schrecken.

Man suchte inzwischen nach dem Verbleibe des armen Mannes. Am 6. Dezember fanden Fischer seinen Leichnam in der Elbe auf Neudorfer Flur, bekleidet mit Rock, Weste, Beinkleidern und Halbstiefeln. Auf dem Friedhofe zu Dresden-Neustadt ward er am Tage darauf in der Stille begraben. Mit Tränen im Auge warf ihm der Vetter drei Hände voll Erde in seine Grube nach. Dann schrieb er ins Vogtland und erzählte den ganzen traurigen, rätselhaften Hergang. Der Vater trat das Erbe an und regelte den Nachlaß. Die Möbel und Wäschestücke, die Kleider und Gebrauchsgegenstände des Entschlafenen wurden versteigert, die Bücher, Noten und Papiere nahm der Vater an sich. Das Weh über den Verlust des herrlichen Jünglings, dem eine große Zukunft beschieden zu sein schien, hat er nie verwunden. Sein Herz blutete, so oft er seines Sohnes gedachte, er mußte weinen, wenn nur sein Name genannt ward. Was eigentlich geschehen war, ob ein Unglück, ob ein Mord, ist niemals aufgeklärt worden. Die Wellen der Elbe rollten schweigend dahin. Aber vielbesprochen wurde der Tod des jungen Mannes in Dresden, und geschwätzige Zungen dichteten und verbreiteten bald einen Roman über das Ende des Advokaten. Darnach sollte er um die Hand einer jungen Dresdnerin angehalten und von deren Mutter einen so schnöden Absagebrief empfangen haben, daß er aus Gram darüber den Tod gesucht haben sollte. In einer langen Erklärung im Dresdner Anzeiger verwahrte sich dagegen die Mutter des Mädchens, Frau Auditeur Richter, mit tiefster Entrüstung und versicherte, daß an der Sache kein Schatten von Wahrheit sei. Nur

„Leute ohne Kopf und Herz" seien im Stande gewesen, den Tod des jungen Mannes in so ehrenrühriger Weise auszubeuten.

Undis submersus! Von den Wellen verschlungen! Das steht unter dem Bilde eines hoffnungsvollen Mannes, dessen Leben kein Sommer und kein Herbst gegeben war.

* * *

Als die Nachricht von dem Tode August Blanckmeisters in den Wellen der Elbe eingetroffen war, da stand neben den weinenden Eltern mit seinen schluchzenden Brüdern und Schwestern ein blühender sechsjähriger Knabe und vergoß die bittersten Tränen. August war der älteste und er der jüngste, und die beiden Brüder hingen aneinander mit unendlicher Liebe. Der Knabe von einst sollte als alter Mann an einem seiner Söhne — dasselbe erleben, was sein Vater an seinem August erlebt hatte.

Ludwig Blanckmeister, der Pfarrer von Langenbach, hatte einen Sohn Richard. Er war sein jüngstes Kind, blond und blauäugig, reich begabt, weichen Gemüts, der Liebling der Familie. Er besuchte das Gymnasium zu Plauen und saß siebzehnjährig in Prima. Alle seine Lehrer hatten ihn gern. Er war ein wackerer Grieche und Lateiner, lieferte prächtige deutsche Aufsätze und machte aufsehenerregende Gedichte. Er wollte Theologe werden, und schon sah ihn der Vater als seinen Amtsgehilfen und Nachfolger.

Da mußte der Vater im Sommer 1853 folgende Nachricht an seine Verwandten und Freunde versenden: „Das Traurigste, was uns begegnen konnte, ist unter Gottes Zulassung geschehen. Ich muß wegen verspäteter Meldung um Verzeihung bitten, denn unsre Zerknirschung war in den ersten Stunden und Tagen

zu groß. Unser hoffnungsvoller Richard, unser Stolz, unser Liebling, die Zierde der Schule zu Plauen, die er in anderthalb Jahren verlassen wollte, um Theologie zu studieren und mir vielleicht eine Stütze in meinem Alter zu werden, ertrank am 6. Juli, abends sechs Uhr beim Baden in den Fluten des Elsterflusses, von vielen seiner Freunde begleitet, die ihn nicht zu retten vermochten. Dreiundeinhalb Stunden lag er tief unten im Wehre, bis ihn endlich ein Mann mit einem Seile umgürtet gegen zehn Uhr zu Tage förderte. Unser Schmerz ist unnennbar. Möge Gott uns trösten!" Es war eine furchtbare Stunde gewesen, als dem alten Pfarrer von Langenbach die Todeskunde überbracht ward: der Superintendent und der Rektor des Gymnasiums von Plauen waren selbst nach dem Pfarrdorfe gefahren, um dem ahnungslosen Ehepaare die Schreckensbotschaft schonend beizubringen. Dem Vater wollte vor Weh das Herz zerspringen, die Mutter zerriß in bitterem Schmerze das Tuch, das sie mit ihren Tränen genetzt.

Undis submersus! Von den Wellen verschlungen! So stand auf dem Leichensteine Richard Blanckmeisters an der Friedhofsmauer zu Plauen. Ich habe den Stein noch selbst gesehen und oftmals auf die verblichenen Schriftzeichen die Finger gelegt.

* * *

Kann solches Herzeleid noch überboten werden? Wenn einer — zwei wackere Söhne sein eigen nennt und unter das Bild jedes von ihnen schreiben muß: Undis submersus! Von den Wogen des Krieges verschlungen! — dann blutet das Herz, dann ergraut das Haar. Das ist geschehen 1914. Aber auch das mußte getragen werden. Gott ist heilig in allen seinen Wegen.

18. Aus der Franzosenzeit.

Die großen Ereignisse der Weltgeschichte kann man bequem aus Büchern kennen lernen. Aber sie gewinnen erst Leben und Farbe, wenn man sie in der Geschichte der Heimat studiert. Noch lebendiger werden sie, wenn man von ihnen die Verbindungslinien zur eigenen Familie ziehen kann. Es gibt Familien genug, in deren Geschichte sie sich so scharf umrissen widerspiegeln, daß man sie, wenn mans liest und hört, persönlich mit zu erleben glaubt. Was die Ahnen erlebt, das fühlen dann die Enkel als ihr eigenes Erlebnis nach.

* * *

Als im Oktober 1806 der französische Marschall Soult mit seinen Truppen in's Vogtland einfiel, da hatten Städte und Dörfer unendlich zu leiden.

In Ölsnitz lebte damals der Steuerbeamte Gottlob Friedrich Schuster. Ihm waren die Staatskassen anvertraut. Nachdem er Weib und Kinder in Sicherheit gebracht, holte er seine Kassen und beförderte sie mit Lebensgefahr über die böhmische Grenze. Es gelang. Aber die Aufregung dieser Tage hatte seine Gesundheit so zerrüttet, daß er in schwere Krankheit verfiel, unter deren Nachwehen er jahrelang zu leiden hatte.

Die französischen Truppen nahmen damals ihren Weg auch über Leubnitz bei Mühltroff, wo der Herr von Kospoth auf dem Rittergute saß und der junge Ferdinand Blanckmeister das Amt des Gerichtsdirektors verwaltete. An 14 000 Mann unter dem Befehle des Generals von Mezzanelli marschierten durch das Dorf und nahmen mit, was ihnen gefiel. Die Rittergutsherrschaft verlor allein 15 Pferde, ein Bauer 8

Stück Vieh. Auch ins Blanckmeistersche Haus drangen die Banden ein. Den Gerichtsdirektor verfolgten und quälten sie so, daß er nur mit Mühe ihren Händen sich entwand und in den Dorfteich sprang.

Die alte Mutter Blanckmeister bangte um ihre im Hause lebenden erwachsenen Töchter. Julie sollte die Unholde in den Keller führen, wo sie Wein vermuteten. Da wehrte die Mutter energisch ab. Das wirkte doch auf die Schergen. Sie beruhigten: „Nix demoiselles; seulement domestiques!“ Und die Töchter blieben unbehelligt.

Man mußte froh sein, daß das Dorf bei zweimaliger Plünderung mit 8000 Taler Verlust und Zahlung von 1000 Taler Kriegssteuer davonkam und wenigstens nicht angezündet ward, wie es mit einigen anderen vogtländischen Dörfern geschah, und man dankte Gott, als die Feinde dem Dorfe den Rücken wandten.

* * *

In Dresden lebte am Anfange des vorigen Jahrhunderts ein junges Mädchen aus dem Schwabenlande. Sie war als Waisenkind 1807 in die sächsische Residenz verpflanzt und von einem kinderlosen Ehepaare, einem würdigen Theologen und seiner Frau, an Kindesstatt angenommen worden. Sie wohnten in der Johannesstraße in der Nähe der Befestigungen, die damals noch wie ein breiter steinerner Gürtel die Stadt umgaben. Die Jugend der kleinen Babette — so hieß sie — fiel in stürmische Zeiten. Unaufhörlich zogen feindliche Truppen durchs Sachsenland, die Einquartierungen wollten kein Ende nehmen. In Dresden

wimmelte es jahraus jahrein von Soldaten aus aller Herren Ländern.

Einmal stand der Vater am Fenster und blickte hinaus auf die Festungsmauern. Da rief er plötzlich: „Babette, komm' schnell einmal her!“ Die Kleine eilte ans Fenster und sah eine Anzahl französischer Offiziere auf den Wällen stehen. „Siehst du dort den untersetzten General mit dem Stern auf der Brust, mit dem runden Hut und mit der Rolle in der Hand? Schau ihn dir genau an, das ist Napoleon, der Kaiser der Franzosen! Guck', wie er die Hand aufhebt, wie er den Arm bewegt. Er gibt Befehle. Man sagt, daß auf sein Geheiß unsre Festungswerke fallen sollen.“ Man konnte ihn ganz deutlich sehen, den gefürchteten Mann, und Babettchen beobachtete ihn noch manchmal von diesem Fenster aus und prägte sich seine Gestalt und seine Züge tief ins Gedächtnis.

Auch die Schrecken des Krieges, die Ängste einer Schlacht sollte sie mit erleben. Ein furchtbarer Donnerschlag zitterte am 19. März 1813 durch die Luft, man hatte die steinerne Elbbrücke gesprengt; und zwei Tage lang brüllten um Dresden die Kanonen, am 26. und 27. August, als Napoleon bei Dresden seinen letzten Sieg auf deutschem Boden erfocht. Das waren Tage des Entsetzens, wo sich die Leute in die Keller flüchteten. Sie hatten noch ein furchtbares Nachspiel in der Belagerung Dresdens und der Verbündeten durch die Franzosen, die erst lange nach der Leipziger Schlacht ihr Ende fand. Damals haben die Dresdner aus Mangel an Nahrungsmitteln sämtliche Pferde geschlachtet und verzehrt, die in Dresden sich fanden, und die armen, von Hunger gepeinigten Mannschaften stürzten sich auf die Düngerstätten und durchwühlten sie, um sich von dem Unrat zu sättigen, der ihnen in die Hände fiel.

Die Kleine, die das alles mit erlebt und noch nach fünfzig Jahren den Ihrigen erzählt hat — das war meine Großmutter mütterlicherseits.

* * *

In den Frühlingstagen 1812 sah man einen fröhlichen Burschen von neunzehn Jahren, das Ränzel auf dem Rücken und den Knotenstock in der Hand, gen Wittenberg ziehen. Er war im Vogtlande zu Hause, hatte das Lyzeum zu Plauen durchgemacht und gedachte sich der Gottesgelahrtheit zu widmen; und weil sein Vater und sein Großvater in der alten Lutherstadt studiert hatten, darum wählte auch er keine andre Hochschule als Wittenberg.

Zwei schöne Halbjahre verlebte er im Schatten der alten Schloßkirche, die durch Luthers Andenken geheiligt ist, und gedachte an der Alma Mater an der Elbe sein Studium zu vollenden. Da nahten die schicksalsschweren Zeiten von 1813. Auch Wittenberg traf das Verhängnis. Die Franzosen kamen und besetzten es. Kaum war das ruchbar geworden, da rückten die Russen und Preußen gegen die Stadt heran und belagerten sie. Nun hatten die Franzosen die Stadt zu verteidigen, und alles mußte diesem Zwecke dienen. Die Schloßkirche ward in eine Niederlage verwandelt, und am 6. April wurden 200 Häuser in den Vorstädten niedergebrannt. Die lodernden Flammen waren das Feuerzeichen einer Märtyrerzeit für Wittenberg, die fast ein ganzes Jahr dauern sollte; so lange währte die Belagerung. Sie bedeutete zugleich das Ende der Hochschule. Alle Studenten mußten aus Wittenberg flüchten, um niemals wieder dorthin zurückzukehren.

Auch unser Student schnürte sein Bündel, räumte seine bescheidene, aber gemütliche Wohnung am Markte

und zog wehmütig ab. Es galt eine andre Hochschule zu wählen. Er entschied sich für Leipzig. Und was geschah? Dort mußte er dieselbe traurige Erfahrung zum zweiten Male machen. Das Sommerhalbjahr ging ohne Störung hin. Aber die Herbststürme brachten die furchtbare Wendung, gegen welche das Wittenberger Erlebnis nur ein Kinderspiel war. Was hatten die Oktobertage aus Leipzigs Umgebung, aus Leipzigs Kirchen gemacht! Über ein Vierteljahr ruhte der akademische Betrieb, und als unser Studio im Januar 1814 wieder in Leipzig einzog, um von seiner alten Bude im Schuhmachergäßchen wieder Besitz zu ergreifen, da sah er noch die Greuel der Verwüstung, die die Völkerschlacht überall angerichtet hatte.

Der Student von damals ist später wohlbestallter Pfarrherr im Vogtlande geworden und erst 1867 als Emeritus gestorben, Ludwig Wilhelm Blanckmeister mit Namen. Es war mein Großvater. Die Erinnerungen an seine Jugend hafteten fest in seinem Gedächtnis. Wie oft hat er den Seinen davon erzählt. Ich ritt als Junge gern auf seinen Knien, und als ich ihn im Talar im Sarge liegen sah, da dacht' ich: ein Pastor wie er möchtest du auch einmal werden. Wenn ich sein Stammbuch anschaue und die vergilbten Blätter lese „Wittenberg 1813", „Leipzig 1813", da fühl' ich mich hundert Jahre zurückversetzt, und es ist mir, als ob ich die große Zeit für Augenblicke miterlebte.

* * *

Als Napoleon mit seinem Heere nach der Schlacht bei Leipzig Hals über Kopf den Rückzug antrat und die geschlagenen Truppen westwärts flüchteten, kam ein Heereshaufen auch durch Merseburg. In den Städten, die sie berührten, konnten sie sich nicht allzulange auf-

halten, geschweige sich häuslich niederlassen, um nach früherer Gewohnheit zu schänden und zu plündern. Sie mußten froh sein, wenn sie etwas Proviant erhielten, um dann im Laufschritt weiterzuziehn. Denn der alte Blücher war ihnen auf den Fersen, und der hatte ihnen doch durch seine Taten an der Katzbach und bei Leipzig einigen Respekt eingeflößt. Bei der eiligen Flucht ließen die Rothosen mitunter etwas zurück, was ihnen zum Fortkommen hinderlich war, ein Uniformstück, einen Tornister oder eine Waffe. Und so sagte ein Merseburger Bürgermädchen, als die Feinde der Stadt den Rücken gekehrt: „Schau, Mutter, hier ist noch ein französischer Kürassiersäbel!“ Man bewahrte den Säbel, ein schweres Stück, noch eine Weile im Hause auf. Dann aber trug die Mutter praktisch, wie sie war, die Klinge zum Schmied und sagte: „Meister, machen Sie mir ein Wiegemesser daraus, wie man's in der Küche braucht!“ Der Schmied steckte den Säbel in die sprühende Glut und legte den glühenden Stahl auf den Ambos und hieb darauf los, daß die Funken stoben, so lange, bis ein Wiegemesser daraus ward, und zwar ein sehr gutes. Vierzig Jahre lang hat das Messer, das ein Franzosensäbel gewesen, in einer vogtländischen Pfarrküche gute Dienste getan; von dem langen Gebrauche ward es zuletzt ganz schmal. Das Merseburger Bürgermädchen war nämlich 1818 Frau Pastor Blanckmeister in Langenbach geworden, meine Großmutter, der ich noch lange in die alten Augen gesehen. Das Messer ist dann in die Küche meiner Mutter gewandert und dort immer schmäler geworden und längst den Weg alles Eisens gegangen. Aber lebhaft erinnere ich mich noch, mit welchen Gedanken und Empfindungen ich als Quartaner das Messer in die Hand nahm, das einst als Schwert in der Faust eines Franzmanns gegen uns geschwungen und vielleicht

manchem jungen, edlen deutschen Blute zum Verderben geworden war.

* * *

In meiner Jugend lebten noch manche alte Leute, die die großen Schlachten von 1813 mitgemacht hatten. Wenn ich als Quintaner zur Schule ging, begegnete ich stets einem alten, freundlich blickenden Mann, dem man auf hundert Schritte den Veteranen ansah. Er trug einen Quersack über der Schulter und sah mit seinem grauen Barte wie der alte Blücher aus. Wenn uns nun da im Unterrichte der Oberlehrer Doktor Müller eben erst die Geschichte der Befreiungskriege erzählt hatte und wir sahen den alten Mann vorübergehen, da gaben wir Jungen einander einen Rippenstoß, und einer sagte zu dem andern: „Du, der hat die Schlacht bei Leipzig mitgemacht!“ Ehrerbietig wichen wir ihm aus und blickten ihm nach und dachten: „Ei, wenn der uns etwas von seinen Erlebnissen erzählen könnte!“

Einmal ward mir eine ganz besondere Überraschung zuteil. Es war im Sommer 1874, wir hatten eben Mittag gegessen, da sagte der Vater: „Kinder, kommt einmal her! Hier gibts etwas zu sehen.“ Wir eilten in den Hausflur. Da saß ein alter Mann auf der Bank und redete mit dem Vater. „Seht“, sprach der Vater, der ihn schon kannte, „der Alte da hat sämtliche napoleonischen Kriege mitgemacht, von anno 1806 bis 1815!“ Wir Kinder staunten, und der Historiker unter ihnen rechnete nach, wie alt der Greis dann sein müßte, und wandte ein: „Dann wäre er doch bald neunzig Jahre!“ Da frug der Vater: „Wann seid Ihr geboren, mein lieber Kropp?“ „Anno 1772“, klang es aus dem zahnlosen Munde. Der Alte hatte wirklich 102 Jahre auf seinem Rücken. Der Vater scherzte noch und sagte: „Nun, wenn ich einmal so alt

bin, dann komme ich und besuche Sie." Wir Kinder aber traten immer näher, sahen uns den Greis mit seiner pergamentnen Haut recht ordentlich an und erzählten allen Leuten, daß wir einen Mann gesehen, der nur drei Jahre jünger gewesen sei als Napoleon.

19. Höhen und Tiefen.

Man rühmt es den evangelischen Pfarrhäusern nach, daß sie vor allen andern Stätten stillen häuslichen Glückes sind. Der Segen des ersten evangelischen Pfarrhauses schwebte über dem Hausstand der protestantischen Geistlichen. Meist war schon die Wahl der Lebensgefährtin eine wohlerwogene und darum glückliche. Kindersegen gab dem Leben einen reichen Inhalt. Die Verbindung mit der Natur, die Pflege der Poesie und Musik erhöhte die Daseinsfreude. Der religiöse Sinn verlieh dem Leben die höchste Weihe. Wo fleißige, für ihren Beruf begeisterte Männer und arbeitsame, geschickte Frauen wohnen, wo Ordnung und Sparsamkeit, Glaube und Liebe, Humor und Idealismus sich ein Stelldichein geben, da ist gut sein.

Es wäre schön, wenn der Nachwelt greifbare Zeugnisse vom häuslichen Glücke der Väter zu Gebote ständen und man so einen Einblick in das Familienleben der Vorzeit gewinnen könnte. Aber das häusliche Leben entzieht sich meist den Blicken der Öffentlichkeit, und was hinter den Mauern geschieht, das wird in der Regel für die Nachwelt nicht gebucht. Gerade für die innersten Heiligtümer fließen die Quellen spärlich. Und doch sind wir für das häusliche Leben unsrer Väter nicht ohne Unterlagen. Vergilbte Briefe und Tagebücher leisten uns die wertvollsten Dienste und sind uns Mittel, unsern Alten in Haus und Herz hinein zu schauen.

* * *

Es konnte kaum einen glücklichern Pfarrherrn geben als den jungen Pastor von Taltitz, Ferdinand Klemm. Als Sohn eines geachteten und wohlhabenden Hauses war er 1803 in Markneukirchen geboren. Nach fröhlicher Studentenzeit hatte er mit Glanz sein Examen gemacht und im Alter von erst fünfundzwanzig Jahren die behagliche Stelle erhalten. Nun fehlte nur noch die Frau. Es sollte dem Pastor nicht schwer fallen, ein gleichgestimmtes Herz zu finden. Er hatte ein höchst gewinnendes Äußere. Sein blitzendes Auge verriet Geist und Humor. Er sang vorzüglich und spielte meisterhaft Klavier. Wenn der junge Prediger rotwangig und braungelockt auf der Kanzel stand, da sagten die Taltitzer mit Stolz: er ziert die ganze Kirche. Zu seinen Predigten kamen oftmals Leute aus Plauen heraus. Einst war er einmal nach Dresden gereist und hatte da die Familie Schuster kennen gelernt, die auch aus dem Vogtlande stammte. Dort war ein holdes Töchterlein, Friederike, ein wenig jünger als er, feingebildet, häuslich und gut. „Die oder keine", sagte der Pastor und führte Friederike 1832 heim.

Die Pfarre von Taltitz war schöner als viele Pfarren des Vogtlandes. Sie war solid gebaut und hatte einen großen Garten. Vor allem war sie sehr geräumig, und das ist immer für ein Pfarrhaus gut. Denn wenn Kirmes oder Erntefest ist, stellen sich Gäste ein, die bewirtet sein wollen; wenn der Sommer kommt, tauchen Verwandte auf, und da ist's nett, wenn jedes sein Stübchen hat. Und schließlich braucht man die Stuben und Kammern am allernötigsten für die eigenen Sprößlinge. Im Taltitzer Pfarrhause stellten sich eine Menge Kinder ein, es waren lauter Buben. Und was für prächtige Jungen! Der erste war Ferdinand, des Vaters Ebenbild, ein kluges Kind, ein offener Kopf. Dann kam Bernhard, der geborne

Kaufmann. Ihm folgte Hermann, mehr aufs Praktische gerichtet. Den Schluß machte Richard, der wiederum, schon als Kind, Neigung zum Gelehrten verriet. Was wars für eine Freude, wenn der Oheim aus Unterlosa, Friedrich Schuster, kam und den Jungen Rätsel aufgab und Geschichten erzählte! Was wars für eine Wonne, wenn der glückliche Vater mit seinem Weib und seinen vier Buben auf einem Zweispänner zu den Verwandten nach Markneukirchen fuhr! Seine Verhältnisse erlaubten es ihm, für seine Jungen einen Hauslehrer zu halten; und es war auch von Erfolg, denn sie lernten alle gut.

Das Glück des Pfarrhauses spiegelt sich in den Briefen wieder, die das Pfarrpaar nach Dresden schrieb. Dort lebte der Herr Oberrechnungsexaminator Oesterwitz mit seiner Frau. Sie war die Jugendfreundin der Pfarrfrau, er war sehr bald des Pfarrers Freund geworden, und das Band der Freundschaft wurde noch fester geschlungen durch gegenseitige Gevatterschaft. Was in der Taltitzer Pfarre vorging, was die Kinder machten, wieviel Gäste zur Kirmes in der Pfarre eingekehrt waren, wie die Ernte gewesen — das alles mußten Oesterwitzens wissen. Jeder Brief aus Taltitz, und beide Gatten waren im Briefeschreiben Meister, bekundete: hier waltet noch der Friede, hier weilet noch das Glück.

* * *

Doch, es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und es gehört zu den Rätseln der Vorsehung, daß das Glück mitunter rasch in sein Gegenteil umschlägt. Es wurde dunkel im Pfarrhause, wo es so sonnig gewesen war. Ein Kreuz nach dem andern senkte sich auf die einst so gesegnete Familie hernieder, die jedermann glücklich gepriesen

hatte und die nun als wie vom Unglück verfolgt erschien.

Der Pfarrer hatte von seinem Vater ein schlimmes, tückisches Leiden geerbt, die Gicht. In seinen Briefen hatte er erst scherzend, dann ernst und traurig von „matten Händen“ und „steifen Knien“ schreiben müssen; das war sie, die Gicht. Im blühenden Mannesalter wurde er von der bösen Krankheit befallen, mit fünfundvierzig Jahren lag er auf der Bahre. An der Friedhofsmauer nahe dem Pfarrhaus ist er begraben.

Die Gattin zog mit ihren vier unmündigen Kindern nach Plauen ins Witwenstüblein und erlebte dort einen Schicksalsschlag nach dem andern. Ferdinand, der älteste Sohn, machte als Student eine Ferienreise in die Berge und kam nicht wieder; eine schwere Krankheit hatte ihn in der Fremde dahingerafft; andre wollten wissen, er sei bei einem Ausflug in die Tiefe gestürzt. Bernhard traf ein furchtbares Unglück. Er hatte einen Freund mit Namen Lang, mit dem er gern in studentischer Weise zu fechten pflegte. Einmal besucht Bernhard den Freund. Der sitzt bereits am Mittagstisch und läßt sagen, Klemm solle ein Weilchen warten, er komme gleich. Im Vorzimmer hängt ein Rapier. Klemm ergreift es, spielt mit ihm und übt harmlos Stich und Hieb, Hieb und Stich. Wie er gerade den Stich ausführt, kommt eben Lang zur Tür heraus und sinkt von dem Rapier des Freundes durchbohrt zum Entsetzen Klemms vor seinen Augen lautlos zusammen. Die Klinge war ihm mitten durchs Herz gegangen. Klemm ging nach Amerika, wo er bald darauf aus Gram über sein Verhängnis starb. Auch Hermann starb in jungen Jahren eines raschen Todes. Nur Richard blieb am Leben, aber er trug das Erbe des Vaters an seinem Leibe, die Gicht.

Frau Friederike brach unter dem Kreuze nicht zusammen, sie bewährte sich als Christin. Ihr durchfurchtes Greisengesicht ließ ahnen, was sie durchgemacht, aber verbittert war sie nicht; aus dem Klang ihrer Stimme sprach das Leid, aber das überwundene Leid. Erst 1885 ist sie heimgegangen.

Wenn Richard, der letzte seines Stammes, mit dem die Familie erlosch, aus Dresden, wo er wohnte, ins Vogtland kam, war sein erster Gang stets nach Taltitz. Dort besuchte er das Pfarrhaus, an dem er mit unendlicher Pietät und Liebe hing. Dann trat er an einen eingefallenen Hügel an der Friedhofsmauer und wanderte von da nach Plauen. Wenn er von solcher Wanderung in meinem Vaterhause ankam, da schimmerte es ihm feucht im Auge, wie einem, dem das alte Lied vom Glück und Leid des Lebens wieder durch den Sinn gegangen. Wir Kinder sagten wohl: „Was hat er nur, daß er so bewegt und erregt ist?" Die Mutter wehrte ab: „Kinder, das versteht ihr nicht!"

---

20. Urväterfrömmigkeit.

Die Frömmigkeit unsrer Väter trug kein persönliches Gepräge, unsre Altvordern wuchsen durch die Macht der Sitte und Gewohnheit in die Frömmigkeit hinein, sie waren fromm, weil andre fromm waren, weil es die ganze Zeit gewesen ist. Darum ist es so schwer zu sagen: wie stand der Einzelne zu den Dingen des Glaubens? Um so wertvoller aber ist es, wenn doch einmal von einem Ahnen ein persönliches Glaubenszeugnis zum Vorschein kommt.

Daß der alte Netzschkauer Schloßprediger Balthasar Blanckmeister ein sehr frommer Mann war, ist schon gesagt. Er gehörte der rechtgläubigen Wittenberger Schule an, war Lutheraner vom Scheitel bis

zur Sohle und sah in dem Dresdner Superintendenten Löscher sein Vorbild. Er kämpfte lebenslang für die reine Lehre und für die fromme gute Sitte. „Wenn das Gebäude der Kirche in Brand gesteckt wird", sagte er einmal, „so ist ein jeglicher rechtschaffene Christ und noch vielmehr ein redlicher Prediger und Lehrer göttlichen Wortes im Gewissen verbunden, zuzuspringen, Wasser zuzutragen und das Feuer zu löschen". Und das hat er redlich getan. Ja er ist vielleicht zu eifrig gewesen und hat mitunter auch da einen Brand gewittert, wo wirklich nichts brannte. Er legte an alles den Maßstab der orthodoxen lutherischen Dogmatik und Moral an, und wehe wenn einmal etwas mit diesem Maßstabe nicht übereinstimmte. Einen Blick in sein Herz lassen kleine Züge tun. Wenn er über sich und seine Familie einen Kirchenbucheintrag zu machen hatte, da fügte er am Schluß in der Regel einen frommen persönlichen Wunsch an. Bei der Geburt von Töchtern schrieb er: „Gott gebe dem Kindlein Gnade und Segen um Jesu Christi willen!" oder „Gott segne das Kind aus seiner heiligen Höhe an Seele und Leib um Christi willen!" Seinem Sohne Jonathan Renatus widmete er den Gebetswunsch: „Gott erbarme sich stets des Kindleins und lasse es stets als einen wahren Renatus zu seiner Ehre wandeln um Christi willen". Einen andern Sohn, der am 10. November geboren war, nannte er Martin Gotthat und begründete das umständlich durch folgende Sätze: „Weil er an Doktor Martin Luthers Geburtstage geboren und auf Martini Tage getauft, ist ihm gedachter Name Martin beigelegt. Er soll Doktor Martin Luthers Lehr' und Leben beständig folgen. Der andre Name ist aus dem 73. Psalm Vers 25 genommen. Welcher Name kann aktive und passive genommen werden. In Gott und mit Gott hat das Kind alles.

Gott lasse ihn einen Mann seines Namens in der Tat werden!"

Von ähnlicher Glaubensrichtung, vielleicht noch kräftiger und schärfer war sein Bruder Friedrich Blanckmeister, der Feldprediger im Grumbkow'schen Regiment und spätere Präpositus von Treptow. Er hat die Kreuzesworte Jesu in sieben sehr ernsten Predigten ausgelegt. In andern Predigten behandelte er gewissenschärfend und herzbeweglich „Einige heilsame Bewegungsgründe zur Versöhnung der Sünder mit Gott" und „Die Freude im Himmel über die Buße eines Sünders auf Erden". Eine Predigt über die fünf törichten Jungfrauen betitelte er: „Beinahe ein Christ".

Die Echtheit und Tiefe des Glaubens zeigt sich im Kreuz. Auch davon finden sich in der Familiengeschichte rührende Zeugnisse. Der alte Pfarrer Otto Heinrich Köthe hatte seine einzige Tochter an den Amtsbefehlshaber Martin Blanckmeister verheiratet. Das war für den alternden Mann ein großer Trost. „Mit diesen verbundenen Kindern genoß ich nebst meiner geliebten Gattin unter der guten Hand des himmlischen Gebers alles Guten die Freuden des Lebens und wurde von vielen über diese Freuden beneidet. Aber Gott hat uns nach jenem Jubel des süßesten Vergnügens durch den unvermuteten Tod der nunmehr seligen Tochter, nachdem sie in der Zwischenzeit eine glückliche Mutter von vier Kindern geworden, mit Wermut getränket. Nie, so lange ich noch Pilgrim bin, werde ich die wunderbaren Wege Gottes vergessen. Nie werde ich uneingedenk sein der unzähligen unverdienten Wohltaten meines Gottes, nie wird mir die Erinnerung der ausgestandenen Prüfung unangenehm sein, denn da mich Gott demütigte, machte er mich groß. Zur Ehre des erhabenen Gottes, zur Beruhigung

meines Herzens rühme und bekenne ich frei mit dem Apostel Phil. 4, 13: Ich vermochte und vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christum."

Deutlich kann man bemerken, wie im Laufe der Zeiten der Glaube derselben bleibt, aber die Sprache des Glaubens allmählich eine andre wird. Sie wird moderner, sie ist nicht mehr ganz die Sprache der Bibel, sondern paßt sich der Sprache des Lebens an. In einem Adorfer Patenbriefe von 1764 heißt es:

Der Taufbund macht dich itzt zum Christen;
Laß, Patchen, Gottes Geist dich rüsten,
Der dich regiert, die Sünde zu vermeiden,
So wird er ewig dich mit allem Segen leiten.

Fast überschwenglich beginnt ein Leubnitzer Patenbrief von 1773:

Welch sanftes Gefühl, erfüllet mit zärtlichster Freude,
Rühret anjetzo die treueste Brust,
Da ich dich, Enkel, dich Pate, dich Liebling, anheute
— tränend empfind' ich die süßester Lust —
Durch Christum als rein, als Christen, als Erbe
Jener vergnügenden Güter erblick'.
Weil ich noch lebe und atme und wenn ich auch sterbe,
Singe ich fröhlich dein heutiges Glück.

Ihre Erbauung schöpften unsre Alten wesentlich aus dem Gesangbuch. Die im obern Vogtlande nährten ihre Seele am „Ölsnitzer", die im untern Vogtlande am „Vogtländischen" Gesangbuch, das in Plauen erschienen war. In beiden kommt der alte Glaube der Väter kräftig zum Ausdruck. Aber als das „Neue Dresdner Gesangbuch" kam, da wurde es doch auf das freudigste begrüßt. Die Aufklärung hatte sich inzwischen durchgesetzt, und in den schönen religiös-moralischen Liedern, die das neue Gesangbuch bot, fand man wieder, was man selber glaubte. Namentlich die Lieder Gellerts waren nach dem Geschmacke der Familie. So mußten auch die Bücher zur häuslichen Erbauung, die man benutzte, dem Zeitgeschmacke sich anpassen. Hatte

sich die ältere Generation der vogtländischen Väter und Mütter an Starcks Gebetbuch und Stockfleths Gesangbuch erbaut, so fanden später Erbauungsbücher im Geiste der Aufklärung Eingang. Wenn wir die Familie Blanckmeister in Leubnitz um 1795 bei der Andacht beobachten und der Hausmutter über die Schulter sehen, so bemerken wir, wie sie aus einem Buche vorliest, das sich nennt: „Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden.“ Ei wie schön versteht da der Verfasser über den „gestirnten Himmel“, über den „Glockenschlag“, aber auch über die „Wohltat der Betten“ und der „Brillen“ zu plaudern.

Der Geschmack ist wandelbar. Man kehrte auch wieder zurück zum guten Geschmack. Man erkannte, daß Kornbrot die beste Nahrung ist. Einer der Ahnen hat das in die Worte gefaßt:

Wenn Menschenhilfe dir gebricht,
So trau' auf Gott und zage nicht;
Wenn niemand hilft, so hilft doch er,
Mit ihm ist keine Last zu schwer.

Summa: Die Vorfahren haben der Überzeugung gelebt: ohne Gott geht es nicht, und haben dieser Überzeugung als evangelische Christen kräftig Ausdruck gegeben. Und es ist auch ein Segen, einer Familie anzugehören, die sich von himmlischen Mächten getragen und geleitet weiß und sich des Evangeliums von Christo nie geschämt hat.

21. Von altem Schrot und Korn.

Wer in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Städtchen Buttelstedt im Thüringerlande lebte, der sah alltäglich einen alten Herrn hoch zu Roß über das Pflaster sprengen. Von allen Seiten ward er ehrerbietig gegrüßt, und er erwiderte die Grüße mit der ihm eigenen Förmlichkeit.

Stramm und fest, aber steif und gravitätisch saß er im Sattel, tiefer Ernst lagerte auf seinen Zügen, man sah es ihm an, daß er über wichtige Dinge nachdachte, und man merkte es wohl: er hatte Eile.

Wenn man jemand frug: wer ist der alte, würdige Herr? da erhielt man zur Antwort: „Das ist der alte Doktor Blanckmeister. Dort auf dem Markte hat er sein Haus. Der fliegt alle Tage hinaus aufs Land, wo er eine große Kundschaft hat. So reitet er nun schon fast vierzig Jahre. Er ist schon alt, schon in die Achtzig. Aber freundlich ist er und gut, harmlos wie ein Kind. Doch er kann auch recht grimmig werden, und wenn er das ist, dann ist es nicht geraten, mit ihm anzubinden.“

Gottlieb Fürchtegott Blanckmeister war der Sohn eines Pfarrhauses. In Rudersdorf in Thüringen war er 1781 geboren, allwo sein Vater fast sechzig Jahre lang des geistlichen Amtes waltete. Elf Kinder wuchsen im Hause heran. Die Mehrzahl der Söhne wählten nach der Überlieferung der Familie den Beruf des Pfarrers, zwei aber wurden Doktoren der Medizin. Auf der Universität hatte er emsig den Studien obgelegen, aber auch eifrig den Schläger geführt. Dann hatte er sein Wissen und Können an verschiedenen Orten vervollständigt und sich schließlich in Buttelstedt niedergelassen.

Der alte Doktor war ein nicht gewöhnliches Menschenkind, ein Mann, der durch seine Persönlichkeit jedem auffiel, der ihm begegnete. Er war mit Leib und Seele Arzt. In seinem Berufe ging er auf. Helfen und Heilen war seines Lebens Inhalt, seines Herzens Wonne. Die Leute, die er behandelte, waren arm, sie bezahlten wenig oder nichts, und er nahm das als selbstverständlich hin; und je gutmütiger er war, um so mehr wurde seine Milde ausgenützt. Die Liebe und

Güte des alten Herrn war sprichwörtlich geworden. Aber sie ward auch anerkannt. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, sein Landesherr, verlieh ihm bei seinem goldenen Doktorjubiläum den Ritterorden der Wachsamkeit vom weißen Falken und ernannte ihn zum sächsischen Medizinalrat. Er war unvermählt. Zum Heiraten hatte er niemals Zeit gefunden. Seine Brüder und Schwestern lagen ihn oftmals an, sich doch endlich eine Hausfrau zu suchen. Aber er hatte in Fräulein Röder eine so vorzügliche Haushälterin, daß das Junggesellenheim die Behaglichkeit nicht vermissen ließ. Sie hatte schon in jungen Jahren bei ihm gedient und ist das ganze Leben bei ihm geblieben, hat ihm nicht nur die Suppe gekocht, sondern auch getreulich die Kranken aufgeschrieben, die nach dem Herrn Doktor frugen. Er hatte sich vom Vaterhause her den kindlichen Glauben bewahrt, er war ein streng gottesfürchtiger, kirchlicher Mann, eine Zierde des Kirchenvorstandes von Buttelstedt. Jeden Sonntag sah man ihn trotz seiner ausgedehnten Praxis im Gotteshaus, der alte Doktor hatte stets seinen bestimmten Platz. Das neumodische Christentum der Aufklärer liebte er nicht. Wie er selbst aus festem Holze geschnitzt war, hielt er es mit dem Lutherglauben der Väter, dem alten strengen Bibelglauben. Als in den vierziger Jahren der Gründer der freien Gemeinden, Pastor Uhlich, der „Lichtfreund", auch in die Nähe von Buttelstedt, nach Apolda kam und dort einen Vortrag gegen das biblische Christentum hielt, da geriet er in helle Wut, griff zum Schläger, der von der Studentenzeit her in der Ecke stand, und rief zornentflammt: „Wenn der Mensch es wagt, noch einmal zu kommen, da geh' ich hin und ersteche ihn." Das war freilich nicht so ernst gemeint, wie es gesprochen war; er würde wohl den Pastor Uhlich ebenso sorgsam wie seine übrigen Pa-

tienten verbunden und behandelt haben, wenn er ihm mit seinem Schläger eine Wunde beigebracht hätte.

Kurz vor seinem Tode hat er noch einmal eine Tat vollbracht, die ihn kennzeichnet. Bei seiner grenzenlosen Gutmütigkeit waren seine Einnahmen doch allmählich etwas zurückgegangen, da die allermeisten die Zahlung schuldig blieben. Da hatte er einmal für die Zahlungsfähigen einen ganzen Stoß Rechnungen herausgeschrieben und stand eben im Begriffe, sie fortzuschicken. Im letzten Augenblick aber besann er sich eines andern. Er riß die Türe seines Ofens auf und warf wie einst Fugger vor Kaiser Karl V. den ganzen Pack in das flackernde Feuer. Es war gegen sein Gefühl, die Leute zu mahnen, geschweige ihre Schulden einzuklagen.

Als er am 30. Juli 1863 starb, fast dreiundachtzig Jahre alt, da ging ein großes Klagen durch die Stadt und die ganze Umgebung. Man hatte einen Freund, einen Wohltäter verloren. Vielen gingen die Augen über, als der alte Blanckmeister im Sarge lag und ihm der Geistliche die Leichenrede hielt. Sein Text stand Sirach 25, 8: „Das ist der Alten Krone, wenn sie viel erfahren haben; und ihre Ehre ist, wenn sie Gott fürchten.“ Er hat seinen Namen Gottlieb Fürchtegott mit Recht getragen. Noch heute ist er in Buttelstedt nicht ganz vergessen, der Mann von altem Schrot und Korn.

---

22. Die Muhmen.

Die Familien unsrer Väter waren im Gegensatze zu einer späteren Zeit ungemein zahlreich. Zwölf Kinder waren keine Seltenheit. Das Wort Kindersegen ward noch nicht mit Seufzen ausgesprochen. Man glaubte noch an das Wort der Bibel: „Kinder sind

eine Gabe des Herrn", und wenn sich zu den vorhandenen Kindern immer wieder ein neues hinzugesellte, da sang man bei der Taufe aus dem Gesangbuch: „Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten, darüber will er früh und spat mit seiner Gnade walten."

Aber achtzehn Kinder sind doch etwas viel; und diese hatte der Amtsbefehlshaber oder Gerichtsdirektor Martin Blanckmeister, erst in Mühltroff und dann in Leubnitz im Vogtlande. Die erste Gattin, eine Pfarrerstochter aus Leubnitz, hatte ihm vier, die zweite, eine Pfarrerstochter aus Mühltroff, hatte ihm vierzehn geschenkt. Es waren im ganzen acht Söhne und zehn Töchter; und wenn auch einige wieder verstarben, es blieben immerhin vierzehn übrig, fünf Söhne und neun Töchter. Zwar besaß die Familie in Leubnitz ein eigenes großes Haus mit vielen Kammern, das Amt des Herrn Gerichtsdirektors war einträglich, die Hausmutter verstand das Wirtschaften — aber Vermögen war nicht vorhanden, und der Hausvater starb in einem Alter, wo noch lange nicht alle seine Kinder auf eigenen Füßen standen. Das waren trübe Aussichten für die Familie.

„Um die Söhne ist mir nicht bange", hatte der gestrenge Vater gesagt, „sie müssen etwas Tüchtiges lernen, und dann wird der da droben seinen Segen geben." Und so ward es auch. Einer widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und wurde später sein Nachfolger im Amt; einer ward Apotheker und betrieb sein Gewerbe in einer benachbarten Stadt; einer ward Papiermüller und heiratete in einen Gasthof ein; einer entschied sich für die Kaufmannschaft; der jüngste wurde Pastor in Langenbach.

Aber die Töchter! Ihrer neun wie die neun Musen! Arme Kinder, wie wird es euch gehen! Zwar

seid ihr alle gerade gewachsen und frisch und gesund wie die Fische im Wasser, und ihr versteht das Kochen und Nähen aus dem Fundament — aber wer nimmt denn ein armes Mädchen vom Lande, und wer entdeckt die neun in ihrem verwunschenen Haus?

„Um meine Töchter ist mir nicht bange!“ bemerkte die Mutter. „Paßt auf, die Freier werden sich finden. Das Blanckmeister'sche Haus wird zum Taubenschlage werden. Meine Mädchen werden begehrt sein wie die neugebackenen Semmeln, wie die Birnen und Äpfel, wenn sie zeitig sind“. Und so traf es auch ein. Eine Hochzeit reihte sich an die andere, und es ward in der alten Leubnitzer Kirche zur stehenden Formel: „Es sind Personen vorhanden, die entschlossen sind, in den christlichen Ehestand zu treten, und es werden hiermit zum ersten, zum zweiten, zum dritten Male aufgeboten Herr N. N., ein Junggeselle, und Jungfrau N. N., eheliche Tochter des hiesigen Herrn Gerichtsdirektors Martin Blanckmeister. Wer etwas dagegen einzuwenden hat, der melde sich beizeiten, darnach aber schweige er stille.“

Den Reigen der glücklichen Bräute eröffnete Dorothea, die älteste. Sie heiratete den Advokaten, auch Finanzprokurator und Bürgermeister Becker in Adorf, der sich später zwei Rittergüter erworben hat; er war ein hochangesehener Jurist und vertrat das obere Vogtland im ersten sächsischen Landtag.

Dann kam Henriette, die zweite. Sie wurde von einem Freund und Berufsgenossen Beckers, dem Advokaten Krenkel in Adorf, heimgeführt, den sie freilich in der Kriegszeit, als das Lazarettfieber wütete, früh wieder verlor.

Als dritte trat Friederike an den Traualtar. Die „Fritzel“ zog es vor, eine Pfarrfrau zu werden; sie

reichte dem Pfarrer Spranger in Bobenneukirchen die Hand.

Maximiliane, die vierte, „Maxel“ genannt, die dem Vater in der Kanzlei mit geholfen hatte, da sie eine schöne Handschrift schrieb, nahm sich einen Kaufmann Schmidt in Brambach.

Julie, die fünfte, entschied sich für einen wackern Instrumentenmacher Kämpfe in Markneukirchen.

Das Herz Wilhelminens, der sechsten, ward von einem bildhübschen Seifensieder, Namens Hertel, in Adorf erobert.

Die jüngste, Charlotte, die etwas Vornehmes an sich hatte, reichte wieder einem Kaufmann die Hand. Einst erschien der junge Handelsbeflissene Pfröpffer aus Greiz hoch zu Roß im Dorfe und sprengte nach dem Blanckmeister'schen Hause, band sein Pferd an den Gartenzaun und hielt drinnen im Zimmer um Lottes Hand an. Sie ward ihm nicht versagt, und überglücklich ritt er im Galopp nach Greiz zurück. Das gefiel dem Fräulein, es war eine romantische Werbung, wie sie sich nicht alle Tage ereignet.

So waren sieben Töchter unter der Haube! Aber es waren doch ihrer neun! Wo bleiben die letzten zwei? Wo bleibt Luise? Wo bleibt Albertine? Sind sie nicht auch treffliche Mädchen, häuslich, wirtschaftlich, von gutem Charakter und lebhaftem Temperament? Stehen sie nicht längst im heiratsfähigen Alter? Die beiden Jungfern waren eigene Persönlichkeiten. Mit allen Reizen der Jugend geschmückt, heiter und schön wie der junge Morgen, sind sie doch nicht im Hafen der Ehe gelandet. Warum? Weil sie nicht wollten. Neidlos schmückten sie eine der Schwestern nach der andern mit dem grünen Kranze, in herzlichster Mitfreude sonnten sie sich in dem Glücke der jungen Familien — aber den Brautkranz selber zu tragen, das

verschmähten sie. An Bewerbern fehlte es nicht, Albertine und Luise waren umschwirrt von jungen Herrn, und mancher erregte ihr Wohlgefallen — aber sich für einen entscheiden, das konnten, das wollten sie nicht. Sie fühlten sich zu wohl im Hause, sie hingen mit grenzenloser Zärtlichkeit an der alternden Mutter, so daß sie niemals fähig gewesen wären, sie zu verlassen: „nur der Tod muß mich und dich scheiden". Und sie hingen so innig aneinander wie die Kletten; wo Albertine war, da war auch Luise, und wo man Luise sah, da stand Albertine daneben. Es wäre jeder ein entsetzlicher Gedanke gewesen, ohne die andre zu sein, geschweige das ganze Leben ohne die andre hinzubringen.

Einmal machte doch ein junger Mann der Albertine einen Heiratsantrag, der viel Verlockendes hatte. Da saßen die beiden Schwestern beisammen und berieten den Fall. „Heiratest du einmal?" sagte Albertine zu Louise. „Wenn du heiratest, könnte ich mich vielleicht entschließen, es auch zu tun." „Ich heiraten?" antwortete Luise entrüstet, „davor bewahre mich der liebe Gott! Nie und nimmer könnte ich etwas derartiges tun." „Gut", bemerkte Albertine, „dann ist es entschieden: wir bleiben zusammen, ich heirate auch nicht." Und rasch schrieb sie dem Bewerber den Abschiedsbrief.

Kurz darauf näherte sich der Luise ein Freiersmann. Schon hatte es sich im Dorfe herumgesprochen, daß im Blanckmeister'schen Hause bald wieder eine Hochzeit sei. Aber es kam doch nicht dazu. Auf einem Spaziergange schüttete Luise der Schwester das Herz aus. Manch heiße Träne rann aus ihren blauen Augen. Der Freier meinte es ja ehrlich, und es war eine gute Partie, er gefiel ihr auch recht wohl. Aber es war doch ein Wagnis, sich einem wildfremden

Manne fürs ganze Leben anzuvertraun. „Heiratest du, Albertine?“ frug Luise. „Würdest du Ja sagen, wenn einer käme und deine Hand begehrte?“ „Heiraten?“ rief die Angeredete, „ich habe es dir doch schon oft genug gesagt: ich bleibe ledig!“ „Nun, dann heirate ich auch nicht“, schloß Luise und schickte sich an, dem Bewerber das Körbchen zu übersenden.

Nach dem Tode der Mutter kam für Albertine wieder eine Gelegenheit, nach dem Beispiel der Schwestern doch noch in den Ehestand zu treten. Ernstlich erwog sie mit Luise das Für und Wider. Jetzt waren die Bande nicht mehr so fest, die sie an das Heimathaus knüpften, denn die Mutter lebte nicht mehr. „Heiratest du?“ frug sie wieder die Schwester. „Welch eine Frage!“ entgegnete diese. „Für mich ist's entschieden, daß ich bleibe, wie ich bin“. „Gut, dann ist es für mich auch entschieden“, bemerkte Albertine, und von der Heirat wurde nicht mehr gesprochen.

Auch Luise erhielt nicht lange darauf ein Schreiben von Manneshand mit der dringenden Bitte, ein Herz zu beglücken. Sie frug wieder die Schwester: „Heiratest du?“ und beharrte nach dem ablehnenden Bescheid bei dem Entschlusse, auch diesmal Nein zu sagen. Die Schwestern blieben beisammen.

Man sagt, als beide bereits in ein Lebensalter eingetreten waren, wo man lange über den Brautkranz hinaus ist, habe noch einmal ein wackerer Mann bei Luise angefragt, ob sie nicht die seinige werden wolle, und ein Witwer habe an Albertine, die gleiche Frage gerichtet: er brauche eine häusliche Frau, eine gute Mutter für seine Kinder, und eine solche hoffe er in ihr zu finden. Da habe wieder die eine zur andern gesagt: „Heiratest du?“ und als jede es verneinte, habe wiederum die eine wie die andere abgelehnt.

So sind die zwei Schwestern alte Jungfern geblieben, nicht weil sie mußten, sondern weil sie es nicht anders wollten und weil die eine das Heiraten von der andern abhängig machte. Ein verfehltes Leben hatten sie deshalb beileibe nicht. Beide machten sich im Hause nützlich, wo der Bruder, gleichfalls unvermählt, des Vaters Amtsnachfolger geworden war. Luise starb zuerst; nach langen Jahren folgte ihr Albertine im Tode nach. Sie galten in der Familie bei dem großen und immer größer werdenden Verwandtschaftskreise als die beiden „Muhmen". Briefe von ihnen besitze ich noch in großer Zahl, auch ihre Jugendbildnisse sind noch vorhanden; darnach müssen es wirklich hübsche Mädchen gewesen sein. Wenn ich sie betrachte, die Bilder, da ist mir's, als wenn die eine zur andern sagte: „Heiratest du?" und jede darauf zur Antwort gäbe: „Nie und nimmer!" und sie dann gemeinsam schlössen: „Wir bleiben, was wir immer waren, die Muhmen, die ledigen Muhmen vom Blanckmeister'schen Hause in Leubnitz; und geheiratet wird in alle Wege nicht."

---

23. Vom Erzgebirge zur Pyramide des Cestius.

Die Glieder unserer Familie haben es meist mit dem Sprichworte gehalten: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Sie liebten ihr Heimatland, ihr Dresden, ihr Vogtland, ihr Erzgebirge und meinten: Ost und West, daheim ist das Best'; nirgends so schön als auf unseren Höh'n. Nur wenige hatten den Trieb in die Ferne, und größtenteils ist es ihnen übel bekommen.

Auf der Pfarre zu Krumhermersdorf in der Nähe des anmutig gelegenen Zschopau saß vor mehr denn hundert Jahren der Pfarrer Christian Traugott Wimmer aus einer Seitenlinie unsers Geschlechts. Er

stammte von einem Pfarrer ab, auch alle seine Vorfahren, Brüder und Vettern waren Pfarrer, und es verstand sich von selbst, daß auch sein Sohn Julius die geistliche Laufbahn einschlug. Der Pfarrerssohn war nun zwar ein begabtes, gut geartetes Kind und hatte die Kinderlehre bei seinem Vater immer gerne besucht, aber schon frühe machte der Vater die Wahrnehmung: Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt. Romantische Gedanken schlummerten in seinem Innern: „Studieren? Ein Federmensch werden? Nein, verrosten mag ich nicht. Ich lerne einmal ein Handwerk und ziehe dann am Wanderstabe in die Welt hinaus und sehe mir die Berge der Alpen an und wandle am Gestade des Meeres“. Der Vater machte zu diesen Plänen ein bedenkliches Gesicht und nannte sie jugendlichen Unverstand; die Mutter mahnte ab und vergoß manch heiße Träne. Aber was sich Julius einmal in den Kopf gesetzt hatte, das setzte er durch. Er erreichte es wirklich, daß ihn der Vater bei einem Formenstecher in die Lehre gab. Der Junge machte seine Sache gut und ward nach „ausgestandener“ vierjähriger Lehrzeit zum Gesellen gesprochen. Nachdem er nun aber ein „gemachter Mann“ geworden war, gab es für ihn kein Haltens mehr. Er schnürte sein Bündel und ergriff den Wanderstab. Es war an einem Herbsttage 1819, die Blätter fielen, und der Wind brauste durch das Land, da schaute Julius im Pfarrhause seinem Vater zum letzten Male ins Angesicht und fiel seiner Mutter zum letzten Male um den Hals. Dann riß er sich los und zog von dannen.

Seine Absicht war, nach Süden zu wandern, die Elbe entlang; der achtzehnjährige Jüngling war ein rüstiger Wandersmann. Er legte an einem Tage wohl zehn Stunden zurück. Bald kam er nach Tetschen,

nach Aussig, nach Leitmeritz. Überall sah er sich die Merkwürdigkeiten der fremden Orte an, überall frug er nach Arbeit; aber die Aussichten auf Beschäftigung waren wenig günstig. In Prag, der hunderttürmigen Stadt, gefiel es ihm sehr. Aber auch da war seines Bleibens nicht lange; Arbeit gab es auch da nicht, und der Aufenthalt in der großen Stadt war teuer. So nahm er denn seinen Lauf immer weiter nach Süden und wanderte über Kolin und Iglau, Brünn und Znaim der blauen Donau zu. Wie angenehm war es, in den schönen Herbsttagen die gesegneten Fluren Böhmens, Mährens und Österreichs zu durchwandern! Was gab es da nicht alles zu schauen! Und wie lieb waren überall die Menschen gegen den fremden sächsischen Wandersmann! Wie jubelte sein Herz, als er den alten Stephansdom von ferne erblickte! Wenn es in Wien Arbeit für ihn gäbe, dann wollte er mit Freuden den ganzen Winter in der Kaiserstadt bleiben. Er ist doch nur wenige Wochen geblieben, denn auch hier gab es keine Arbeit, und vielleicht sollte das so sein, um ihm die Wege in immer weitere Fernen zu bahnen. Anfang 1820 zog Julius, beständig fechtend über die Steirer und Kärntner Alpen und erreichte nach einigen Wochen die Tiefebene Norditaliens. Wie staunte er, als er in Triest zum ersten Male das Meer erblickte, als er in Venedig auf einer schwarzen Gondel den Canale grande durchfuhr und auf dem Markusplatze vor dem herrlichen Dogenpalaste stand! Was gab's nicht alles in Mailand, Bologna und Verona zu sehen! Es war doch gut, daß er nicht in Krumhermersdorf und Zschopau geblieben war, sondern den Wanderstab ergriffen hatte.

Und der Wanderstab führte ihn immer weiter. Ist man einmal in der Po-Ebene angelangt, warum soll man die Gelegenheit nicht benutzen, das ganze

schöne Land Italien sich anzusehn? Hatte Gottfried Seume aus dem Sachsenlande einen Spaziergang nach Syrakus gemacht, warum sollte Julius Wimmer aus demselben Lande nicht wenigstens einen Ausflug nach der Stadt des Papstes wagen? Der Frühling war ja bereits gekommen; die Gärten prangten in frischem Grün, alle Reize der italienischen Landschaft waren entfaltet; da lockt es doch ein jugendliches Herz nach der ewigen Stadt. Es war eine herrliche Wanderung über Florenz und Arezzo, Perugia und Orvieto hinab in die Campagna; es war an allen Orten so schön, daß er überall ein paar Tage oder ein paar Wochen hängen blieb, ohne jedoch auch nur an einem einzigen Orte Arbeit zu finden. Am 18. Juli 1820 überschritt der sächsische Wanderer endlich auf Ponte Molle den Tiberstrom und jauchzte auf, als er die Zinnen von Rom erblickte. Staunend wanderte er über die Piazza del Popolo den Corso entlang in der Richtung nach dem Kapitol. Das hätte er nicht gedacht, daß es dem Pfarrerssohn aus Krumhermersdorf vergönnt sein werde, einmal die Stadt des Kaisers Augustus zu sehn. Wie wollte er sich umschauen in diesem Riesendenkmal der Weltgeschichte mit seinen Straßen und Märkten, seinen Ruinen und Palästen, seinen Kirchen und Kunstwerken! Vorläufig freilich war ihm sein größtes Anliegen: Arbeit, Arbeit! Und siehe, der liebe Gott meinte es recht gut mit ihm. Er fand sofort in einer Kattunfabrik Anstellung als Modellstecher und war nicht wenig erfreut, dort einige sächsische Landsleute bereits in Arbeit zu finden. So vereinte sich alles zu seinem Glück, eine schöne Zukunft stand vor seiner Seele.

* * *

Mit Bangen hatten die Eltern einst ihren Sohn in die Ferne entlassen. Täglich hatten sie ihn in ihre Gebete eingeschlossen. Wie wird es dem Julius ergangen sein, wo wird er weilen! Das waren die täglichen Seufzer von Vater und Mutter. Nachrichten von ihm liefen nur spärlich ein; ein Handwerksbursche, der vom Fechten lebt, hat die Mittel nicht, um viele Briefe zu schreiben, und muß seine Kreuzer zusammenhalten. Doch hatte er von Zeit zu Zeit nach Hause gemeldet: es geht mir gut, Arbeit habe ich zwar noch nicht, aber gesund bin ich noch immer. Die letzte Nachricht war im Spätherbst 1819 aus Prag gekommen. Dann war niemals wieder ein Brieflein in Krumhermersdorf eingelaufen. O Julius, wie wird dir's gehn!

Es war dem jungen Manne nicht schlecht gegangen, so lange er auf österreichischem Boden geweilt hatte. Auch die Luft Norditaliens war ihm gut bekommen. Aber als er über die Apenninen gewandert war und sich Rom genähert hatte, da ging sein Leiden an. Es war ein glühend heißer Sommer gewesen, und die Reise im Sonnenbrande hatte ihn recht angegriffen. Schon etwas matt war er nach Rom gekommen. Als ihn in den letzten Julitagen der junge Prediger der preußischen Gesandschaft, Heinrich Schmieder, in der Fabrik besuchte, da fand er ihn schon nicht recht wohl. Als der Geistliche sogleich das Gespräch auf Heimat und Elternhaus lenkte, da sagte Julius: „Meine Heimat ist Sachsen, und mein Vater ist Pastor bei Zschopau im Erzgebirge. Er wird wohl um mich besorgt sein, da ich so lange keine Nachricht von mir gegeben; aber sobald ich mich erholt habe, werde ich schreiben."

Leider erholte sich der junge Sachse nicht. Das harte Nachtlager, die dürftige Kost, der schlechte Wein,

das matte Wasser, wie es die Reise mit sich gebracht, das alles hatte seinen Körper so entkräftet, daß er zusammenbrach. Als ihn der Geistliche das zweite Mal besuchte, fand er ihn vom Fieber geschüttelt in dem Gasthofe, wo er abgetreten war. Dort konnte der Kranke indes nicht bleiben. Der Wirt ließ ihn in ein öffentliches Krankenhaus bringen, aber besser ward sein Zustand nicht; die Menge fremder Menschen, der Lärm der großen Anstalt, das unbequeme Bett, die Unkenntnis der Sprache, vor allem die Bekehrungsversuche eines deutschen katholischen Priesters, die gleich am ersten Tage eingesetzt hatten, bereiteten dem armen Kranken die größte Pein. Mit rührender Hingabe besuchte ihn Schmieder alle Tage und erhob gegen das Gebaren des römischen Priesters erfolgreichen Einspruch. Nach acht Tagen, so meinte er selbst, werde er ihn völlig genesen aus dem Krankenhause wieder holen können. Aber das Leiden verschlimmerte sich. Da besprach sich Schmieder mit den Barmherzigen Brüdern, die ein kleines, bequemes Krankenheim besaßen, und bat sie, den Kranken dort aufzunehmen. Sie sagten zu. Zunächst holte Schmieder den jungen Mann in sein Haus, dann brachte er ihn in die neue Pflege, und der Kranke fühlte sich in dem weichen Bette wirklich viel wohler als auf dem harten Lager von ehedem.

Da kam die große Wendung! War es bisher nur eine schleichende Krankheit gewesen, so brach nun das Fieber mit furchtbarer Gewalt aus. Die ganze Natur des Kranken war in Aufruhr, die Drüsen an den Kinnladen schwollen, der Magen versagte den Dienst, der Kranke behielt selbst die Arzenei nicht, die man ihm einflößte, er konnte nicht einmal mehr vernehmlich sprechen. Der Arzt erklärte seinen Zustand für bedenklich, der Pastor rief ihm trostreiche Sprüche zu,

betete mit ihm und schloß ihn am Sonntag, den 13. August, im Gemeindegottesdienst in das Kirchengebet ein. Am Nachmittage besuchte ihn Schmieder aufs neue. Die Zunftgenossen umstanden das Lager des Besinnungslosen. Der Pastor betete noch einmal für ihn. Nach einer Stunde hatte der Kranke vollendet.

Nun galt es, zum Begräbnisse zu rüsten. Die Kameraden sorgten für den Sarg, der Pastor erwirkte die Erlaubnis und sicherte ein Grab. Am 14. August trug man ihn hinaus, und bei Fackelschein senkte man sein sterbliches Teil in die römische Erde. So endete der Traum einer deutschen Jugend auf dem Boden Italiens.

Die erste Sorge des Pastors war, die Trauerkunde den fernen Eltern zu übermitteln. Im Landpfarrhause des Erzgebirges, so dachte er, weilt ahnungslos ein Amtsbruder, der über ein halbes Jahr von seinem Sohne nichts vernommen hat und dem nun das Traurigste mitgeteilt werden muß. Das muß mit aller Liebe und Schonung geschehen. Wenige Tage nach dem Begräbnis sah man den jungen Geistlichen am Schreibtische sitzen zu folgendem Briefe:

„Rom, den 19. August 1820.

Hochzuverehrender Herr Pastor! Sie werden wohl schon beim Eröffnen dieses Briefes ahnen, daß es eine besondere Fügung Gottes sein müsse, durch welche Ihnen diese Zeilen von einer fremden Hand und von einem sehr entfernten Orte zugeführt werden. Sie sind vielleicht schon im Voraus bange, daß irgend etwas Trauriges sich ereignet haben könnte; aber das Vertrauen auf den Herrn, der verwundet und heilt, der den Seinigen alles zum Besten dienen läßt, dessen unendliche Barmherzigkeit und Gnade zu verkündigen der selige Beruf Ihres Lebens ist, das Vertrauen auf

Ihren treuen Gott gibt Ihnen zugleich Mut und Fassung, in Gottes Namen anzunehmen, was Gott Ihnen zuschickt. Es ist im Auftrage Ihres lieben Sohnes Julius, daß ich Ihnen schreibe." Und nun erzählt er die ganze traurige Geschichte von der Erkrankung des jungen Mannes, von seinem vierzehntägigen Leiden bis zu dem letzten Seufzer, den er tat, um schließlich von seinem Begräbnis zu berichten: „Sein Ende ist ohne Schmerzen gewesen, und das Antlitz des Entschlafenen sah ruhig und heiter aus, wie wenn seine Seele im Scheiden dem Leibe noch einen Eindruck von dem Frieden und der Freude zurückgelassen hätte, die sie im ersten Augenblicke ihrer Befreiung empfand. Die Zunftgenossen des Verewigten, unter denen ich Ihnen besonders drei nenne, Gottlob Rudolph aus Chemnitz, Heinrich Bräutigam aus Berlin und — keinen Verwandten — Ludwig Wimmer aus Grüneberg, alle hatten sie ihn im Leben lieb und bewiesen dies auch, nachdem er verschieden war. Die Auslagen des Begräbnisses wurden von einer Kasse bestritten, welche die Gemeinde für solche Fälle gestiftet hat. Denn mancherlei Schwierigkeiten und Kosten werden hier den Protestanten gemacht, wenn sie ihre Toten begraben, auch dürfen sie nie vor Sonnenuntergang die Leiche in Bewegung setzen. Doch haben wir einen schönen stillen Gottesacker in einem entlegenen Teile der Stadt bei dem prächtigen Grabmal eines alten Römers, bei der sogenannten Pyramide des Cajus Cestius; dort links an der Pyramide in der Nähe eines Maulbeerbaumes ist die Ruhestätte Ihres seligen Herrn Sohnes. Den 14. August abends haben wir ihn bestattet. Seine Freunde und einige andere Deutsche standen in einem Halbkreis um das Grab her, zwei Fackeln erleuchteten den Platz, und ich hielt eine Standrede nebst den gewöhnlichen Gebeten; auch

die anwesenden Italiener bewiesen dabei Stille und Ehrfurcht. In jeder Hinsicht war das Begräbnis so würdig und feierlich, als es unter den obwaltenden Umständen in Rom nur möglich war. Wenn dieses auch Sie und die werten Ihrigen nicht über den Verlust eines geliebten Sohnes trösten kann — zu einem solchen Troste bedarf es ganz andrer Mittel, und Gott hat diese gewiß Ihnen auch durch seinen heiligen Geist gegeben — so werden Sie doch wenigstens vor dem herben, empörenden Gedanken gesichert werden, als wenn der geliebte Tote ohne Mitgefühl und Achtung behandelt worden wäre. Auch wenn Sie dem teuern Abgeschiedenen einen Denkstein setzen wollten, würde es keine Schwierigkeiten machen. Ein liegender Stein von der hier einheimischen Steinart, Tevertin genannt, mit einer Inschrift, drei Ellen lang, ist für zwanzig römische Scudi, ungefähr für 30 Taler sächsischen Geldes, zu haben, ein kleinerer mit einer kurzen Inschrift würde ungefähr die Hälfte kosten. Der Mantelsack und die Werkzeuge des Seligen sind von der sächsischen Charge d'officier in Empfang genommen worden, welche wahrscheinlich unter dem heutigen Datum, als dem ersten Posttage, nach Dresden berichten wird. Das Werkzeug würde man hier verkaufen können. Was der Mantelsack enthalten mag, weiß ich nicht, bares Geld wird sich, nach der eigenen Äußerung Ihres seligen Herrn Sohnes zu urteilen, schwerlich viel finden. Das wenige Geld, das er bei sich hatte, nebst den Kleidungsstücken, die er an sich trug, ist dem Gebrauche gemäß der wohltätigen Anstalt anheimgefallen, die ihn in seinen letzten Tagen aufgenommen hatte. Was er an Papieren bei sich gehabt, muß die Untersuchung des Mantelsackes ausweisen. — Der Gott alles Trostes erquicke Sie und alle, die durch den frühen Heimgang des Jünglings betrübt sind, und

gebe Ihnen die freudige Zuversicht einer seligen Wiedervereinigung bei unserm Herrn Jesu Christo, der alle zu sich ziehn will, die sich ihm vertraun, auf daß sie in der Gemeinschaft mit allen Heiligen an seiner Herrlichkeit teilnehmen. Wenn Sie in Rom irgend etwas bei der sächsischen Charge d'officier oder sonst zu besorgen haben, so bin ich herzlich gern bereit, Ihnen zu dienen. Für diesen Fall schreibe ich Ihnen meine Adresse: **Signore Enrico Schmieder, Tedesco, Roma Piazza Margana No. 29.** Mit aufrichtiger Teilnahme und ausgezeichneter Hochachtung, hochzuverehrender Herr Pastor, Ihr dienstwilliger Mitarbeiter in Christo Schmieder, königlich preußischer Gesandtschaftsprediger."

Das Schreiben trug die Aufschrift: „Sr. Hochwohlehrwürden dem Herrn Landprediger Wimmer bei Zschopau im sächsischen Erzgebirge, Alta Germania Nord." und die Bemerkung: „Ein wohllöbliches Postamt zu Zschopau wird ersucht, diesen Brief schnell und sicher an seine Adresse zu befördern, die nicht bestimmt hat ausgedrückt werden können." Der Brief kam richtig im Pfarrhause zu Krumhermersdorf an, aber ach! er erreichte den Pfarrer nicht mehr, denn bereits im Mai 1820 war dieser heimgegangen. Das Pfarrhaus war ein Trauerhaus geworden, und schluchzend las die Witwe den Ihren vor, was Pfarrer Schmieder aus Rom geschrieben hatte. Als der Sohn so lange keine Nachricht gab, hatte sie eine leise Ahnung, daß einmal eine Trauerbotschaft eintreffen werde, und ein Mutterherz täuscht sich so leicht in seinen Ahnungen nicht.

Die Familienglieder sind fast alle gestorben, und so ist der Brief aus Rom in meine Hände gekommen. Ich lese ihn niemals ohne Herzensbewegung. Es ist ein rührender Bericht von dem tragischen Geschick

eines hoffnungsvollen Jünglings und zugleich ein Ehrenzeugnis echter Seelsorgerliebe. Der Pastor Schmieder, der erste preußische Gesandtschaftsprediger in Rom, war ein herrlicher Mann; er erlebte ein selten hohes Alter, sein Brief aus Rom ist 1820 geschrieben, und der Mann, der ihn schrieb, ist erst 1893 heimgegangen im gesegneten Alter von hundert Jahren.

24. Registrators Ältester.

Der Ölsnitzer Registrator Gottlob Friedrich Schuster, der später Kreissteuereinnehmer in Dresden ward, hatte drei Söhne und eine Tochter. Sie waren alle begabt und strebsam; den hellsten Kopf hatte der älteste, Friedrich mit Namen.

Was soll einmal aus dem Burschen werden? Studieren? Ja wenn das möglich wäre! Aber die Mittel eines kleinen Beamten sind zu beschränkt dazu. Später kann es vielleicht einmal möglich werden, die Jungen auf die Gelehrtenschule zu schicken, wenn der Gehalt des Vaters darnach ist, aber jetzt ist's undenkbar. Ob man nicht für den ältesten einen Lebensberuf wählen könnte, der weniger kostet als das Studium und doch dem jugendlichen Geiste ebenso reiche Nahrung bietet? Registrators Fritz wählte den Apothekerberuf. Nachdem er die Stadtschule zu Ölsnitz besucht und sich bei Herrn Tanzer die Anfangsgründe des Lateinischen angeeignet hatte, ward er Ostern 1806 als Lehrling in die Erb'sche Apotheke zum Einhorn in Hof gebracht. Der Besitzer, Johann Salomon Erb, war ein gestrenger Lehrherr. Er verlangte von seinen Leuten viel, und wer ihm nicht genügte, flog hinaus. So sind von zehn Lehrlingen, die ihm am Anfang des Jahrhunderts übergeben worden sind, nach einander nicht weniger als neun hinausgeflogen, sie hatten nicht

die Kraft, bis zum Schlusse der Lehrzeit auszuharren. Der zehnte hielt aus, Friedrich Schuster aus dem Vogtlande, und wenn Herr Erb noch so streng gewesen wäre, denn der junge Mann war Strenge von seinem Vater her gewöhnt.

Kurz nach seinem Antritt in der Erb'schen „Offizin" hatte er ein kleines Erlebnis, an das er zeitlebens dachte. Damals war böse Zeit im deutschen Vaterlande. Der Franzmann stand auf deutschem Boden. Das Vogtland diente dem Feinde als Zugangsstraße nach dem Herzen Deutschlands. Die Scharen des Marschalls Soult zogen damals auch durch Hof. Die braven Bewohner des Städtchens schrien Ach und Weh. So rohe Gesellen hatten sie noch niemals kennen gelernt. Was das Elend noch vermehrte, war dies, daß in Hof niemand mit den Rothosen sich verständigen konnte, da keins ihrer Sprache mächtig war. Das erboste die Banden und führte zu Greuelszenen, die aller Beschreibung spotteten.

Da erschien zum Glücke noch zur rechten Zeit ein Retter in der Not auf der Bildfläche, und das war der kleine vierzehnjährige Apothekerlehrling, der kaum ein halbes Jahr in der Lehre war. Er konnte französisch. Er hatte es auf der Schulbank nach Abbé Mozins Grammatik, einem damals sehr beliebten Lehrbuch, gelernt. Kaum war es ruchbar geworden, daß der Knabe die Sprache der Feinde verstände, da strömten die Hofer Bürger zur Apotheke und baten den Kleinen um seine Hilfe. Er tat, was er konnte, und bald war die Apotheke von Freund und Feind umlagert, in hundert Streitfällen sollte der Junge den Dolmetscher und den Friedensstifter machen. Sein Auftreten wirkte auf die Franzosen wie ein Wunder. Sie freuten sich, daß doch einer ihre Sprache verstand und sie so gewandt zu sprechen wußte, als ob er

mindestens in der Provence geboren sei. Sie fühlten sich geschmeichelt, daß er sie in gutem Französisch bediente, und wurden ganz zahm und manierlich. Le petit français ward für sie der Held des Tages. Sie streichelten ihn und überhäuften ihn mit Liebkosungen. So ward manches Unheil verhindert, und vieles löste sich durch die Vermittlung des kleinen Helden in Wohlgefallen auf. Als die Franzosen am andern Tage dem Städtchen den Rücken kehrten, da erkannte der Stadtrat öffentlich an, daß der „kleine Franzose" der Bürgerschaft die dankenswertesten Dienste getan.

Der kleine Franzose hat den Seinen von seinem Erlebnis am 9. Oktober 1806 gern und oft erzählt, und als der fünfzigste Jahrestag kam, da sagte der Greis: „Solch einen Tag muß man feiern" und gab seiner Familie ein kleines Fest.

* * *

Nach ausgestandener Lehrzeit erhielt der Jüngling, zum Apothekergehilfen ernannt, einen schönen Lehrbrief und ging auf die Wanderung, nach Regensburg, nach Bamberg, nach Gießen, nach Dresden, nach Berlin. In den Universitätsstädten hörte er nebenbei fleißig Kollegien. In Dresden trat er dem berühmten Doktor Adolf Struve nahe, der die künstlichen Mineralwässer erfand. In Berlin arbeitete er in der weltbekannten Rose'schen Apotheke und schloß mit dem gelehrten Brüderpaare Valentin und Gustav Rose Freundschaft. Von der preußischen Hauptstadt aber holte ihn Struve nach der sächsischen zurück, um ihn zum Verwalter der ihm gehörigen Apotheke zum König Salomo zu machen. An einem Frühlingstage 1819 stand der junge Mann vor dem Stadtgerichte zu Dresden, um in Gegenwart des Bürgermeisters und des Doktor Struve einen feierlichen Eid

zu leisten: „Ich, Christian Friedrich Schuster, gelobe und verspreche hiermit, daß ich, nachdem ich für die hiesige Salomonisapotheke zum Provisor erkieset worden, die Medizinalgesetze pünktlichst befolgen, der obersten Medizinalbehörde und dem hiesigen Physikus in allen Dingen den schuldigen Gehorsam leisten, die Pflichten eines gewissenhaften Apothekers und Provisors genau erfüllen, die Apotheke mit den vorgeschriebenen Arzeneimitteln in der erforderlichen Menge und von der besten Beschaffenheit versehen, notwendige, mehr als einen Tag dauernde Reisen der Obrigkeit vorher anzeigen, die Apotheke aber niemals, auch nie auf eine Nacht ohne einen genüglich erfahrenen Stellvertreter verlassen, mit der Ausübung der innern und äußern Heilkunde mich nicht befassen, die von den Ärzten kunstmäßig verschriebenen Arzeneimittel nach dem Inhalte der Rezepte bereiten, besonders nicht willkürlich ohne Erlaubnis des Arztes statt eines verordneten Arzneimittels ein anderes anwenden, Gifte, welche nebst den dazu bestimmten Wagen und Geschiren von den eigentlichen Arzeneimitteln durchaus abgesondert sein müssen, ohne glaubhafte Sicherheitsscheine nicht verkaufen, das Verderben der Arzeneien sorgfältig verhüten, die Arzeneien nicht über die gesetzliche Taxe verkaufen, mit Ärzten, Chirurgen und meinen Kollegen in guter Eintracht leben, die sämtlichen Geschäftsbücher eines Apothekers aber in der vorschriftsmäßigen Ordnung halten und führen will.“ Er hob die rechte Hand und schwur: „Alles, was mir anjetzt vorgelesen, auch von mir wohl verstanden worden, solches will ich stets fest und unverbrüchlich, auch getreulich und ohne Gefährde halten, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum, seinen Sohn.“

* * *

Das verantwortungsreiche mühevolle Amt verwaltete Schuster bis 1823. Er besaß das volle Vertrauen seines Herrn vom ersten bis zum letzten Tag. Einen solchen Mann konnte Struve weiter verwenden. Er hatte in Dresden und in andern Städten Deutschlands Kuranstalten eingerichtet, wo sein künstliches Mineralwasser verabreicht ward, und plante, seine Erfindung auch über Deutschland hinaus bekannt zu machen. Da entsandte er 1823 seinen Provisor Friedrich Schuster nach England. Die Eltern und Geschwister sahen es ja nicht gern, daß Fritz übers Meer fuhr; das war damals noch eine gefährliche Sache. Aber er war ein unternehmender Geist, und für Adolf Struve wäre er durchs Feuer gegangen. So nahm er denn von den Seinen Abschied und richtete erst in Brighton, dann in London den Betrieb der Struve'schen Wässer, die Bereitung und die Trinkanstalten ein. Drei Jahre währte sein Aufenthalt in dem Inselreich. Mit Eifer widmete er sich seinem Berufe, mit offenem Auge beobachtete er das Leben der Engländer, die englischen Sitten und Unsitten, die englische Schiffahrt und Baukunst, die englische Industrie und Landwirtschaft. Im Jahre 1825 hatte er Gelegenheit, die erste Eisenbahn zu sehen, wie sie George Stephenson eingerichtet hatte. Mit reichen Eindrücken kehrte er 1826 nach dem geliebten Vaterlande, nach dem heimischen Dresden zurück; und das Englische hatte er so gut gelernt, daß er es beherrschte wie seine Muttersprache.

* * *

Nach seiner Rückkehr hätte er sich gern eine Apotheke erworben, wenn die Preise nicht so unerschwinglich hoch gewesen wären; als Provisor wollte er nicht gehen, da er in Dresden und in England lange Jahre selbständig gewesen war. Er war im Auslande von

der dort hochentwickelten Landwirtschaft mächtig angezogen worden und übernahm ein Landgut im Vogtlande, das sein Vater einige Jahre vorher erworben hatte. Mit Eifer widmete er sich in Unterlosa bei Plauen seinem neuen Berufe, trieb Viehzucht, legte eine Kunstwiese an und versuchte sich in Waldkultur. Der erfahrene Mann konnte den Bauern weit und breit gute Ratschläge geben, und was Herr Schuster gesagt hatte, das galt ihnen als Evangelium. Mitunter weckte sein kühnes Zugreifen Verwunderung. Als einmal in der Gemeinde von Felddieben vieles gestohlen worden war, schritt er energisch ein. „Wollen wir nicht einen Feldwächter anstellen?“ frug er seine Bauern. „Ja, ja, Herr Schuster“, antworteten sie, „das wird das rechte sein“. „Und wißt ihr, wen wir dazu wählen? Den größten Spitzbuben, den wir haben“. Die Bauern hielten das für einen üblen Scherz, aber Schuster bestand darauf. Mit seiner Menschenkenntnis hatte er vorausgesehen, daß der größte und frechste unter den Felddieben, wenn ihm das Amt des Wächters übertragen werde, es für eine Ehrensache halten würde, keinen seiner ehemaligen Kumpane aufkommen zu lassen, sondern sie alle unschädlich zu machen. So ähnlich war auch sein Hausregiment. Er hielt darauf, daß allsonntäglich ein Glied der Familie ins Kirchdorf zum Gottesdienste fuhr. Einmal im Winter war das Rößlein lahm geworden, und Marie, die Tochter, die an der Reihe war, bemerkte, mit dem Kirchenbesuche sei da heute selbstverständlich nichts. „Was?“ sagte der gestrenge Vater, „der Schlitten steht schon vor der Tür!“ Er hatte statt des erkrankten Pferdes den größten Ochsen an den Schlitten spannen lassen. Fräulein Marie mußte Platz nehmen. Schwerfällig trottete das Rind vor dem Schlitten her. Die Bauern machten lange Hälse, als sie das seltsame

Gefährt erblickten. Die Dorfjungen kugelten sich vor Vergnügen im Schnee. Schluchzend saß Marie in der Ecke des Rennschlittens, das Gesicht mit dem Muffe bedeckt, um nicht gesehen zu werden. Und sie mußte doch auch in derselben Weise zurückkutschieren, wie sie gekommen war.

* * *

Herr Schuster war durch sein Wirken so bekannt geworden und hatte sich in landwirtschaftlichen Kreisen so viel Achtung und Liebe erworben, daß ihm auf der Höhe des Lebens ein schönes Ehrenamt übertragen ward. Sachsen hatte 1831 eine Verfassung erhalten, und es galt 1833 erstmalig Abgeordnete zum Landtage zu wählen. Da ward zum bäuerlichen Vertreter des Vogtlands in der zweiten Kammer Herr Schuster erkoren. Und er war der rechte Mann dazu, ein Mann von warmem vaterländischen Empfinden und reifem Verständnis für das, was dem Volke frommt. Er huldigte einem gemäßigten Fortschritt. Gern erzählte er den Seinen, wie er mit den Landständen bei König Anton zu Gaste war, und wie einmal ein freigesinnter Herr von Adel, Herr von Watzdorf aus dem Vogtlande, ein ihm vom König verliehenes Ordenskreuz zurückwies. Über letzteres Erlebnis fand sich in seiner Mappe ein heiteres Gedicht, das den Hergang frei nach Schillers Handschuh in folgender Weise schilderte:

Der Landtag war berufen,
Und hoch auf goldnen Stufen
Saß König Hans
Und um ihn die Großen der Krone
Und unten, ganz unten am Throne
Die Minister im bunten Kranz.
Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf tut sich der goldene Zwinger,
Und herein mit bedächtigem Schritt
Ein Landstand tritt

Und sieht sich stumm
Ringsum,
Fängt an zu gähnen
Und tut sich dehnen
Und recket die Glieder
Und setzt sich nieder.
Und der König winkt wieder;
Da öffnet sich schnell
Ein zweites Tor,
Daraus tritt auf der Stell'
Noch ein Landstand hervor.
Ach, wie er die Minister erschaut,
Er kaum sich zu reden getraut,
Dreht zierlich und steif
Einen langen Komplimentenschweif,
Spricht einige Worte
An unrechtem Orte
Ohne Verstand und Sinn
Und setzt sich hin.
Doch im Volke murrend
Scharrt's grimmig schnurrend,
Tobt's auf und nieder.
Und der König winkt wieder.
Da treten zu der Minister Graus
Zwei Liberale auf einmal heraus,
Die sprechen zu des Königs Schreck
Ein freies Wort von der Leber weg
Und reden laut und reden viel
Und alles im liberalen Stil.
Da schneiden die Minister entsetzliche Fratzen.
Und selbst die Majestät wird still,
Sie weiter nichts hören will,
Denn schwül wird's ihr und heiß.
Doch in des Volkes Kreis
Klatscht alles hoch auf in die Tatzen.
Da reicht von des Thrones Rand
Der König ein buntes Band,
Daran hängen gar zierlich und fein
Zwei Kreuzelein.
Und zum ersten Redner schmeichelnd er weist,
Ein Minister spricht mit süßem Munde:
„Mein Herr, Ihr sprecht so warm und heiß
Für's Volkes Wohl in dieser Stunde;
Nehmt dies als Dank vom König hin."

Und sieh', des Liberalen Sinn
Wird flugs so kleinlaut, zahm und dünn.
Er dankt entzückt dem Überbringer,
Schweigt still nach Hofes Sitte,
Steckt auf des Busens Mitte
Das Kreuzchen er mit stolzem Finger;
Und als dies muß das Volk erschaun,
Kann's kaum den eignen Augen traun.
Da tritt mit gleichem Schmeichelblick
Zum zweiten Redner in der Runde
Der Minister mit lächelndem Munde
Und reicht ihm hin dasselbe Glück.
Doch dieser sieht ihn an und spricht:
„Für meines Vaterlandes Wunde
Paßt solch Ministerpflaster nicht!"
Und arretiert ward er zur selbigen Stunde.

* * *

Auf seinem Gute lebte Schuster zwanzig Jahre. Aber ein besonderer Umstand bewog ihn, sein Anwesen zu verkaufen. Es war in Plauen ruchbar geworden, daß der Gutsbesitzer von Unterlosa vorzüglich englisch verstehe. Das machten sich zahlreiche junge Kaufleute zu nutze. Sie kamen heraus zu ihm und ließen sich im Englischen unterrichten. Bequemer war's freilich, wenn der Herr Schuster zu ihnen nach Plauen herein fuhr. Und so geschah es auch. Seit 1844 kam er herein, trank im „Löwen" sein Glas Bier und gab dann in einem Nebenzimmer Stunden. Das sprach sich im Städtchen herum, und der Stunden wurden so viele, daß er beschloß, 1846 seinen Besitz zu veräußern und ganz nach Plauen zu ziehen, wohin sich in demselben Jahre seine Tochter Marie verheiratete. Nun wurden der Stunden erst recht viel. Plauen war eine aufstrebende Stadt, Industrie und Handel blühten, es gab eine Fülle junger, bildungseifriger Kaufleute, jeder wollte bei Herrn Schuster englisch lernen, und auch ältere Leute wie der Herr Superintendent nahmen bei ihm Unterricht. Fünfzig Schüler und Schülerinnen

kehrten allwöchentlich bei ihm ein. Er hat den Sinn für englische Sprache in Plauen angeregt und wirksam gehoben und ward auf seine alten Tage noch als öffentlicher Lehrer für englische Sprache an der Gewerbe- und Realschule zu Plauen angestellt. Im Hause seines Schwiegersohnes, dem Doktorhaus auf der Endegasse, hat er, von Enkeln umgeben, einen köstlichen Lebensabend gehabt. Im Jahre 1857 ist er heimgegangen.

* * *

Da meine Mutter sein einziges Kind war, ist sein gesamter schriftlicher Nachlaß in unsrer Familie geblieben und auf mich übergegangen. Es ist mir immer eine Lust gewesen, in seinen Briefen und Aufzeichnungen zu kramen, schon seine Handschrift bekundet den reichen Geist. Sein Bild, von Matthäi gemalt, hängt in meinem Zimmer. Wenn ich dies Antlitz betrachte mit der hohen Stirn und den klar blickenden Augen, dann denk' ich: Den möchte ich gekannt haben! —

---

25. Das fremde Kind.

Wie wunderlich gestaltet sich oft ein Menschenleben! Welch seltsame Wege geht der Lenker aller Dinge mit den Seinen! Und sie sind doch die rechten.

* * *

In einem kleinen Städtchen des Schwabenlandes wird 1793 ein Kind geboren, ein blondes Mädchen, Barbara mit Namen. Vor Jahresfrist hatten die Eltern den Herzensbund geschlossen. Es würde sich alles so schön gestaltet haben, wenn nicht eine dunkle Wolke heraufgezogen wäre über das junge Haus. Kurz vor der Geburt des Kindchens legt sich der Gatte hin und stirbt. Niemals hat die Kleine ihren Vater

kennen gelernt. Schon ein Jahr, nachdem sie den Brautkranz getragen, mußte die junge Mutter sich in den Witwenschleier hüllen. Gleich als Waisenkind erblickte die Kleine das Licht der Welt.

* * *

Wenn ein Weib in blühenden Jahren zur Witwe wird und für ein Kind zu sorgen hat, dann liegt es nahe, daß sie sich wieder nach einem glücklichen Leben sehnt. So geschah's auch hier. Ein junger Künstler reichte der Witwe die Hand und nahm das Kind mit in sein Haus. Aber dieser Mann war ein Franzose, es fehlte ihm das deutsche Gemüt, und die kleine Barbara hatte es bei ihm nicht gut. Oft weinte die Kleine; und wenn man Lieblosigkeit erntet, wo man Liebe erwartet, da müssen wohl die Tränen fließen. Da schlug sich die Großmutter ins Mittel und brachte die Kleine zu entfernten Verwandten nach Dresden, damit sie erfahre, was Liebe sei.

* * *

In der sächsischen Residenz lebte seit den achtziger Jahren ein würdiger Privatgelehrter, ein Theolog, der ein blühendes Erziehungsinstitut besaß. Er hatte keine Kinder und war doch ein großer Kinderfreund. Als der die kleine Barbara kennen lernte, fand er große Freude an dem lieblichen Kind und sagte eines Tages zu seiner Gattin: „Würdest du damit einverstanden sein, wenn wir die Kleine in unser Haus nähmen und als unser Kind betrachteten? Ich glaube, wir fahren nicht schlecht damit und tun an dem armen Wesen ein gutes Werk.“ Die Gattin war es zufrieden, im Jahre 1807 ward die Kleine an Kindesstatt angenommen. Sie war ein sanftes, gutes Kind und hing an den Pflegeltern, als wenn es die eigenen Eltern wären. Sie gaben ihr eine treffliche Bildung

und waren glücklich, eine Tochter zu haben, der sie ihre ganze Liebe bekunden konnten. Mit Freuden sahen sie ihre Barbara zur blühenden Jungfrau heranwachsen.

* * *

Barbara mochte etwa fünfundzwanzig Jahre alt geworden sein, da begann die Pflegemutter zu kränkeln. Die Krankheit dauerte Jahre lang. Mit rührender Sorgfalt pflegte sie die Tochter und machte fast täglich den Weg zur Apotheke. Dort bediente sie ein junger Mann, dem das ernste Mädchen wohlgefiel. Er beobachtete sie, er fühlte sich mächtig zu ihr hingezogen und meinte: wenn du einmal wählen kannst, dann könnte es nur ein Wesen sein wie sie. Es war vorläufig nicht daran zu denken, daß er sich dem Fräulein offenbarte, denn der Weg zum Traualtare war für ihn noch weit, aber in seinem Herzen trug er sie; und obgleich er sich nie etwas merken ließ, fühlte sie deutlich, daß sie dem Provisor nicht gleichgiltig war.

* * *

Am 29. März 1826 läuteten vom Kreuzturme zu Dresden die Glocken. Ein Brautzug bewegte sich zum Altar. Ein Pastor spricht den Segen über ein junges Paar, das von einigen älteren Männern und Frauen auf das wärmste beglückwünscht wird. Wir erkennen in dem jungen Manne den Provisor von ehedem und in der Braut Jungfer Barbara. Der Bräutigam hatte inzwischen die Welt gesehen und sich eine Existenz gegründet, und nun nach zehn Jahren durfte er die Geliebte heimführen; seine alten Eltern hatten das noch erleben dürfen, und auch Barbaras Pflegevater war noch am Leben. Dankbaren Herzens zogen die jungen Eheleute nach dem Vogtlande, wo ihnen ein bescheidenes, aber trauliches Heim bereitet war. Hier waltete

mehr denn dreißig Jahre Frau Barbara als fleißige Hausfrau an der Seite des Gatten.

* * *

Im Hause der einzigen verheirateten Tochter verlebten die zwei ihre alten Tage. Erst starb der Gatte, beweint von Kind und Kindeskindern. Nach zwei Jahren folgte ihm die Gattin nach, nunmehr glückliche Großmutter von sechs Enkelkindern. Wie dankbar war sie für ihre Lebensführung! Als fremdes Kind war sie einst vom Schwabenlande nach dem Sachsenlande gekommen, und hier in der neuen Heimat war ihr ein reiches Glück erblüht.

* * *

Ich habe sie noch dunkel in Erinnerung, die stille, sanfte Frau mit der großen weißen Haube, Frau Barbara Schuster geborene Braun, wie sie sich über das Bett des Enkelkindes beugte und mir das Wiegenlied sang. Die Mutter sah ihr später zum Verwechseln ähnlich. Noch besitz' ich ihr Bild und von der Hand ihres Pflegevaters alte vergilbte Papiere, die ihr zur Ehre gereichen. Als der junge Apotheker Friedrich Schuster bei ihrem Pflegevater Thomas Hartmann von England aus, wo er damals lebte, um ihre Hand anhielt, da schrieb ihm dieser folgenden Brief: „Sie haben mir Ihr Herz offenbart, und ich freue mich über Ihr Zutrauen. Ihr Entschluß, ferner ein ruhiges, stilles und zufriedenes Leben zu führen, ist Ihnen nicht zu verdenken. Sie haben daher meine Tochter Babette zu Ihrer Lebensgefährtin ausersehen. Ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie dabei sowohl Ihrem Herzen als auch Ihren reifen Einsichten gefolgt sind. In Gottes Namen gebe ich Ihnen daher meinen Beifall und meine Zustimmung, so wie sie auch Ihr guter Vater in Gegenwart meiner Babette auf meiner Stube gegeben

hat. Möge diese Verbindung gesegnet sein und eine reiche Quelle dauerhafter Freuden werden. Meine Tochter ist zwar nicht reich, aber sie hat eine unbegrenzte Liebe zu Ihnen, ist gut, häuslich und wirtschaftlich, und so viel ich wahrnehmen kann, liegt Ihnen daran mehr als an dem Besitze einer vermögenden Frau." Als Nachschrift fügte diesem Briefe die glückliche Braut folgende schlichten Worte hinzu: „Recht viel Freude hast Du mir mit dem kleinen Mohr — einem Schattenriß — gemacht; ich betrachte ihn täglich, und mit brennender Sehnsucht sehe ich dem Augenblick entgegen, wo mir die Seligkeit zu teil wird, das geliebte Original zu umarmen."

Als Barbara heiratete, stellte ihr der Pflegevater für die Behörden folgendes ehrende Zeugnis aus: „Vorstehende Barbara Braun wurde in Nagold im Württembergischen geboren. Ihr Vater war der Instrumentenmacher Braun, der aber vor ihrer Geburt gestorben ist. Ihre Mutter, eine geborene Kummer, hat sich nach einiger Zeit an einen französischen Maler Namens d'Aprix verheiratet, von dem aber die Stieftochter ganz vernachlässigt worden ist. Dies bewog mich, sie bei ihrem mehrjährigen Aufenthalt allhier 1807 mit Bewilligung der Eltern an Kindesstatt auf- und anzunehmen und in allen nötigen weiblichen Dingen zu unterrichten und unterrichten zu lassen. Durch Fleiß, sittliches Betragen und durch innige kindliche Liebe gegen mich und meine verstorbene Frau Francoise Susanne geborene Prevost hat sie sich rühmlich gezeigt, besonders bei letzterer durch treue Pflege in ihrer langwierigen Krankheit sich den größten Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben. Nach meinem Tode soll meine Pflegetochter laut meines den hiesigen Stadtgerichten übergebenen Testamentes Universalerbin meines ganzen Nachlasses sein." Der alte Herr

zog mit der Tochter nach ihrer Verheiratung mit nach Unterlosa bei Plauen, wo er 1828 hochbetagt starb. Kurz vor seinem Scheiden nahm er Gelegenheit, seiner Barbara noch einmal seine tiefe Dankbarkeit für alles zu sagen, was sie ihm gewesen war. Das fremde Kind war ihm die Freude seines Lebens, die Wonne seines Herzens geworden.

26. Sturm und Drang.

Im Jahre 1849 wurde die ganze deutsche Welt, auch das sächsische Volk von einem eigenartigen Fieber ergriffen, dem Freiheitsfieber. Es gärte in den Köpfen der Leute, man verlangte stürmisch nach einer Neuordnung der politischen und sozialen Verhältnisse, und nicht bloß jugendliche Stürmer und Dränger sammelten sich um den Freiheitsbaum, auch reife, besonnenere Männer wurden von dem wilden Taumel angesteckt, der durch die Lande ging.

Damals lebte im oberen Vogtland, in Schönberg bei Brambach, ein junger Landwirt Fritz Rödiger. Er war ein begabter Mensch, hatte ein gutes Mundwerk und wußte geschickt mit der Feder umzugehen. Er war die Seele der Freigesinnten, hielt flammende Reden und zog in einem Blättchen „Die Brille", scharf gegen alles zu Felde, was ihm nicht behagte. Nicht weit davon, in Adorf, wohnte sein Freund, der Advokat Karl Blanckmeister, auch solch ein Freiheitsmann, der mit seinen Reden die Welt aus den Angeln zu heben meinte; die kleine Stadt an der Elster war damals ein Herd der freiheitlichen Bestrebungen, dort schwirrten die Maikäfer nur so in der Luft herum.

Doch die Maikäferzeit dauerte nicht lange. Es wehte bald eine andere Luft, die derartige Tierchen nicht vertragen konnten. Die Freiheitsmänner wurden

verhaftet und abgestraft. Manche hatten sich ja rechtzeitig durch die Flucht den Gerichten entzogen, aber viele ereilte ihr Schicksal, und dazu gehörten die beiden Freunde vom oberen Vogtland, der Rödiger und der Blanckmeister. Man fing zuerst den Rödiger ein und steckte ihn in die Adorfer Fronveste, und nach wenigen Wochen kam der Blanckmeister nach, jener auf Nummer zwölf, dieser auf Nummer dreizehn.

Da saßen sie nun, die Zwei, im Untersuchungsgefängnis und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Der Urteilsspruch lautete bei dem Advokaten auf zehn Jahre und bei dem Landwirt auf zwölf Jahre vier Wochen „Waldheim". Das war der Lohn für die aufreizenden Reden, die sie gehalten hatten.

Schon als der Spruch verkündet wurde, reifte in den Herzen der zwei der Entschluß zur Flucht. Sie durften zwar in ihrem Gewahrsam nicht mit einander reden, aber da die Zellen übereinander lagen, hatten sie längst eine Art Telegraphie erfunden, mit der sie doch miteinander verkehrten. Sie verständigten sich sehr gut durch Klopfen. Eines Tages hatte man ihnen zu verstehen gegeben, daß die Übersiedlung nach Waldheim im Gange sei. Da telegraphierte Blanckmeister dem Genossen: „Heute Nacht, vorwärts!" Es war gerade eine Sonnenfinsternis, die alle Welt in Atem hielt. Das war die günstigste Nacht zum Ausbruch.

Sie hatten sich längst verständigt, daß der Weg zur Freiheit am besten durch den Ofen zu nehmen sei. Die Öfen der Fronveste mündeten nach den Korridoren. Als es zwölf Uhr geschlagen, arbeitete sich zunächst Rödiger durch den engen, rußigen Bau, dann half er Blanckmeister befrein. Alles schlief, es war nichts zu befürchten. Wie die Schornsteinfeger standen sie einander gegenüber. So konnte man nicht in die Welt hinaus. In einer leeren Zelle wurden die Kleider

gewechselt. Dann ging's auf's Dach, den Blitzableiter hinab, über den Gartenzaun und im Morgendämmer über die Elster hinaus in den dunkeln vogtländischen Wald. In einem Kornfelde rasteten sie. Im Dorfe Bergen hatte Rödiger einen Freund, der gab ihm ein Brot, und so war man doch einigermaßen mit Nahrung versorgt.

Am nächsten Morgen durchtönte das Städtchen die schier unglaubliche Kunde: „Sie sind fort!“ Ein ganzes Heer von Gendarmen wurde aufgeboten, die entflogenen Vögel zu fangen, man vermutete, daß sie schon weit im Süden seien oder auf dem Wege nach einer norddeutschen Hafenstadt. Aber sie weilten noch immer im Vogtland. Sie nahmen ihren Weg nach Greiz, zogen durch das Großherzogtum Weimar, und niemand behelligte sie. In einem Orte Thüringens lasen sie in der Leipziger Zeitung ihren Steckbrief. Da hatte der Justizamtmann von Adorf ein nettes Konterfei von ihnen entworfen. Bei Blanckmeister hieß es: „Alter: 32 Jahre. Größe 65½ Zoll. Haar und Schnurrbart braun und struppig. Kleider: eine schwarze Tuchmütze, böhmische Fasson, eine blaugestreifte schwarze Tuchhose und eine schwarze Tuchweste, ein dunkeltuchener Rock.“ Noch drastischer war Rödiger gezeichnet: „Besondere Kennzeichen: hat eine angehende Glatze, Sommersprossen, ein sehr freies Benehmen und affektiert häufig den obervogtländischen Dialekt.“

Im Thüringerlande trennten sich ihre Wege. Rödiger wandte sich nach der Schweiz, wo er später wieder als Landwirt tätig war. Blanckmeister aber suchte eine Hafenstadt im Norden zu erreichen; es gelang ihm, von Bremen aus nach Amerika zu entkommen. Er hatte Frau und Kinder. Diese schifften sich alsbald auch nach der neuen Welt ein. In Neuyork

trafen sie zusammen. Dort lebte er erst als Berichterstatter für Zeitungen, dann als Photograph und ist erst 1883 gestorben.

Die Beteiligung an der freiheitlichen Bewegung war bei vielen nichts weiter als eine Jugendtorheit. Aber sie ist manchem teuer zu stehen gekommen. Die Familie empfand den Jugendstreich Karl Blanckmeisters als eine schwere Verirrung und litt darunter sehr.

Als 1918 ähnliches geschah in deutschen Landen wie 1849, da sagte Einer zu mir: „Ihr Oheim hat einen Fehler gemacht. Wenn die beiden siebzig Jahre gewartet hätten, dann wär' es ihnen besser bekommen, dann hätten sie nicht in die Schweiz und nach Amerika gemußt, dann wäre der Rödiger Minister geworden und der Blanckmeister mindestens Kreishauptmann."

---

27. Ein Trauerspiel.

Viele meiner Ahnen und Verwandten haben zeitlebens von der Wiege bis zum Grabe ein stilles und geruhiges Dasein geführt. Harmonisch verlief ihre Kindheit und Jugend, ohne Kämpfe und Prüfungen das Mannesalter, und bei ruhiger See glitt ihr Lebensschifflein in den Hafen der Ewigkeit. Aber auch an solchen fehlt es nicht, deren Lebensgang von Stürmen und Gewittern begleitet war. Schon in früher Jugend türmten sich dunkle Wolken über ihrem Haupt, und es war ihnen nicht an der Wiege gesungen, wie sehr sie mit den Wogen kämpfen müßten, bis ihr Nachen im tosenden Strudel rettungslos versinken sollte.

* * *

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in Adorf der Gerichtsamtmann Jani. Er hatte die Tochter des Finanzprokurators Becker ge-

heiratet und führte mit ihr einen glücklichen, mit Kindern gesegneten Ehestand. Sein Schwiegervater besaß zwei Rittergüter im obern Vogtlande, Schilbach bei Schöneck und Breitenfeld bei Markneukirchen. Das eine hatte er seinem ersten Schwiegersohne, dem Herrn von der Lühe, überschreiben lassen, das andere hatte Jani erhalten. Mit einem stattlichen Rittergute und einem stattlichen Amte ließ sich leben, und Herr Jani beklagte sich keinesfalls, daß ihn das Geschick stiefmütterlich behandelt habe, er war seinem Gotte innig dankbar, daß er es ihm hatte gelingen lassen. Seine Tüchtigkeit im Berufe hatte ihn in den sächsischen Landtag geführt, und dort war er eine Stütze der Königstreuen. Wie oft hatte der brave Mann von der Rednerbühne darauf hingewiesen, daß das Glück des Volkes auf zwei heiligen Säulen ruhe, auf Gottesfurcht und Gerechtigkeit.

Jani war eine weiche Natur und sah manche Zeiterscheinung, die andre ganz natürlich fanden, mit bedenklichen Augen an. Als aber 1849 die Sturmglocken läuteten im Sachsenlande, als man die rote Fahne hißte und Freiheitsbäume umhertrug, als das obere Vogtland von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wiedertönte und das Schreckgespenst des Aufruhrs durch die Lande schritt, da meinte er, kein ehrlicher Mann, dem Gottesfurcht und Gerechtigkeit noch etwas gelte, könne das überleben; er fürchtete, in Kürze werde Deutschland in eine Wüste verwandelt sein. In solcher Lage bleibe einem Menschen, der ein friedliches Leben führen wolle, kein andrer Ausweg, als den Staub der Heimat von den Füßen zu schütteln und sich über dem Meere ein neues, besseres Vaterland zu suchen. Der Gedanke der Auswanderung, der damals viele ergriffen hatte, brannte in seiner Seele, und er wurde zur Tat gemacht. Ohnehin hatte

sich bereits vor Jahren sein Sohn im Staate Texas in Nordamerika angesiedelt, und seine Briefe lauteten so verlockend, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um im Vater den Entschluß reifen zu lassen, ihm nachzufolgen; und dieser Anstoß war der Ausbruch der Unruhen von 1849.

Unter heißen Tränen und doch mit männlicher Fassung nahm Jani von seinen Verwandten Abschied. Er ging nicht allein. Seine Tochter war an den Gerichtsdirektor und Rechtsanwalt Schneider in Markneukirchen verheiratet und hatte vier kleine Kinder. Die ganze Familie schloß sich ihm an, auch zwei Dienstmädchen. Es waren im ganzen neun Personen. Die Auswanderung des alten Jani mit den Seinen war das Tagesgespräch im ganzen oberen Vogtlande. Die meisten bedauerten den Auszug des redlichen Mannes und konnten nicht begreifen, wie er auf solch einen Gedanken gekommen sei.

Die Auswanderer hatten ein Segelschiff gewählt, schon um die landwirtschaftlichen Geräte, die sie mitgenommen, bequem befördern zu können. Die Fahrt dauerte lange. Erst nach vierzehnwöchentlicher Reise kam das Schiff, vom Sturme gepeitscht, in Texas an. Während der Fahrt war an Bord die Cholera ausgebrochen und hatte Jani und seine Tochter dahingerafft. Beide fanden in den Wellen ihr Grab. Auch von den beiden Dienstmädchen war eins der Seuche zum Opfer gefallen. Nach langer Reise zu Lande kamen die Überlebenden auf dem Gute des jüngeren Jani an und bezogen die Besitzung, die er für seine Verwandten erworben hatte. Hier folgte Schlag auf Schlag. Zwei von den kleinen Kindern starben. Einige Leute, die als Arbeiter angeworben worden waren, verließen die Familie. Schneider überfiel ein bösartiges Augenleiden, das ihn dem Erblinden nahe brachte, die mitge-

nommenen Vorräte verdarben, die landwirtschaftlichen Geräte kamen abhanden. Da reifte in dem Vater der beiden Kleinen der Entschluß: wir kehren um. Mit einem Knaben und einem Mädchen machte sich Schneider über Neuyork auf den Heimweg. In Neuyork erkrankte der Knabe und schwebte achtzehn Wochen zwischen Tod und Leben. Traurig war die Fahrt über das Meer, das einst zwei Glieder der Familie verschlungen hatte, traurig der Wiedereinzug in der alten Heimat. Bald starb der Vater, und nur die beiden Kinder blieben noch übrig. So endete das Glück einer braven Familie.

* * *

Der kleine Knabe, der in Neuyork auf ein so langes Krankenlager geworfen worden war, Ulrich Schneider, war kein gewöhnliches Kind. Im Jahre 1842 am 15. Januar geboren, war er bei der Amerikafahrt sieben Jahre alt gewesen. Mit offenem Auge, scharfem Verstand und weichem Herzen hatte er alles Traurige mit erlebt. Durch die schmerzlichen Jugendeindrücke war die Grundstimmung des Knaben eine ernste, düstere. Zum Glücke hatte er auf dem Rittergute Schilbach eine Heimat und in seinem Großoheim, dem Herrn von der Lühe, und dessen Frau liebende Eltern gefunden. Durch Privatunterricht in Schöneck vorgebildet, ward er 1856 auf die Landesschule Grimma aufgenommen und zählte dort zu denjenigen Schülern, die durch ihre Geistesgaben Aufsehen erregten. Den ernsten Zug, den ihm das Schicksal aufgeprägt, konnte er nicht verleugnen. In tiefempfundenen Gedichten betrauerte er „die Lieben, die im Meere schliefen." Alles, was er erlebte, suchte er dichterisch zu gestalten, und alle seine Dichtungen zeichneten sich durch Wärme und Formvollendung aus. Alle Arbeiten fielen ihm

leicht. Die alten Klassiker waren seine Liebe. Anfangs scheu und verschlossen, öffnete er doch bald seinen Freunden sein goldenes Herz. Er beobachtete scharf. Immer war er geistreich, nicht selten humorvoll. Groß war seine Begabung für Musik. Seine Freizeit widmete er meist dem Klavierspiel. Als Sekundaner schon komponierte er und ward von Moritz Hauptmann in Leipzig, dem er seine Sachen sandte, zu weiteren Fortschritten aufgefordert. Ostern 1862 legte er seine Reifeprüfung ab; er bestand mit Glanz. Gerne hätte er sich völlig dem Studium der Musik gewidmet, doch entschied er sich auf Wunsch der Familie und in Rücksicht auf äußere Verhältnisse für die alten Sprachen. Auf der Hochschule zu Leipzig lag er mit größtem Fleiße den Studien ob und erwarb sich 1866 den philosophischen Doktorhut, ohne indes sein Staatsexamen zu machen. Die Musik hatte er nicht vernachlässigt und selbst Unterricht im Orgelspiel, Generalbaß und Kontrapunkt genommen. Im Jahre 1868 trat der junge Gelehrte als Lehrer in das Privatgymnasium in Karlshof in Livland ein, später kam er an eine ähnliche Anstalt in Wiborg in Finnland. Eben im Begriffe, in Petersburg das Staatsexamen zu machen, erkrankte er lang und heftig und ging nach sechsjährigem Aufenthalt in Rußland nach Deutschland zurück. Von nun an lebte er in Schilbach bei seinen Verwandten als Privatgelehrter mit erstaunlicher Vielseitigkeit. Zahllose Aufsätze und Abhandlungen aus den weiten Gebieten der alten und neuen Geschichte, aber auch größere Werke, für die er freilich niemals einen Verleger fand, waren die Früchte seines Fleißes Ein Professor war in ihm verloren. In der stillen Zurückgezogenheit seiner waldumrauschten Klause wuchs zugleich sein Dichtertalent. Dramatische Arbeiten, die von großer Gestaltungskraft zeugen, entsprossen seiner

Feder: „Die Kastilianer“, ein Trauerspiel in vier Aufzügen, „Die Westgoten“, ein solches in fünf Aufzügen, „Polyxena“, ein solches in einem Aufzug, „Lieb' und Dieb“, ein Lustspiel, „Schatten und Licht“, ein Schauspiel, „Regentrud“, ein Märchendrama, sowie zwei Mysterien „Die heiligen Siebenschläfer“ und „Die heiligen drei Könige“. Über das letztgenannte hat sich Karl Gerok, dem es vorgelegt ward, außerordentlich anerkennend geäußert. Ein Band Balladen, ein Band Legenden, ein Band Sagen und zahlreiche geistliche und weltliche lyrische Dichtungen zeugen von seiner Schaffenskraft. Manches davon ist in Zeitschriften gedruckt, in Buchform aber ist nichts erschienen, da die große Bescheidenheit und praktische Unbeholfenheit des Verfassers stets hindernd im Wege stand. In Fachblättern aber erschienen von Ulrich Schneider regelmäßig wertvollste Abhandlungen; ein Aufsatz „Die Musik im Dienste der Kirche“ machte nicht unbedeutendes Aufsehen.

So vereinigte sich vieles, um den begabten Mann in seinem Gelehrtenstübchen trotz der Beschränktheit seiner äußern Lage zu einem glücklichen Manne zu machen. Er war ein Stiller im Lande, tief religiös im Sinne des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, harmlos wie ein Kind, sinnend über die Rätsel des Daseins, humorvoll und witzig, wenn es sich darum handelte, kleine Hemmnisse zu überwinden, bescheiden und anspruchslos, von zarter Gesundheit, die ihm kein hohes Alter versprach. Als ich ihm anfang der achtziger Jahre begegnete, machte er mir den Eindruck eines gebrochenen Mannes; vor allem bedauerte ich, daß, recht bedacht, nicht viel aus ihm geworden war. Und dieses Gefühl hatte er selbst. Die Geschichte seines Lebens und der Mangel eines Lebensberufs lag wie ein Druck auf ihm. Hätte er von Anfang an ein Amt bekleidet,

seine großen Gaben würden sich noch ganz anders entwickelt haben, er würde wohl ein tüchtiger Schulmann, ein Gelehrter von Ruf geworden sein, und seine Gaben reichten für zwei. So mußte er zu Zeiten über ein halb verfehltes Leben klagen, und es fruchtete nichts, wenn er wie Fritz Reuter seinen Kummer im Kelchglase zu begraben suchte, im Gegenteil wachte nach solchen Tagen das große Leid seines Lebens nur um so grausamer in seiner Seele auf. Mit den Jahren ward sein Los immer trüber, und als er ernstlich daran denken mußte, wie sich wohl die Zukunft für ihn gestalten werde, da — meldete sich der Tod; und es war ein tragisches Sterben.

Am 15. Januar 1885, seinem dreiundvierzigsten Geburtstage, war Schneider von Schilbach nach Adorf gegangen, um sich in der schönen winterlichen Natur eine Festtagsfreude zu bereiten; und er kehrte nicht mehr heim. Als er am Abend sich auf den Heimweg machte, hatte heftiger Schneesturm eingesetzt und alle Wege verweht. Der Wandersmann war vom rechten Pfad abgekommen und ermüdet an einem Graben liegen geblieben. Am nächsten Tage machte man sich auf, den Vermißten zu suchen. Am Rande einer überschneiten Wiese fand man ihn im tiefen Schnee erfroren, tot. Auf Adorfer Flur war er gefunden worden, auf dem Gottesacker zu Adorf fand er auch seine Ruhestätte. Nur wenige Leidtragende standen um seinen Sarg. Einst hatte er gedichtet von seinem Grabe:

An meinem Grab hallt keine Klage;
Ein Tränlein nur der Schicklichkeit
Tritt als der Abschiedszoll zu Tage,
So lang man mich der Erde weiht.
Sie haben recht, mich zu vergessen:
Sie dachten, täten sie es nicht,
Der Mängel, die ich einst besessen,
Und hielten über mich Gericht.

Da ruf' ich nun im traumessüßen
Erwarten jenes Tags b:g ückt:
So lang sie unter meinen Füßen,
Hat mich die Erde mehr gedrückt.
Wir werden alle noch im Frieden
Versöhnend reichen uns die Hand,
Denn jedem ist sein Teil beschieden
Am ewig stillen Vaterland.

* *
*

Nach Jahrzehnten weilte ich einmal wieder auf dem Adorfer Gottesacker. Nachdem ich an lieben Gräbern gestanden und eben wieder heimgehen wollte, stieß mein Fuß an einen zerbrochenen Leichenstein. Ich las: Ulrich Schneider, geboren den 15. Januar 1842, gestorben den 15. Januar 1885. Man hatte alte Gräber eingezogen und die Steine weggeräumt, auch den seinen. Da trat die ganze traurige Geschichte seines Lebens mächtig wieder vor meine Seele. Ich legte meine Finger an den feuchten Stein und sagte vor mich hin: Ganz vergessen bist du nicht, du Kind des Leides! Ein hoher Geist, ein gutes Herz wohnte in einer gebrechlichen Hülle! Das Schicksal hatte dich arg geschüttelt, und du selbst warst nicht ohne Schuld, aber eins besaßest du, was viele nicht besitzen, die noch größere Schuld tragen als du: das Arme Sünder=Bewußtsein. Leid genug hast du auf Erden getragen. Dein Leben war ein Trauerspiel. Aber droben bist du sicher getröstet worden.

---

28. Das Pfarrhaus des Großvaters.

Es war an einem Oktobertage 1817, daß in dem kleinen, kaum 400 Einwohner zählenden Bauerndorfe Sachsens ein blühender Jüngling einzog, blondlockig und blauäugig, gerade fünfundzwanzig Jahre alt, um seine Probepredigt zu halten. Schmucklos und der

Fassungskraft seiner Zuhörer angemessen redete er über Matth. 13, 12 und sprach von dem Segen der religiösen Erkenntnis fürs praktische Leben, so daß die Bauern ihr Wohlgefallen daran haben mußten. Es ward damals gerade zum Jubelfeste der Reformation gerüstet, und so kam auch Vater Luther kräftig mit zur Geltung. „Könnten wir hier", so sprach der Prediger, „das Andenken eines Mannes außer acht lassen, zu dessen Ehren das uns bevorstehende Reformationsjubelfest gefeiert wird, das Andenken unsers Luther, den seine Festigkeit im Glauben zur Ausführung der gefahrvollsten Sache geschickt machte? Sein Mut, der sich nur auf die Religion stützte, war unbesiegbar, und das herrliche Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" ist der größte Beweis seiner Herzhaftigkeit." Der junge Prediger gefiel den Leuten, auch die Katechese erregte ihr Wohlgefallen, und so erhielt er die Stelle, die er im November 1817 antrat.

Die Wahl des jungen Mannes zum Pfarrer von Langenbach war eine Freude für die ganze Familie. Der wohlbestallte und so früh zu Amt und Würden gelangte Herr Pfarrer war von vierzehn lebenden Kindern der jüngste männliche Sproß, hatte im Alter von elf Jahren seinen Vater verloren und sich auf der Schule nur sehr kümmerlich forthelfen können. Noch ärmlicher hatte er's während seiner akademischen Jahre in Wittenberg, wo er dem edlen Heubner zu Füßen saß, und in Leipzig, wo er Tittmann, Tzschirner und Rosenmüller zu seinen Lehrern zählte. Während seiner drei Studienjahre besaß er nur einen einzigen Rock, den er Wochentags und Festtags, Sommer und Winter auf dem Leibe trug, einen „Kalmuck", wie er damals bei Musensöhnen Mode war. Nach zweijährigem Hauslehrerleben in Merseburg winkte ihm schon in jungen Jahren die ersehnte Pfarre. Nun atmete er auf,

nun fühlte er sich behaglich, zumal nur wenige Wochen auf seine Einweisung die Hochzeit folgte.

Als er nämlich in Merseburg seinen Knaben die Elemente der Wissenschaften beibrachte, hatte er, wie das so geht, ein holdes Mädchen kennen gelernt, von der es galt, was ihm ein schalkhafter Freund ins Stammbuch geschrieben:

Es blicken schöner Mädchen Augen
Nicht nur auf Ordensband und Stern,
Sie lieben, die zum Lieben taugen,
Auch die Verordneten des Herrn.

Am Epiphanienfeste 1818 wurde der junge Pastor mit seinem Sophiechen in der Kirche zu St. Maximi getraut, und mitten im kalten Winter folgte das anmutige Frauchen dem Gatten — ohne Hochzeitsreise — ins trauliche Pfarrhaus. Die Freunde und Freundinnen hatten, in grüne Seide gebunden, ein zierliches Hochzeitskarmen gewidmet, in dem es heißt:

Mag nun die Welt recht toll es treiben,
Mag nun aus Neid so mancher Mann
Ein Oppositionsblatt schreiben —
Was geht das Euch, Ihr Guten, an?
Mag nun der ganze Orkus wüten —
Euch, Euch ist doch das Glück beschieden.

So nehmt denn unsern besten Segen
Und bleibt uns immer treu und hold!
Auf des Geschickes rauhen Wegen
Gilt Liebe mehr als Ehr' und Gold:
Der hat am weichsten sich gebettet,
Der nicht umsonst aufs Herz gewettet!

Das Pfarrhaus war alt, einfach und niedrig, mit winzigen Fenstern, wie ein Bauernhaus, vom Schmuck der Neuzeit war keine Rede. Auf einigen Stufen stieg man zur Haustür empor. Eine große Hausflur, mit Steinplatten belegt, wies nach der rotgetünchten Küche und der gelbgetünchten Wohnstube. Eine Treppe hoch befanden sich noch einige Stuben und Kammern, auch

die sehr schmale und enge Studierstube. Ein Nebenhaus enthielt die Pachterwohnung und die Ställe, denn natürlich gehörte auch hier Landwirtschaft zur Pfarre.

In ihrem einfachen aber traulichen Heim befanden sich die Pfarrersleute äußerst wohl, zumal nachdem es sich mit Kindern bevölkerte. Und Kindersegen stellte sich in ziemlich reichem Maße ein. Zwar waren's nicht vierzehn, wie in des Pfarrers Vaterhause, sondern nur neun, ein Karl und Louis, eine Pauline und Emma, ein Hermann, Bernhard und Richard und wie sie weiter hießen; aber es waren ihrer doch gerade genug. Die Pfarre war nämlich äußerst mäßig dotiert, knapp 300 Taler, und davon mußte der arme kinderreiche Pfarrherr 20 Jahre lang an den Vorgänger, den der liebe Gott so lange leben ließ, ein ganzes Drittel der Einnahme abgeben. In welcher Lage der bedrängte Vater mit seinem Kinderhäuflein war, das mag er selber erzählen. In einem Schreiben an den „hochpreislichen Kirchenrat" vom November 1825 klagt er: „Mein Diensteinkommen beträgt alljährlich 273 Taler 11 Gr. Da ich nun hiervon den dritten Teil mit 91 Talern 3 Gr. 8 Pf. an meinen Vorgänger abgeben muß, so bleiben mir nur 182 Taler 7 Gr. 4 Pf. zu meinem und der Meinigen Unterhalt. Infolgedessen habe ich meinen Dienst jahrelang zwar mit Treue, aber auch mit Kummer und Sorgen verwaltet. Denn ich habe eine Familie mit Frau und — damals — vier Kindern nebst zwei Dienstboten zur Wirtschaft zu ernähren und brauche, so genau ich auch meine Wirtschaft eingerichtet habe, doch täglich einige Groschen bares Geld. Soll der Geistliche sein Amt mit Freudigkeit verwalten, so muß er, weit entfernt mehr zu haben, als er braucht, doch wenigstens sorgenfrei leben können. Dies aber war bei mir, wie ich submissest bemerken muß, nicht der Fall." Auf seine Bitte um Unterstützung, die

vom Superintendenten in der Höhe von 60 bis 70 Talern befürwortet war, wurden ihm ganze 30 Taler gewährt, doch mit der Klausel, daß er sie „unfehlbar sofort“ verlieren werde, sobald der Emeritus mit Tode würde abgegangen sein. Dies trat denn auch 1837 ein, die 30 Taler fielen „unfehlbar sofort“ weg, und der Pastor trat in den längstersehnten Genuß des ganzen Einkommens, das sich nunmehr infolge der Preissteigerung landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf 400 Taler belief. Das war genug zum Leben, zuviel freilich keineswegs. Denn die Kinder waren inzwischen herangewachsen und kosteten Geld. Zwei Söhne weilten auf der Universität, einer auf der Forstakademie, einer auf der Lehre, der jüngste noch auf der Schule; die beiden Töchter hatten Hochzeit gehalten — wir begreifen es, wenn der Herr Pfarrer oft mit leerem Beutel in seiner Pfarre saß und zu seiner treuen Gattin sagte: „Fiekchen, mache schleunigst wieder Kartoffelmehl und biete es deinen Kunden an.“ Dies nämlich war eine Haupteinnahmequelle der unermüdlichen Hausfrau. Außer ihrer Butter und ihren Käsen erfreute sich ihr Kartoffelmehl, das sie zentnerweise herstellte, bei ihren „Kunden“ größter Beliebtheit, und wenn sie nicht verstanden hätte, die Landwirtschaft einigermaßen gewinnbringend zu gestalten, so würde der Herr Pfarrer unzweifelhaft in arge Schulden geraten sein.

Doch was ist Geldnot, was sind Schulden gegenüber Schicksalsschlägen aller Art? Ach, und solche Schläge und Heimsuchungen sollten dem guten Pfarrer in überreichem Maße beschieden sein. Zwar es fehlte nicht an Erweisen der göttlichen Gnade und an Lichtpunkten mannigfacher Art. Der Hausvater blieb allezeit gesund und frisch und hatte eine glückliche Gemütsanlage, die ihm über manches Trübe hinweghalf. Sein

Louis war in der nächsten größern Stadt ein geschickter und beliebter Arzt, sein Hermann ein in seinem Fache sehr tüchtiger Forstmann geworden, seine Töchter waren glücklich verheiratet. Doch bald zog sich Wolke auf Wolke über seinem Haupte zusammen. Seine alte Mutter starb, die Mutter der Frau folgte ihr nach, Geschwister starben, der älteste Schwiegersohn starb, und mit ihrem kleinen Kinde zog die verwitwete Tochter gebeugt wieder ins elterliche Pfarrhaus. Das Jahr 1849 kam mit seinen Stürmen: In jugendlicher Übereilung beteiligte sich sein Sohn Karl an der geträumten „Reorganisation" der staatlichen Ordnung im Vaterlande, ward in Untersuchungshaft gesetzt und zu Jahrzehnte langem Gefängnis verurteilt, eine Strafe, der er sich nur durch Flucht nach Amerika entzog. Der Vater fürchtete für sein Amt, außerdem lag noch die Sorge für die Familie des verblendeten Sohnes zentnerschwer auf seinem Herzen, bis auch sie dem Flüchtling übers Wasser nachgefolgt war. Der Tod der Schwiegertochter war die erste Nachricht, die aus Amerika ins stille Pfarrhaus kam. Der schwerste Schlag sollte ihm bis zuletzt aufgehoben bleiben.

Wenn man Kinder hat, so hängt man immer am meisten an dem jüngsten. So war es auch im Pfarrhause zu Langenbach. Das jüngste Kind hieß Richard. Er war im Jahre 1836 geboren, als die Mutter schon über vierzig war. Er war ein prächtiger Knabe. In seinem langen, blonden, seidenweichen Haare sah er in seiner Kindheit wie ein Mädchen aus. Er hatte ein frommes Gemüt und ließ sich leicht erziehen. Mit dem guten Herzen aber vereinte er einen hellen Kopf. Aus dem Jungen konnte einmal etwas werden, vielleicht ein Gelehrter, ein Pastor, vielleicht der Nachfolger des Vaters. Nur ungern hatten sich die Eltern entschlossen, Richard aus dem Hause zu geben, sie

hätten das Kind am liebsten immer um sich behalten. Aber wenn die älteren Söhne früh das Vaterhaus hatten verlassen müssen, um Gelehrtenschulen zu beziehen, so konnte das auch dem jüngsten nicht erspart bleiben. So kam er denn in jungen Jahren nach Plauen. Und die Verhältnisse lagen günstig. Dort lebte seine Schwester Emma, verheiratet an den Gastwirt Deil, und in diesem Hause fand der Knabe Unterschlupf. Es war das tägliche Gebet der Eltern, daß Gott ihren Liebling an Leib und Seele behüte. Er entwickelte sich als Gymnasiast vorzüglich, lieferte die besten Arbeiten und machte reizende Gedichte. So war er bis Prima gelangt. Und nun kam das Verhängnis. Im Sommer 1853 war er im Elsterflusse baden gegangen. Da mochte er wohl zu lange im Wasser geblieben, oder zu lange geschwommen sein. Ein Strudel riß ihn in die Tiefe. Er hatte nicht die Kraft, emporzutauchen. Man suchte ihn zu retten, aber man zog eine Leiche aus den Fluten. Siebzehnjährig hatte der Jüngling den Tod in den Wellen gefunden.

Seit diesem herben Schlage begann der Pfarrer sichtlich zu altern, und die Gattin fing zu kränkeln an. Wenige Jahre darauf kam der Gebeugte um seine Emeritierung ein, da ohnehin die Kirchenbehörde in einer Zeit der Kandidatenfülle es gerne sah, wenn sich ältere Geistliche über 65 Jahre in den Ruhestand versetzen ließen.

Die Tage des Abschieds waren schwer, sehr schwer. Wenn man 40 Jahre lang Pfarrer einer Gemeinde gewesen ist, dann greift die Trennung arg ans Herz. Am 3. Epiphaniassonntag 1858 läuteten ihm die Kirchenglocken zum letzten Male. „So hat denn nun wirklich die wichtige Stunde geschlagen, meine Kinder“, mit diesen Worten betrat er die Kanzel, „wo ich zum letzten Male unter euch auftrete, um meine Abschieds-

predigt zu halten. Ach, könnt ihr mir es verdenken, daß mir heute das Herz so schwer ist, wenn ich mir jetzt den langen vierzigjährigen Zeitraum vergegenwärtige, wo ich das Amt des Evangeliums unter euch verwaltete, wo ich euch die Meinen und ihr mich den Eurigen nanntet? Denn als ich vor vierzig Jahren und zwei Monaten als fünfundzwanzigjähriger Jüngling zu euch kam, um von euch mit aller Liebe aufgenommen zu werden, da dauerte es nicht lange, daß wir uns verstanden und mit einander eins im Geiste wurden. Zwei Mal wurden mir andere geistliche Ämter angeboten, aber nichts konnte mich bewegen zu gehen, ich blieb bei meiner lieben Gemeinde, weil die Einigkeit im Geiste uns fesselte." Nun predigte er auf Grund von 1. Kor. 2, 1—2 über das Thema: „Das frohe Bewußtsein, Christum den Gekreuzigten gepredigt zu haben, erleichtert mir mein schweres Scheiden; auf ihn wies ich euch hin, wenn es galt 1. eure Herzen zur aufrichtigen Buße zu ermuntern, 2. den rechten lebendigen Glauben in euch zu wirken, der in der Liebe tätig ist." Die Predigt gipfelte in einem sogenannten „Abschied", wie er früher beliebt war. Da erinnerte er an die Scharen von Kindern, die er getauft und konfirmiert, an die Zahl der Getrauten und Begrabenen und rief zum Schlusse: „Wollte Gott, daß mein schwaches Werk unter euch nicht ohne Segen geblieben sei! Ich danke euch für alle Beweise eurer Achtung und Liebe. Ich vergebe aber auch allen denen, die mir Unangenehmes bewiesen haben: es ist längst vergessen in meinem Herzen; habe ich jemand beleidigt, so vergebet auch mir: hier sind meine beiden Hände zur Versöhnung. Betet für mich, so wie ich es auch für euch tue. Behaltet mich in euern Herzen, so wie ich euch auch in dem meinigen behalten werde. Und so lebt wohl, lebt alle wohl, bis wir uns dort

oben in schönerm Bunde wiederfinden, dem keine Trennung mehr bevorsteht. Gott aber, der unsern Bund geschlungen, aber auch wieder gelöst hat, sei mit uns beiden! Amen."

Der Emeritus wandte sich nach der nächsten größern Stadt, wo drei seiner Kinder lebten und führte noch einige Jahre ein beglücktes und beglückendes, wenn auch äußerst bescheidenes Dasein, da er trotz vierzigjähriger treuer Amtsführung aus der Emeritierungskasse nicht mehr als 350 Taler Ruhegeld erhielt. Bei Weihnachtsfeiern und Familienfesten war Großvater, in seinem weißen Haar mit Sammetkäppchen, mit seinem mild und freundlich blickenden blauen Auge, angetan mit langem schwarzen Rock, eine höchst gewinnende und ehrwürdige Gestalt, der Mittelpunkt des großen und immer wachsenden Kreises. Sein siebzigster Geburtstag ward mit Jubel gefeiert. Kurz darauf ging die treue Gattin nach schwerem Siechtum heim. Drei Jahre später folgte er ihr selbst, fünfundsiebzigjährig, ins Grab und in die Ewigkeit. —

Es war eine schlichte Pastorengestalt, die hier geschildert wurde, der alte Pfarrer Ludwig Wilhelm Blanckmeister von Langenbach. Aber in seiner Schlichtheit und Beschränktheit, in seiner Seßhaftigkeit und Anhänglichkeit an seine Gemeinde, in seiner Leutseligkeit und Güte ist er ein Typus jenes Pfarrergeschlechts der alten Zeit, das heute nur selten sich noch findet in Stadt und Land. Die Leute im Dörflein, die ihn noch kannten, sagten noch lange: „So einer steht nicht wieder auf, den vergessen wir nicht!" Den Enkeln aber ist er eine Lichtgestalt aus Jugendtagen, für die sie dem Herrn von ganzem Herzen danken.

Noch steht das Pfarrhaus des Großvaters dicht neben der alten Kirche wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten. Ich grüß' es mit Worten, wie sie einst

des Pfarrers frühverklärter Sohn, der in den Wellen den Tod fand, — sechzehnjährig — gesungen hat:

„Des Menschen Glück, des Menschen Freud',
Was ist's, was ist daran?
Und hast du geschafft und gewirket heut,
So hast du wohlgetan;
Denn rasch entrollet das Rad der Zeit,
Und es bleibt, ja es bleibt nur die Ewigkeit."

---

29. Musen und Grazien in Langenbach.

Landpfarrhäuser haben immer etwas Poetisches, sie sind selbst ein Stück Poesie. Auch das Pfarrhaus des Großvaters, Langenbach, machte keine Ausnahme. Behaglich wie die Pfarre von Grünau lag es nachbarlich dem Hause des Herrn an der Landstraße, von Bäumen beschattet von Gärten umgeben. Aus dem Stalle brüllten die Kühe, im Hofe gackerten die Hühner. Das Eckzimmer im Erdgeschoß war gerade groß genug, die zahlreiche Familie aufzunehmen. Vierzig Jahre lang war das Pfarrhaus die Stätte eines idealen Familienlebens mit Freud' und Leid. Das Einkommen des Pfarrherrn war ja sehr gering, aber die Pfarrfrau verstand zu wirtschaften. Sie wurden alle satt am Familientisch, und der Kuchen, den man im Pfarrhause buk, mundete köstlich. Es war ein Idyll, was man hier beobachten konnte.

Der Pfarrer ging völlig in seiner Gemeinde auf. Er waltete wie ein Vater unter seinen Kindern. In allem wurde er um Rat gefragt. Er kannte jedes Haus und jede Seele. Daß er die theologische Wissenschaft besonders eifrig gepflegt hätte, kann nicht eben behauptet werden. Zur Anschaffung von Büchern blieb vom knappen Gehalt nichts übrig. Und doch schwebte ein idealer Hauch über der Pfarre von Langenbach, die Musen und Grazien verschmähten es

nicht, dann und wann unter ihrem Dache Einkehr zu halten und ein paar Gastgeschenke zurückzulassen.

* * *

Als der junge Pfarrer Ludwig Blanckmeister im Januar 1818 mit seiner geliebten Sophie Christ in der Kirche zu St. Maximi in Merseburg getraut wurde, da widmete ihm sein Freund, der Syndikus Bohndorf, das Hochzeitsgedicht. Er war ein Schalk, ein Mann von goldenem Humor, er konnte das Necken nicht lassen, und wo es die Gelegenheit bot, ließ er die poetische Ader springen. Ein Vierteljahr nach der Hochzeit hatte der Bruder der Pfarrfrau, der kleine Karl Christ, die Schwester von Merseburg aus besucht, und bald reiste auch die Mutter nach Langenbach, um den Jungen wieder abzuholen und selbst zu sehen, wo die Tochter ihre neue Heimat gefunden habe. Da gab ihr der Syndikus, selbst jung vermählt, eine poetische Epistel an das junge Ehepaar mit:

Merseburg, den siebzehnten April,
Wo es noch immer nicht warm werden will,
Eintausendachthundertundachtzehn,
Ihr könnt's im Kalender nachsehn.

Liebsten Freunde, wir haben vernommen,
Daß Ihr glücklich angekommen
Und bis jetzt Euch wohl befindet,
Wie uns die Mama verkündet.
Daß uns das von Herzen erfreut
Glaubt Ihr uns wohl ohne Eid.
Auch hat uns die Mutter beschrieben,
Wie Ihr Euch die Zeit vertrieben
Mit dem Empfang, mit der Einrichtung,
Mit der genauen Besichtigung,
Mit Besuch aus der Nachbarschaft,
Wo man sich von allen Seiten begafft,
Mit verschiedenen andern Sachen,
Wozu man Zeit braucht, sie abzumachen,
Mit Verfertigung von Käse und Butter
(Wir bekamen auch ein Stück von der Mutter),
Kurz mit viel und mancherlei,
Weiß nicht recht mehr, was es sei.

Auch wir wollen Euch berichten,
Daß wir anfangen, uns einzurichten,
Denn seit drei Wochen sind wir hier
In dem alten bekannten Quartier.
Da gab's freilich viel zu rumoren,
Und noch klingen uns die Ohren
Von dem Geräume und Gepoche
In der geräuschvollen Einzugswoche.
Schrecklich ist's, wenn man's bedenkt!
Meine Frau hätte selber geschrieben,
Aber sie hat sich vom Heben und Schieben
Wahrlich alle zehn Finger verrenkt.
Schreiben kann sie daher zwar nicht,
Aber sie hat mir aufgetragen,
Heute der jungen Frau zu sagen,
Was die Stimme der Freundschaft spricht,
Nämlich nichts von Gratulieren,
Salutieren und Komplimentieren,
Aber den herzlichen Wunsch in die Ferne,
Daß es der Freundin wohl ergehe
Und sie der Friede der Eintracht umwehe,
Daß sie das Glück nur kennen lerne,
Das die häusliche Freude gibt
An dem Herzen, das treu und liebt.
Wir verleben des Jahres Tage
Still wie immer, doch ohne Klage;
Denn die goldne Zufriedenheit
Gibt uns auch in trüben Stunden
Eine ruhige Heiterkeit,
Die nur kennt, wer sie empfunden.
Was wir Neues sonst erfahren,
Wird die Mutter offenbaren.
Etwas — ich will's nur nicht sagen —
Soll ich noch von Euch erfragen.
Meine Frau will gerne wissen,
(Was will eine Frau nicht wissen?)
Ob die Frau Magisterin —
Ja, wie schreib' ich es nun hin? —
Ob sie, was uns hoch entzückte,
Auf die Zukunft hoffend blickte.
Nun, so war es denn heraus,
Und dankt Gott! mein Brief ist aus.
Grüßet Karln, behaltet uns lieb,

Besonders mich, der dieses schrieb,
Weil ich stets mit treuem Sinn
Euer alter Kuno bin.

An den Blancken Magister und seine Frau
In einem Dörfchen nicht weit von Plau=
En im bekannten vogtländischen Kreise,
Wohin die Mama sich begibt auf die Reise.
Die Posten gehen nur Schritt vor Schritt;
Drum bringt sie selber den Brief gleich mit,
Da wird er etwas schneller gefahren,
Und wir können dabei das Porto ersparen.

* * *

Im Laufe von zwanzig Jahren füllte sich das Pfarrhaus mit Söhnen und Töchtern. Die älteste Tochter, Pauline, feierte, achtzehn Jahre alt, ihren Geburtstag. Da sandte ihr der in Leipzig studierende Bruder Ludwig ein Geschenk mit einem poetischen Er=guß, in dem sich das Pfarrleben in Langenbach greif=bar malt. Die Postsendungen pflegten dazumal durch einen alten Stadtsoldaten von Mühltroff nach dem benachbarten Langenbach befördert zu werden. Der war ein rechter Sonderling. Er hatte die Eigenschaft eines geradezu homerischen Appetites und die Ge=wohnheit, ein Zweigroschenbrot, das ihm hie und da als Trägerlohn gereicht ward, mit dem Worte „Spaß=vogel“ zu bezeichnen und auf einem Niedersitz zu ver=zehren. Welchen Dichter sich der Pfarrerssohn bei seinem Pfarridyll, das er „die verdächtige Sendung“ nannte, zum Muster genommen, braucht nicht gesagt zu werden. Daß er Langenbach „Schöngrund“ und Mühltroff „Burgau“ nannte, glaubte er der Muse schuldig zu sein.

Sonntag war's, neun Uhr schon ziemlich, just zu der Stunde,
Wo man den geistlichen Herrn Schöngrunds, des fried=
samen Dörfleins,
Zwar schon zur Kirche gerüstet, das Amtskleid schon auf
den Schultern,

Auch das Haupt schon geschmückt mit des Käppleins gebürstetem Sammet,
Dennoch aus nimmer rastender Pfeife die untersten Körnlein Edlen Tabaks sah rauchen, wo auch der wohlweise Herr Kantor
— Treuverdienter Schulmeister auch war er, und sonstige Würden,
Als des Küsters, des Orgelschlägers, des Glöckners und Türmers,
Trug sein teueres Haupt in Menge — soeben hereintrat;
Da nun, sag' ich, geschah's, daß Burgaus rüstiger Bote,
Dem Kriegsdienste vordem, nun aber des Städtleins Bewachung
Durch viel schwindende Jahre das Haupt gebleichet, der aber
Viel seitdem schon vertilgt spaßvoglicher Brote Kohorten,
Eilig des Wegs herkam, den Schritt auf das Pfarrhaus gerichtet,
Jetzt eintrat und zugleich in die Hände des fragenden Pfarrherrn:
Was auch heute sogar bei des Schneegestöbers Beschwerden
Und am Sonntag zumal ihn den Weg zu machen genötigt,
Voller Freud' darreicht eines Päckleins mäßige Last nur.
„Fern, von Leipzig, war gestrigen Tages — so sprach er — dies Päcklein
Angekommen zur Post, zugleich mit der mahnenden Weisung.
Schnell es zu fördern. Es ist an des Hauses älteste Tochter,
Fräulein Paulinchen gerichtet; darum mit verdoppelten Eile
Strebt' ich zu kommen. Es kann ja wohl nur von den Händen des Bräut'gams,
Glaub' ich, solch ein Geschenk als inniger Liebe Erinn'rung
Oder zur Feier ihr kommen des wohlbedachten Geburtstags.
Ja fürwahr, nicht war es mein Wunsch, in banger Erwartung
Schwinden zu lassen dem Töchterlein dieses gefeierten Tages
Stunden; darum nicht Sonntag, nicht beißenden Schnees Gestöber
Konnte vergessen lassen die Pflicht den verpflichteten Diener."
Sprach's und säumte nicht länger, nunmehr des gestrichenen Brotes
Lachendes Gastgeschenk und des kaffeeerfülleten Topfes
Wärmende Labung zu nehmen, so stets von den Händen der Hausfrau

Er zum Geschenk empfing, sobald er freudige Botschaft
Brachte dem Pfarrherrn oder zuweilen auch widrige Nachricht.
Drauf nun du, Pfarrherr, der Deinen sorgsamer Hirte,
Freundlich warnenden Blicks zum Töchterlein hin dich gewendet:
„Fein fürwahr, ich muß es gestehn, hast du dieses gesponnen,
Meine Pauline! So also verstandst du den Vater zu täuschen!
So muß heute die Fügung zum Licht es bringen der Sonne,
Daß du schon längst nicht mehr des eigenen Herzens Besitz'rin,
Sondern in Leipzig es weilt, das deine, du aber ein fremdes
In dem Busen verbirgst und dies uns zu bergen verstandest.
Sicherlich traun war einer der zahlreichen Freunde des Bruders
Dieb deines Herzens. Wohlan, laß hören, wie er der Liebe
Süßes Geständnis, wer er auch sei, durch Worte bekundet
Und durch die Tat, wohlan, laß sehn, welch reiche Geschenke
Wohlverwahret enthält das liebebelastete Päcklein!"

Sprach's, und des Töchterleins rötere Wangen, der unschuldbewußten,
Mehrten des Vaters Verdacht; sie aber der Worte Verteid'gung
Fliehend strebt durch die Tat den argen Verdacht zu vernichten,
Öffnete drauf des Papiers mehrfache Umhüllung, worin denn
Liegend ein Buch sich fand. Darauf rief also der Vater:
„Sicherlich fehlten ihm Wort' in der Lieb' unschlüss'ger Verwirrung,
Darum zog er es vor, ein Buch dir zu senden, worin du
Seines eigenen Herzens Empfindungen möchtest verzeichnet
Finden, nicht allzu schwer für die fühlende Seel' zu enträtseln."

Ihm erwiederte drauf das Töchterlein, welches begierig
Dieses seltsamen Buches Titel zu schaun, es eröffnet:
„Doch wohl für Scherz, treuwerter Papa, gilt diese Beschuld'gung,
Denn die allertreuloseste dann der Töchter wohl wär' ich,
Wenn ich des Vaters wohlmeinenden Rat in solchem Verhältnis,
Ja auch der Mutter, der guten, erfahrenen, nicht mir erholet,
Oder wofern des Herzens Verlust ich verschwiege den Eltern.
Sieh, mein Papa, das gefährliche Buch ist „Vossens Luise"
Und in der Prachtausgabe sogar; daß ich doch gar nicht wüßte,
Wer in so hohen Ehren mich hält, daß solche Geschenke
Er mir verehrt! Doch halt, hier kommt ein zierliches Brieflein
Wohlverborgen zwischen zwei dichtanschließenden Blättern!

Brüderchen also zu Leipzig — die Hand sogleich ist Verräter —
Ist der freundliche Geber, der meiner wieder gedacht hat
Und durch nützlicher Bücher Lektür' zu erfreun mich beschlossen.
Drum laßt nur vor allem mich lesen:
„Geliebteste Schwester!
— also schreibt er — „Schon längst, Du erinnerst Dich meines Versprechens,
Wünscht' ich ein nützliches Buch, dazu auch heiter zu lesen,
Dir zu schicken; und dieser mein sanft entschlafener Plan nun
Wurde soeben von Dir, Du allzeit freundliche Seele,
Wiedererweckt, die Du mir als weihnachtsfestliche Freude
Ach, ein so herrliches Band, zu halten das immerbewegte
Sackührlein und zu schmücken die Brust, wohlwollend verehrtest.
Wenn ich nun gleich zu vergelten Dir nicht durch eigener Hände
Kunstwerk imstande bin, so nimm dies ergötzliche Büchlein
Inniger Liebe zum Zeichen von Deinem Bruder, Pauline.
Meiner besten Gesundheit seid alle versichert, Ihr Lieben;
Nur noch dies Eine tut not, daß ans Herz den Eltern ich's lege:
Leider zum Grabe neigt sich mein Rock, der Löcher und Löchlein
Viele schon zeigt er, so daß wohl kommenden Frühling ein neuer
Füglich vonnöten, des altersgraueten Platz zu ersetzen." —

Also der Brief. Es lachte Paulinchen, es lachte die Mutter
Ob der „verdächtigen Sendung", und hellauf lachte der Pfarrherr,
Auch der Herr Kantor mit Fleiß hielt sich vor Ergötzen die Seiten,
Alles lachte, bis ernst vom Turm ertönten die Glocken. —

* * *

Dichter sind sie beide gewiß nicht gewesen, weder Kuno Bohndorf von Merseburg noch der Pfarr-Louis von Langenbach. Aber einer wäre vielleicht ein Dichter geworden, wenn er nicht eines allzufrühen Todes gestorben wäre. Und das war Richard Blanckmeister, des alten Pfarrers jüngster Sohn. Ihm hatte die Muse gelächelt. An Frühlings- und Sommertagen saß der Knabe in der Jasminlaube des Pfarrgartens und

dichtete. Einen ganzen Band hat er zusammengedichtet. Seine Lieder galten der Heimat, dem Vaterlande, dem Lenze und der Liebe:

Singe, singe,
Kleine Lerche,
Frische Lieder!
Treibe, treibe
Junge Knospen,
Grünes Bäumlein!
Klinge, klinge
In den Lüften,
Liedchen, wieder!
Denn der Frühling,
Schöne Frühling
Ist gekommen!

Die meisten seiner Dichtungen freilich haben einen schmerzlichen Klang. Siebzehnjährig fand der Jüngling den Tod in den Wellen. Er ahnte sein frühes Ende. Ein Freund von ihm war eben eines raschen Todes gestorben. Ihm sang er nach, als ob er sich selbst das Grablied hätte dichten wollen:

Traure, törichtes Herz, traure, was jauchzest du?
Was erfreuest du dich noch an des Lebens Lust?
Denke des eilenden Todes!
Blick' auf den Jüngling, den toten, hin!

Noch vor der Frist einer Stunde wandelte fröhlich er
In der Gefährten Kreis, schauete Harmes bar
Mit klar blickendem Auge
In die blühende Welt hinaus:

Und nun lieget er starr, stumm auf der Totenbahr,
Seine Lippe ist bleich, nimmer entströmet ihr
Hell die Rede. — Du Armer,
Dachtest du das am Morgenrot?

Traure, törichtes Herz! Traure! Was jauchzest du?
Was erfreuest du dich noch an des Lebens Lust?
Kann die raffende Hand nicht
Bald des Todes ereilen dich? —

30. Der Grünrock.

Schwarzröcke gab es genug in der Familie. Aber auch ein Grünrock ist vorhanden. Der Pfarrerssohn von Langenbach hatte in seiner Jugend viel im Hause des alten Försters Roch von Thierbach verkehrt, der sein Großoheim war, und das Streifen durch Wald und Heide gefiel ihm so, daß es fortan sein ganzes Sehnen war, ein Grünrock zu werden. Es ist ihm auch gelungen. Mehr denn siebzig Jahre hat er den Hirschfänger getragen. Er hat sich auch ein ehrenvolles Amt errungen. Und die Waldluft ist ihm so gut bekommen, daß er ein Alter von neunzig Jahren erreichte; wenn man alt werden will, muß man ein Grünrock werden.

Gegen das Ende seines arbeitsreichen Lebens hat er für seine Kinder und Enkel einen Bericht über seine Laufbahn erstattet. Er ist schlicht, kurz und sachlich gehalten, wie eben Grünröcke schreiben, aber er gibt ein Kulturbild und legt beredtes Zeugnis von dem geraden Wesen des alten Forstmannes ab:

„Als dritter Sohn des Pfarrers von Langenbach im Vogtlande bin ich, Hermann Blanckmeister, am 22. Dezember 1822 geboren und erhielt den ersten Unterricht teils im elterlichen Hause, teils in der Dorfschule meiner Heimat. Zu Ostern 1835 wurde ich der Obhut der Großeltern in Merseburg übergeben und in die Quinta des dortigen Domgymnasiums aufgenommen. Ostern 1836 in die Quarta und Ostern 1837 in die Tertia versetzt, mußte ich wegen des Todes meiner lieben Großmutter das Gymnasium zu Merseburg verlassen und trat Michaelis 1837 in die Realschule, damals Gewerbeschule zu Plauen im Vogtlande ein. Nach längerem Widerstreben des Vaters erhielt ich endlich die elterliche Einwilligung, mich dem Forstfache wid-

men zu dürfen, und trat am 1. April 1840 meine Forstlehrjahre auf königlich sächsischem Pausaer Staatsrevier an. Ostern 1841 bezog ich die Forstakademie zu Tharandt und habe nach dreijährigem Besuche derselben zu Ostern 1844 mit einer sehr guten Zensur mein Abgangsexamen bestanden und damit die Befähigung erhalten, nach weiterer praktischer Ausbildung das zweite Staatsexamen zum höheren Forstdienste machen zu dürfen. Von Ostern bis zum Schlusse des Jahres 1844 war ich Forstgehilfe auf Borstendorfer Revier im Forstbezirke Zschopau und später auf Crandorfer Revier im Forstbezirke Schwarzenberg. Im Juni 1845 wurde mir durch Forstrat Zimmer, den Generalbevollmächtigten des Grafen Karl Friedrich Anton von Hohenthal, die Renteneinnehmerstelle zu Lauenstein angetragen, worauf ich mich sofort bei dem Grafen auf Schloß Hohenprießnitz vorstellte. Die Stelle wurde mir übertragen, ich quittierte den Staatsdienst und trat in den Privatforstdienst über. In der Zeit meiner Tätigkeit als Renteneinnehmer zu Lauenstein sind ganz bedeutende Geldsummen durch meine Hände gegangen, und es fallen die sehr umfangreichen Lehns- und Zinsablösungen in diesen Zeitabschnitt. Auch die stürmischen politischen Bewegungen von 1848 und 1849 machten meine Anwesenheit in Lauenstein nötig, da ich als Vertrauensmann der Stadt zu verschiedenen Versammlungen der vaterlands- und königstreuen Partei nach Leipzig, Pirna, Schandau usw. entsendet wurde und die hochherzigen Bestimmungen des Grafen inbetreff der Beschäftigung von Arbeitern und Arbeiterinnen eine vermehrte Aufsicht notwendig machten. Durch das innige Zusammengehen der Gutsherrschaft mit der Bürgerschaft sind damals die kritischen Maitage des Jahres 1849 an der Stadt Lauenstein spurlos vorübergegangen.

Vom 1. April 1849 ab wurde mir vom Grafen die Verwaltung des ihm gehörigen Rittergutes Kayna bei Zeitz übertragen. Vom Jahre 1861 wurde ich gleichzeitig mit der Verwaltung des Rittergutes Löbnitz mit Nöthnitz und 1863 auch der des angekauften Rittergutes Wildenborn betraut, und ich habe diese Geschäfte teils unter persönlicher Leitung des Grafen teils unter Leitung seines Güterdirektors Schneider bis 1876 geführt. In die ersten Jahre meiner Kaynaer Tätigkeit fallen hauptsächlich die sehr umfangreichen Zins- und Lehnsablösungen im Bereiche des früheren Patrimonialgerichts, die Ablösung des Zehntabschnittes und des Pfarrzehntens, sowie die Zins- und Lehnsablösungen des Rittergutes Löbnitz, soweit die Verpflichtungen auf preußischen Grundstücken ruhten, und endlich die Abtrennung der Feldmark Kayna.

Vom 1. Dezember 1876 ab wurde ich noch auftragsgemäß auf verschiedenen andern Gütern beschäftigt, z. B. mit Einteilung des Forstreviers Börnichen, mit Anlage eines Schneißen- und Wegenetzes, einer Flurkarte von Kayna, Revisionsarbeiten in Mühltroff u. a. m. Im Jahre 1880 wurde ich vom Grafen Karl Julius Leopold von Hohenthal zur Leitung der Geschäfte der Hauptgüterverwaltung nach Püchau berufen und als Forstmeister und Vorstand der Hauptgüterverwaltung angestellt. Der Besitz des Grafen umfaßte dreizehn Rittergüter in Preußen, Sachsen und Sachsen-Weimar: Kayna, Wildenborn, Wartenberg an der Elbe, Püchau mit Plagwitz, Nepperwitz, Leubnitz, Lauenstein, Börnichen, Mühltroff, Pflege Löbnitz mit Nöthnitz, Frießnitz, Struth, Niederpöllnitz. Als Berater und Stütze stand mir nächst dem seligen Herrn Grafen der Herr Baron von Welck in Grimma zur Seite, dessen Andenken bei mir in hohen Ehren geblieben ist und bleiben wird.

Infolge körperlicher Leiden und damit verbundener Verminderung meiner Leistungsfähigkeit wurde ich am 1. Dezember 1885 nach Kayna zurückversetzt und mir die fernere besondere Verwaltung der Rittergüter Kayna, Wildenborn und Pflege Löbnitz mit Nöthnitz, sowie die Aufsicht über die Rittergüter Frießnitz, Struth, Niederpöllnitz und Mühltroff belassen, welche Geschäfte ich bis zum Tode meines innig verehrten Herrn nach bestem Wissen und Gewissen geführt habe. Mit dem Tode des Grafen Karl Julius Leopold im Februar 1892 trat eine Trennung des Besitzes der Rittergüter Kayna und Wildenborn ein, und ich wurde als Beamter der Püchauer Besitzungen in den Ruhestand versetzt, habe jedoch noch heute die Ehre, die Geschäfte der Verwaltung des Rittergutes Wildenborn, das in den Besitz des Grafen Eugen von Hohenthal gelangt ist, führen zu dürfen. Es ist dies die dritte Generation der Grafen von Hohenthal, der ich meine Dienste widmen konnte. Nebenher bemerke ich nur noch, daß ich 1865 als vereideter königlich preußischer Kreisboniteur bestätigt worden bin und seitdem bis jetzt in meist sehr umfangreichen Feldmarken, z. B. der Stadt Zeitz, der Stadt Aken an der Elbe, Osterfeld in der Provinz Sachsen, der Rheinprovinz, sowie in Meiningen und Schwarzburg-Rudolstadt die Grundstücke nach ihrem Ertragswerte eingeschätzt und die Grundlagen zum weitern Verfahren bei Grundstücksvereinigungen mitbeschafft habe. Ebenso habe ich wiederholt Steuereinschätzungskommissionen im Kreise Zeitz, z. B. bei der ersten Aufstellung der Gebäudesteuerrolle angehört, was eine ununterbrochene Tätigkeit von mehreren Wochen in Anspruch nahm. Ferner bin ich bis in die neueste Zeit mehrfach als sachverständiger Taxator für Obstanlagen im Kreise Zeitz und der Grafschaft Kamburg, beim Bau der

Saalbahn in Anspruch genommen worden, wenn derartige Anlagen durch Wegebauten oder Besitzveränderungen zu entfernen und von anderer Seite Entschädigungen zu zahlen waren. Schließlich will ich nur noch erwähnen, daß ich auch als Abschätzungskommissar für die Landfeuerversicherungsgesellschaft der Provinz Sachsen ernannt und vielmals als solcher verwendet worden bin. Ich kann auch nicht unterlassen, der vielen Zeichen gütiger Anerkennung, die mir von meinem innig verehrten letzten verstorbenen Herrn im Laufe meiner langjährigen Dienste zu Teil geworden sind, dankend zu gedenken; sie stehen mit unauslöschbarer Schrift im Grunde meines Herzens eingetragen und werden ebenso wie die Dankgefühle gegen meinen derzeitigen Herrn, Grafen Eugen von Hohenthal nebst Frau Gemahlin und dessen innig verehrte Schwester, Gräfin Olga von Hohenthal, nur mit meinem Tode erlöschen. Mit dem Danke gegen Gott, den Allgütigen, für die mir bis jetzt geschenkten geistigen und körperlichen Kräfte schließe ich den Bericht über meinen Lebenslauf.

Kayna, am 9. Mai 1895. Hermann Ludwig Blanckmeister, Gräflich Hohenthal'scher Forstmeister außer Dienst."

Noch schenkte Gott dam alten treuen Manne siebzehn Lebensjahre. Er konnte im Kreise von neun Kindern und zahlreichen Enkeln mit seiner Gattin, einer Försters-Tochter, die Goldne Hochzeit feiern. Bis zuletzt rauchte er bei einem Glase Bier vergnügt sein Pfeifchen. Seinen Lebensabend verbrachte er in Altenburg, wo er erst 1912 gestorben ist. Sein Stamm grünt weiter wie die Tannen und Fichten seiner Heimat. Seine Söhne haben andre Berufe ergriffen; aber einer seiner Enkel ist wieder das geworden, was der Alte war; er sang als Knabe schon:

Es lebe, was auf Erden
Stolziert in grüner Tracht:
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!
Im Walde bin ich König,
Der Wald ist Gottes Haus,
Da weht sein starker Odem
Lebendig ein und aus.

31. Billige Zeiten.

Wir saßen an einem Winterabend in traulichem Kreise beisammen. Es war die Zeit nach dem Weltkrieg, als die Mark von Tag zu Tag bedenklich sank. Die Männer rauchten, die Frauen flickten und stopften, alle aber sprachen von den teuern Zeiten. „Es ist unmöglich, mit dem Wirtschaftsgelde jetzt auszukommen“, bemerkte eine jüngere Frau, „mein Mann gibt mir mehr als die doppelte Summe gegen 1914, und am Mittwoch bin ich regelmäßig damit fertig. Ein kleiner Käse, man sieht ihn kaum, 1 Mk. 50 Pfg. Eine Leberwurst, die man sonst für sechzig Pfennige kaufte, 11 Mk.! Ein Geviertmeter klargemachtes Holz gar 100 Mk.!“ „Wenn man dreißig Jahre wirtschaftet“, fuhr eine bejahrte Dame fort, „und die Verhältnisse von heute mit denen von früher vergleichen kann, dann merkt man erst recht, wie tief wir hinabgeglitten sind; tiefer kann es beinahe nicht gehen. Zu meiner Zeit zahlte man noch im Vogtlande für einen Gänsbauch höchstens 6 Mark und für eine Mandel Eier 1 Mk., und ich erinnere mich noch deutlich, wie meine Tante in der Lausitz niemals mehr als einen Taler für ein Gänschen anzulegen pflegte und nie mehr als 45 Pfg. für ein Stück Butter zahlte.“ Und so hatte jede der Damen etwas zu dem Thema zu sagen; der Gegenstand ist ja unerschöpflich.

Ich hatte dem Gespräche mit Aufmerksamkeit zugehört und wie die andern männlichen Glieder der Gesellschaft nur hie und da einen Brocken dazwischen geworfen. Dann aber ging ich an meinen Bücherschrank und nahm ein altes, vergilbtes Heft heraus, dessen Inhalt einen angenehmen Beitrag zu den Verhandlungen über die teuern Zeiten abgeben mußte. „Hier haben Sie, meine Damen und Herren", so begann ich, „ein altes Ausgabebuch von 1847 bis 1857, das uns reizvolle Einblicke in vergangene Zeiten bietet. Es ist geführt von meinem Großvater, dem Apotheker Christian Friedrich Schuster in Plauen im Vogtland, und spiegelt getreu den Haushalt einer sächsischen Bürgerfamilie in der ausgehenden Biedermeierzeit wieder. Wollen Sie etwas daraus hören?" Ich hätte diese Frage garnicht zu stellen brauchen. Die Frauen legten ihre Handarbeit hin, die Männer schmunzelten, alle waren begierig, einmal unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen und aus unanfechtbaren Zeugnissen zu vernehmen, wie billig das Leben in der Vorzeit eigentlich gewesen sei.

Ich begann zu lesen:

Hauszins, erstes Vierteljahr	13	Taler	—	Ngr.	— Pf.
Wachslichter an den Christbaum	—	„	6	„	— „
Eine viertel Klafter Holz nebst Machenlassen	1	„	20	„	— „
Ball in der Erholung	—	„	6	„	3 „
Eine Brille für mich	1	„	—	„	— „
Eine Weste für mich	1	„	—	„	— „
Vier Ellen braunes Tuch für mich	8	„	20	„	— „
Ein Paar Schuhsohlen für mich	—	„	7	„	— „
Zwei Bettstellen	4	„	20	„	— „
Ein Paar Hausschuhe	—	„	24	„	— „
Zwei Paar Schuhe für Frau und Tochter	2	„	15	„	— „

Bei jedem Ansatze hatte sich aus dem Kreise der Damen ein leises Seufzen vernehmen lassen; bei der

Erwähnung der Schuhe rief es: „Ach, wie fabelhaft billig!“ Die Damen konnten sich über die 2 Taler 15 Groschen gar nicht beruhigen.

Da unterbrach ein Herr, der eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, das Gespräch der Frauen mit der Frage: „Und wie teuer waren damals die Lebensmittel?“ Ich nahm mein altes Heft wieder vor und las auf gut Glück, was da von Nahrungsmitteln geschrieben stand:

Eine Wurst und sechs Pöklinge	—	Taler	12	Ngr.	— Pf.
Elf Pfund Schinken	2	„	7	„	5 „
Acht Pfund Rindfleisch und eine Rindszunge	1	„	4	„	4 „
Eine Rehkeule	1	„	2	„	5 „
Zwei Hähnchen	—	„	7	„	— „
Ein und dreiviertel Kannen Butter	—	„	19	„	2 „
Ein Viertelzentner weißes Brotmehl	—	„	20	„	— „
Ein Hase	—	„	15	„	— „
Eine Ente	—	„	10	„	— „

Ich konnte kaum zu Ende lesen, so oft wurde ich von den Ausrufen des Staunens oder des Entzückens unterbrochen. Am Schlusse aber sagten alle: „Ja, das waren freilich billige Zeiten! Damals muß es eine Lust gewesen sein, zu wirtschaften.“

„Sie können ermessen, meine Herrschaften“, so fuhr ich fort, „daß dreißig Jahre früher die Preise der Lebensmittel noch ganz erheblich niedriger gewesen sind. Ich habe hier Auszüge aus den Wirtschaftsbüchern zweier Pfarrhäuser des Leipziger Kreises aus der Zeit der Befreiungskriege. Hören Sie und staunen Sie, was damals trotz der bösen Zeiten die Lebensmittel kosteten:

Eine Rindszunge	—	Taler	9	Ngr.	6 Pf.
Eine Kalbsleber	—	„	4	„	8 „
Eine Gans	—	„	20	„	— „
Ein Hase	—	„	6	„	— „
Ein Paar Tauben	—	„	3	„	6 „
Eine Kanne Milch	—	„	—	„	7 „

Ich mußte innehalten, die niedrigen Preise schienen die Damen allzu sehr zu belustigen. „Ach, wer damals gelebt hätte!“ rief ein älterer Herr, der Tauben für sein Leben gern aß und diesen Hochgenuß bereits seit Jahren hatte entbehren müssen. Ich benutzte die Stimmung und teilte noch zur allgemeinen Erheiterung einige Zahlen aus grauester Vorzeit mit. Im Jahre 1490 kam in Sachsen ein Scheffel Korn 4 Gr., Gerste 2½ Gr., Hafer 1½ Gr., sechs Eier 1 Pf., eine Elle grimmaisches Tuch 4 Gr., ein Schlachtochse 3 Goldgulden. Vor sieben Jahrhunderten aber galten in Sachsen 1 Mandel Eier 1 Pfg., 1 Scheffel Korn 9 Pf., Weizen 18 Pf., 8 Heringe 1 Pf., 1 Pfund Butter 2 Pf., eine Tonne Bier 48 Pfennige.

* * *

Lange noch wurden die „billigen Zeiten“ in der kleinen Gesellschaft besprochen, mancherlei Vergleiche wurden angestellt, das Bedauern, daß die goldne Zeit so weit hinter uns liege, war allgemein. Eine sehr wichtige Frage wurde seltsamer Weise nicht angeschnitten. Darum platzte ich zum Schlusse noch mit der Wendung heraus: „Meinen Sie wirklich, meine Damen und Herren, daß die Zeiten damals so billig gewesen sind? Ich glaube, Sie täuschen sich.“ Erstaunte Mienen, ungläubige Gesichter waren die Antwort. Ich aber ließ mich nicht beirren und fuhr fort: „Sie haben die Ausgaben niedrig gefunden, mit Recht; aber Sie haben garnicht nach den Einnahmen gefragt. Und die Einnahmen sind damals ebenso niedrig gewesen wie die Ausgaben, ja vielleicht noch niedriger, als sie hätten sein dürfen. Es klingt ganz hübsch, daß eine Kalbsleber 4 Ngr. 8 Pf. kostete und ein Paar Tauben 36 Pf., aber fragen Sie nur einmal, was damals ein Familienvater einnahm. Ein alter Ahnherr von mir, der 1817 seine Pfarrstelle im Vogtlande

erhielt, stand sich bei einer Familie von zuletzt neun Köpfen und zwei Dienstboten zwanzig Jahre lang auf 200 Taler, und es gab manchen braven Schullehrer auf dem Lande im Erzgebirge, der sich lebenslang mit jährlich 120 Talern begnügen mußte. Wenn im achtzehnten Jahrhundert mancher Student mit jährlich 50 Talern auszukommen vermochte, so bedenke man, daß diese 50 Taler fast so viel waren wie heute 500. Wenn die Tochter eines Gerichtsamtmannes zu ihrer Ausstattung ganze 150 Taler erhielt und sich bequem davon alles nötige Hausgerät kaufen konnte, so leuchtet ein, daß die Kaufkraft des Geldes damals eine erheblich andere gewesen sein muß als heute. Der alte Gellert bezog 100 Taler Jahresgehalt. Das ist für heutige Verhältnisse nichts. Aber diese 100 Taler bedeuteten für seine Zeit einen recht netten Gehalt für einen Leipziger Professor extraordinarius. Der Geldwert ist immer etwas relatives, und trotz niedriger Preise haben die Hausfrauen der guten alten Zeit genau so über das Auskommen geklagt, wie die der Gegenwart, weil das Einkommen eben auch entsprechend niedrig gewesen ist."

„So wären also die billigen Zeiten unserer Väter nur scheinbar so billig gewesen?" bemerkte die junge Dame, die an der Wurst für 11 Mark so herbe Kritik geübt hatte. Ich mußte sagen: „Sie haben Recht." Als sie jedoch hinzufügte: „Aber, nicht wahr, die heutigen Zeiten finden Sie doch auch außergewöhnlich teuer, sündhaft teuer?" konnte ich ihr das auf Grund meiner vergleichenden Kulturstudien und auf Grund meines Geldbeutels nur bestätigen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß die „teuern Zeiten", die uns der verlorene Krieg und seine Folgen gebracht, doch bald wieder etwas „billigeren Zeiten" das Feld räumen werden. Und so ist es denn auch geworden.

Belege und Erläuterungen.

1. **Luther als Brautwerber.** De Wette, Luthers Briefe; K. A. v. Hase, Unsre Hauschronik, 1898; Akten über das Lauenstein'sche Stipendium beim Rate zu Weimar; Familienpapiere über das Lauenstein'sche Stipendium. — Verwandtschaftslinie: Döring, Schneidewein, Lauenstein, Pfüntel, Schuster, Blanckmeister.

2. **Goldner Boden.** Ratsarchiv Dresden; Hauptstaatsarchiv Dresden; Archiv der Drechslerinnung in Stettin: Archiv des Magistrats in Stettin; Kirchenbücher in Stettin. H. v. d. Dollen, Streifzüge durch Pommern, 1885, 2. Bd.: Stettin; W. H. Meyer, Stettin in alter und neuer Zeit, 1887. — Stammfolge: 1. Benedix Blanckmeister, Bürger in Dresden, 1544; 2. Benedix Blanckmeister, Hofkellerdiener in Dresden 1577; (3., 4. Lücken?); 5. Fabian Blanckmeister, Drechslermeister in Stettin, 1630—1700; 6. Friedrich Blanckmeister, Drechslermeister in Stettin, 1666—1740; 7. Balthasar Friedrich Blanckmeister, Schloßprediger in Netzschkau, 1694 bis 1762; 8. Martin Gotthat Blanckmeister, Gerichtsdirektor in Leubnitz, 1737—1803; 9. Ludwig Wilhelm Blanckmeister, Pfarrer in Langenbach, 1792—1867; 10. Dr. med. Ludwig August Blanckmeister, Arzt in Plauen, 1820—1875; 11. Dr. theol. Franz Theodor Blanckmeister, Pfarrer in Dresden.

3. **Der Pfarrer von Taltitz.** Akten über das Lauenstein'sche Stipendium, s. o.; Kirchenbücher in Taltitz; Höe v. Hoenegg, Eine christliche Predigt (Titel S. 30); Jahn, Chronik von Ölsnitz. 2. Aufl. 1872; Familienpapiere. — Verwandtschaftslinie: Pfüntel, Schuster, Blanckmeister.

4. **Priester und Kornet.** Lebenslauf Christian Köthes, gedruckt, 4 Bogen Folio; K. G. Dietmann, Die der A. K. zugetane Priesterschaft i. d. Kurfürstentum Sachsen, 1. T. 3. Bd. 1754, S. 266 ff.; Familienpapiere. — Verwandtschaftslinie: Köthe, Blanckmeister. Die Tochter Otto Heinrich Köthes, Christiane Friederike Köthe, wurde 1772 die 1. Gattin des Gerichtsdirektors Martin Gotthat Blanckmeister.

5. **Elias im Vogtlande.** Akten des Pfarrarchivs in Netzschkau; Familienpapiere; B. F. Blanckmeister, Heilige Arbeit im Herrn Jesu, 1732.

6. **Die drei Feldprediger.** Familienpapiere; Kirchenbuchauszüge; Mitteilungen von Pfarrämtern; Hauptstaatsarchiv Dresden.

7. **Die schwarze Handschrift.** Familienpapiere; B. F. Blanckmeisters Schrift: Apodixis conjugationum Chaldaeorum; Goethe, Dichtung und Wahrheit; F. Th. Blanckmeister, Goethe und die Kirche seiner Zeit, 1923.

8. **Der alte Krenkel.** Familienpapiere; Handschriftliche Aufzeichnungen eines Adorfer Bürgers; E. Krenkel, Blicke in die Vergangenheit des Stadt Adorf, 1862. — Verwandtschaftslinie: Krenkel, Blanckmeister. August Krenkel, Sohn des Pfarrers Krenkel, heiratete 1803 Henriette Blanckmeister, Tochter des Gerichtsdirektors Martin Gotthat Blanckmeister.

9. **Levi Jeremias.** Auszüge aus dem Kirchenbuche zu St. Maximi in Merseburg; Familienpapiere. — Die Tochter Ernst Gottlieb Christs, Johanne Sophie Christ, 1794—1864, heiratete 1818 den Pfarrer Ludwig Wilhelm Blanckmeister. Die Familie Christ, Nachkommen des Karl Christ, Sohnes von Ernst Gottlieb Christ, besteht noch.

10. **Gelegenheit macht — Reime.** Familienpapiere.

11. **Der Feuersegen.** K. H. Richter, Die Herrschaft Mühltroff und ihre Besitzer, 1857.

12. **Von Vater auf Sohn.** Familienpapiere; Auszüge aus Pfarramtsakten. — Stammfolge: 1. Christoph August Gabler, Pfarrer in Mühltroff, 1722—1800, 2. Karl Gotthilf Gabler, Pfarrer in Mühltroff, 1761—1825. — Tochter von 1 und Schwester von 2, Friederike Traugotte Gabler, ward 1779 die 2. Gattin des Gerichtsdirektors Martin Gotthat Blanckmeister, Mutter von 14 Kindern (1755—1835); ein Bruder von ihr, Christoph August Gabler, Kapellmeister in Reval, Komponist, 1767—1839; dessen Tochter Jeanette Gabler, Sängerin.

13. **Leubnitz und Amerika.** Familienpapiere.

14. **Die treue Seele.** A. Schmeißer, Erinnerungen an eine treue Seele, Gartenlaube, 1872. S. 145 ff.; Familienpapiere. — Stammfolge: 1. Johann Peter Becker, Pfarrer in Adorf, 1684—1773. 2. Peter Ernst Becker, Rektor in Adorf, 1730—1811; 3. Christoph August Becker, Bürgermeister in Adorf, 1764—1834, vermählt 1796 mit Dorothea geb. Blanckmeister, 1773—1847, Tochter des Gerichtsdirektors Martin Gotthat Blanckmeister in Leubnitz. — Karoline Regine Becker verehelichte Schwenke, die Mutter Wilhelmines, ist die Schwester des Adorfer Rektors, Wilhelmine die Kousine des Adorfer Bürgermeisters. Der Familie gehört auch der Komponist Reinhold Becker, 1842—1924, an.

15. **Der Gast im Posthause.** E. Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf, 1862; Auszüge aus Kirchenbüchern; E. Trauer, Adorf, Elster und Goethes Hermann und Dorothea 1911. — Stammfolge: 1. Johann Adam Pinder, Postmeister in Adorf, † 1738; 2. Johann Christoph Pinder, Bürgermeister in Adorf, 1730—1790; 3. Gottlob Theodor Pinder, Bürgermeister in Adorf, 1766—1832. — Die Schwester von 2 und Tante von 3, Christiane Margarete Pinder (1728—1791), heiratete den Pfarrer Otto Heinrich Köthe in Leubnitz (1722—1793) und war die Mutter der Christiane Friederike Köthe, der 1. Gattin des Gerichtsdirektors Martin Gotthat Blanckmeister.

16. **Ein Ehrenmann.** Familienpapiere. — Stammfolge: 1. Gottlob Friedrich Schuster, Kreissteuereinnehmer in Dresden, 1760—1837; 2. Christian Friedrich Schuster, Apotheker und Gutsbesitzer in Unterlosa, 1792—1857; 3. Marie Schuster, 1828—1905, seit 1846 Gattin des Dr. med. Ludwig August Blanckmeister, Arztes in Plauen; 4. Dr. theol. Franz Theodor Blanckmeister, Pfarrer in Dresden.

17. **Undis submersus.** Amtsgerichtsarchiv in Dresden; Dresdner Anzeiger 1798; Familienpapiere.

18. **Aus der Franzosenzeit.** Familienpapiere; Auszüge aus Kirchenbüchern und Akten.

19. **Höhen und Tiefen.** Familienpapiere. — Friederike Klemm geb. Schuster, 1804—1885, war die Tochter des Kreissteuereinnehmers Gottlob Friedrich Schuster, 1760—1837, die Schwester des Apothekers und Gutsbesitzers Christian Friedrich Schuster, 1792—1857, die Tante der Marie Schuster, 1828—1905, der Gattin des Doktor Ludwig August Blanckmeister.

20. **Urväterfrömmigkeit.** Familienpapiere.

21. **Von altem Schrot und Korn.** Familienpapiere. — Stammfolge: 1. Balthasar Friedrich Blanckmeister, Schloßprediger in Netzschkau, 1694—1762; 2. Daniel Polykarpus Blanckmeister, Pfarrer in Rudersdorf, 1735—1820; 3. Dr. med. Christlieb Fürchtegott Blanckmeister, Medizinalrat in Buttelstedt, 1781—1863.

22. **Die Muhmen.** Familienpapiere.

23. **Vom Erzgebirge zur Pyramide des Cestius.** Familienpapiere, besonders das Schreiben des Gesandtschaftspredigers Schmieder aus Rom. — Die Familie Wimmer ist durch den Schloßprediger Balthasar Friedrich Blanckmeister,

1694—1762, und durch die Familie Krenkel mit der Familie Blanckmeister verwandt.

24. **Registrators Aeltester.** Familienpapiere.

25. **Das fremde Kind.** Familienpapiere. — Christian Friedrich Schuster, 1792—1857, ist der Vater der Marie Schuster, 1828—1905, seit 1846 Gattin des Dr. med. Ludwig August Blanckmeister, 1820—1875.

26. **Sturm und Drang.** F. Rödiger, Aus meinem Gefängnis- und Fluchtleben, Gartenlaube, 1874, S. 15 ff. Familienpapiere. — Karl Ferdinand Blanckmeister, 1819—1883, ist der Sohn des Pfarrers Ludwig Wilhelm Blanckmeister in Langenbach, 1792—1867, und der Bruder des Dr. med. Ludwig August Blanckmeister, Arztes in Plauen, 1820—1875. Die Familie in Amerika besteht noch.

27. **Ein Trauerspiel.** Familienpapiere. — Stammfolge: 1. Christoph August Becker, Bürgermeister in Adorf, 1764—1834, vermählt 1796 mit Dorothea geb. Blanckmeister, 1773—1847; 2. Frau Gerichtsamtmann Jani geb. Becker in Adorf und Breitenfeld; 3. Frau Advokat Schneider geb. Jani in Markneukirchen; 4. Dr. phil. Ulrich Schneider in Schilbach i. V., 1842—1885. — Die Schwester der Frau Gerichtsamtmann Jani war Luise Becker, vermählt mit Rittergutsbesitzer v. d. Lühe auf Schilbach i. V., deren Tochter Luise v. d. Lühe, vermählt mit Rittergutsbesitzer Hauptmann v. Metzsch auf Schilbach i. V.

28. **Das Pfarrhaus des Großvaters.** Familienpapiere. Die Kinder des Pfarrers Ludwig Wilhelm Blanckmeister waren: 1. Karl Ludwig Ferdinand, Advokat in Adorf, zuletzt in Amerika, 1819—1883; 2. Dr. med. Ludwig August, Arzt in Plauen, 1820—1875; 3. Hermann Ludwig, Forstmeister in Kayna, 1822—1912; 4. Pauline Rosalie Sophie verehel. Kaufmann Dietsch, 1824—1898; 5. Emma Friederike Sophie verehel. Gastwirt Deil, 1827—1889; 6. Otto Bernhard Ludwig, Kaufmann in Nürnberg, 1831—1903;. 7. Richard Alfred Ludwig, Gymnasiast in Plauen, 1836—1853. Ein Knabe Hilmar und ein Mädchen Selma verstarben früh.

29. **Musen und Grazien in Langenbach.** Familienpapiere.

30. **Der Grünrock.** Familienpapiere.

31. **Billige Zeiten.** Familienpapiere.

Von Franz Blanckmeister erschien ferner:

Sächsische Kirchengeschichte

2. Auflage. 487 Seiten. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50 Mk.

Aus dem Staube der Archive und einer Unmasse Schriften mehrerer Jahrhunderte hat der Verfasser ein lebensvolles und anziehendes Bild der Kirchengeschichte seiner Heimat entworfen, welche zugleich für die früheren sächsischen Teile Preußens und wegen ihres engen Zusammenhanges besonders mit der Reformationsgeschichte für das ganze evangelische Deutschland wichtig und anziehend ist. Haben sich doch bei diesem Werke Gelehrter und Künstler, der treue Geschichtsschreiber und der vorzügliche Darsteller, die Hände gereicht.

(Literarische Rundschau.)

Aus dem Inhalt: Die Ureinwohner. — Bekehrung zum Christentum. — Die Markgrafen. — Die Bistümer Merseburg und Zeitz. — Das Bistum Meißen. — Bischof Benno. — Gründung von Klöstern und Pfarreien. — Kirchliches Leben. — Kultur und Sitte. — Die Wettiner. — Die Bistümer. — Mönche, Nonnen und Ritter. — Die Geißlerzüge. — Der Bestand der Kirche. — Die christliche Liebe. — Kirchliches Leben. — Kultur und Sitte. — Die Universität Leipzig. — Hus und seine Freunde. — Die Hussitenkriege. — Vorboten der Reformation. — Reformversuche. — Das Fürstenhaus. — Kirchliches Leben. — Kultur und Sitte. — Martin Luther. Reisen nach Dresden. Ablaßhandel. Tetzel. Anschlag der Streitsätze. Kajetan. Miltitz. Leipziger Disputation. Bannbulle. — Die Kurfürsten und das Evangelium. — Herzog Georg. — Herzog Heinrich. — Moritz. — Evangelische Theologen. — Das Ende des römischen Kirchentums. — Die evangelische Landeskirche. — Kirchliches Leben. — Kultur und Sitte. — Kurfürst August. — Die Lehrstreitigkeiten. — Der Kanzler Krell. — Der große Krieg. — Protestantische Flüchtlinge. — Die Universitäten. — Lutherische Charakterköpfe. — Verfassung der Landeskirche. —

Kirchliches Leben. — Kultur und Sitte. — Philipp Jakob Spener. — Die Leipziger Bewegung. — Rechtgläubigkeit und Pietismus. — Gegner des herrschenden Kirchentums. — Zinzendorf und die Brüdergemeinde. — Anfänge der Mission. — Durch die Zeitphilosophie zur Aufklärung. — Kirchliches Leben. — **Die römische Propaganda.** Vorgeschichte. — Der Kardinal von Sachsen. — August der Starke und Christiane Eberhardine. — Der Kurprinz. — Moritz Wilhelm und Moritz Adolf von Sachsen-Zeitz. — Römische Fortschritte und Übergriffe. — Protestantische Gegenwehr. — Kirchliches Leben. — Kultur und Sitte. — Der Zusammenbruch. — Führende Geister. — Die Wissenschaft. — Christian Fürchtegott Gellert. — Kirchliches Leben. — Die römische Kirche. — Kultur und Sitte. — **Kirchlicher Umschwung.** Neues Leben. — Rationalismus und Supranaturalismus. — Verfassungsreformen der Kirche. — Das Luthertum und seine Auswüchse. — Kirchliches Leben. — Die römische Kirche. — Kultur und Sitte. — Die Neuzeit. Die sächsische Theologie. — Kirchliches Leben. — Die Verfassung der Kirche. — Separationen und Sekten. — Die römische Kirche. — Die Gegenwart. — Quellen zur sächsischen Kirchengeschichte. — Alphabetisches Register.

Von demselben Verfasser erschien ferner:

Deutsches Familienleben. 3. Aufl., 400 Seiten, 8° Halbleinen geb. 5,— Mk.

Es ist ein Volksbuch wie lange keins auf dem Büchermarkt erschien. Darum ist es sehr zu wünschen, daß dies ganz vortreffliche Buch die weiteste Verbreitung findet, daß es der Bruder der Schwester, der Bräutigam der Braut, der Gatte der Gattin schenkt.

Der Prophet von Kursachsen. Valentin Ernst Löscher und seine Zeit. 306 Seiten, geb. 4,— Mk.

Ein großes, farbenreiches Kulturgemälde aus Sachsens Vorzeit, das Leben eines Helden im Kirchenrock in den Tagen Augusts des Starken, ein Vorbild protestantischer Glaubenstreue für unsre Tage.

Goethe und die Kirche seiner Zeit. 188 Seiten, 8°. geb. 2,75 Mk.

Der Verfasser entwickelt in dem höchst lesenswerten Werke eine umfassende Darstellung der Stellung Goethes zur Kirche und darüber hinaus auch zur Religion und fügt zu dem Bilde, das man von dem Dichterfürsten besitzt, neue, sehr beachtliche Züge. Es ist nicht gleichgültig, wie sich Goethe, zu dem heute das deutsche Volk in Ehrerbietung emporblickt, zur Kirche stellte. Klare Kenntnis davon zu vermitteln ist das Buch berufen.

Ewige Wahrheit. 2. Auflage. 160 Seiten. Geb. 2.— Mk. Eine echt volkstümliche evangelische Glaubens- und Sittenlehre, nicht in trockener Darstellung, sondern voller Leben zum Vorlesen im Familienkreise geeignet.

Heimatscholle. Jugenderinnerungen. 212 S., geb. 2.75 Mk. Das Vogtland, die Heimat Julius Mosens, ist der Gegenstand dieser reizenden Schilderungen. Es ist ein sonniges Buch voller Lebensweisheit und Humor, fesselnd bis zum letzten Blatte.

Friedrich Meyer. Ein Leben im Dienste der Kirche. Geb. 3 *RM*
Franz Dibelius. Ein Leben im Dienste der Kirche. Geb. 5 *RM*
Altsachsenland. 3 Bände, steif broschiert je 2 *RM*
Sachsenspiegel. 3. Aufl. Geb. 5 *RM*
Alte Geschichten aus dem Sachsenlande. I., II., III. je 1.50 *RM*
Einst und Jetzt. 2 *RM*
Gustav-Adolf-Stunden 2 *RM*
Das Reich muß uns doch bleiben. 2 *RM*
Erich Stein, der Konfirmand 0.40 *RM*
Grete Lenz, die Konfirmandin 0.40 *RM*
Sächsischer Gustav-Adolf-Bote. Ein Blatt vom Gustav-Adolf-Verein. 12 Nummern jährlich 2 *RM*
Familienchronik 2 *RM*
Familienkunde und ihre Pflege. 1.50 *RM*

SLUB
Wir führen Wissen.

Ferner erschien:

Die Pietät und ihre Pflege in Volk und Haus 1 *RM*
Gustav-Adolf-Geschichten. 4 Hefte je 0.20 *RM*
Der Erzähler aus dem Sachsenlande 0.30 *RM*
Gewonnene Herzen 0.10 *RM*
Der Dienst der Bruderliebe. Einführung in das Werk des Gustav-Adolf-Vereins 1 *RM*
Wehr und Waffen. Evangel. Weckstimmen. 1—4 je 0.10 *RM*
Das evangelische Dresden. Ein kirchlicher Führer durch Sachsens Hauptstadt 1 *RM*

Verlag Franz Sturm & Co., Dresden-A. 16.

✦

Druck von A. Pabst in Königsbrück.

SLUB
Wir führen Wissen.

21. 06 - 7A

10

01

df_db_001359

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

- 7. Jan. 1992		
10. Aug. 1992		

4
X

Bio. Ka. (2)

Biograph. Katalog

1. 8°. 829